Christian Wernicke.

(1. Buch.)

INAUGURAL-DISSERTATION

der

philosophischen Facultät

der

Kgl. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Julius Elias.

München, 1888.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Christian Wernicke.

(1. Buch.)

INAUGURAL-DISSERTATION

der

philosophischen Facultät

der

Kgl. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Julius Elias.

München, 1888.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548316_0227

Inhalt.

Seite

Vorrede 3
Einleitung 13
I. Heimat und Geburtsjahr. Jugend 16
II. Der Schüler Morhofs 30
III. Amaryllis 51
IV. Wanderjahre 69
V. Heimkehr 80
VI. Hamburg. Wiederholte Bemühungen um ein Amt. Uebertritt in den dänischen Staatsdienst . . . 91
VII. In dänischen Diensten: 1708—1715 117
VIII. In dänischen Diensten: 1715—1723 136
IX. Rückkehr nach Dänemark. Tod 157
Nachtrag 167
Anmerkungen 169
Anhang.
A. Briefe.
I. Von Wernicke an hohe dänische Staatsbeamte 201
II. An den Herzog von Villeroy 217
III. Antwort 217
B. Literarische Nachträge.
I. Die Vorrede zur ersten Ausgabe des „Hans Sachs“ 220
II. Zwei Einleitungen Wernickes zu seiner (französischen) Uebersetzung einer politischen Schrift des Engländers Meadow . . 226
III. Varianten aus dem achten Buche der Epigramme 231
IV. Verworfene Epigramme 232
C. Dokumente, das Leben Wernickes betreffend.
I. Wernicke als Beamter des dänischen Staates (Ernennung zum Kanzleirat. Instruktion. Reisepass. Diensteid und Kreditiv. Justizrat etc. Staatsrat etc. Zurückberufung etc.) 236
II. Wernickes Hinterlassenschaft 248
III. Verpflegungskontrakt mit Touyon 250
Salig Etatsraad Wernickes Sterfbo 252
D. Jacob Bircherods Trauergedicht 254

Druckfehler-Verzeichnis.

S. 35 Z. 2 und 6 lies Wouweren statt Wouwern.
S. 49 Z. 24 lies keinen statt kleinen.
S. 52 Z. 15 lies stehn statt stehen.
S. 54 Z. 18 lies Rantzau statt Rentzau.
S. 56 Z. 30 lies Ferdinand II statt III.
S. 57 Z. 11 lies Ahlefeldt statt Ahlfeldt.
S. 60 Z. 6 lies Beschützet statt Beschützte.
S. 62 Z. 5 lies Pornographie statt Pornagraphie.
S. 68 Z. 9 lies Asketik statt Aszetik.
S. 117 Z. 31 lies 1708 statt 170.
S. 152 Z. 29 setze nach „verzagt“ die Anmerkungsziffer „260“.

Christian Wernicke.

Ardua res est, vetustis novitatem dare, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem.

Plinius.

Vorrede.

Die folgende Schrift, welche ich einer hohen philosophischen Fakultät vorzulegen die Ehre habe, bildet den ersten, in sich abgeschlossenen Theil einer Arbeit über den deutschen Epigrammendichter und dänischen Diplomaten Christian Wernicke: die Biographie. Das zweite und das dritte Buch, deren Material bereits gesammelt ist, werden die Stellung der Kritik und die Epigrammendichtung Wernickes behandeln, und zwar mit folgenden Unterabtheilungen:

II. 1) Die Anfänge der deutschen Kritik.
2) Der hamburgische Streit:
a) Die Literatur in Hamburg um die Wende des 17. Jahrhunderts.
b) Wernicke gegen Christian Henrich Postel und Christian Friedrich Hunold.
3) Wernickes kritische Anschauungen systematisch dargestellt, soweit dieselben in der Polemik hervortraten.
4) Folgen der Polemik. Urtheil der Nachwelt.

III. 1) Das deutsche Epigramm bis auf Wernicke.
a) Die Epigrammendichter.
b) Die Theorie.
2) Das Wesen des Epigramms bei Wernicke.
3) Wernickes Stoffe und deren Eintheilung.
4) Wernickes Technik: Vers. Sprache. Pointirung.
5) Geschichte und Vergleichung der drei Ausgaben.
6) Wernickes Wirkungen. Das Urtheil der Folgezeit. Gesammtcharakteristik und Schlusswort.

Die Epigramme, die sich auf das Leben des Dichters beziehen oder mit diesem Leben in irgend einer Verbindung stehen, sind schon in der „Biographie“ ausführlich abgehandelt worden. Ausserdem habe ich einzelne Partien, die Wernickes dichterisches Schaffen angehen und mithin in die dritte Abtheilung des Buches gehören, gleichsam als Proben schon der ersten Abtheilung eingefügt, in der Absicht, sie später wieder herauszunehmen, damit der einheitliche Charakter der einzelnen Theile gewahrt bleibe. Auch werden die Abschnitte über Wernickes politische Thätigkeit in Paris noch eine Erweiterung und formale Abrundung erfahren.

Es kam mir bei meinen Studien über Christian Wernickes Leben vor Allem darauf an, etwas Sicheres, dokumentarisch Belegtes mitzutheilen, denn die alten Ueberlieferungen waren dunkel, lückenhaft oder beruhten auf Kombinationen. Von einer kleinen Studie des altonaer Justizrathes G. P. Schmidt aus dem Jahre 1825 (Schleswig-Holstein-Lauenburg'sche Provinzialberichte, S. 358—362) abgesehen, gab mir keine der Vorarbeiten wirklich etwas Neues. Ludwig Fulda hat in dem biographischen Abriss zu einer Auswahl Wernicke'scher Epigramme (Kürschners „Nationalliteratur“ Bd. 39 S. 507—526) sehr geschickt Alles zusammengestellt, was er an Berichten über das Leben des Epigrammatisten vorfand, auch einige neue Mittheilungen aus der wichtigen Einleitung der Editio princeps (1697) gemacht, annähernd das Geburts- und Sterbejahr bestimmt und eine eingehende, durchaus selbstständige Beurtheilung des Dichters versucht. Auf Quellenstudien jedoch hat er sich nicht eingelassen, weil dies dem Zwecke seiner Arbeit nicht entsprach.

Unter den Schätzen des dänischen Geheimarchives (G A) zu Kopenhagen, welches von Herrn Dr. A. D. Jörgensen verwaltet wird, fand ich, während eines fünfmonatlichen, recht beschwerlichen Studiums an Ort und Stelle, die Quellen für Wernickes Leben von 1695—1725 (Todesjahr). Für die mittlere Lebenszeit und die Jugend fanden sich neue Anhaltspunkte,

so dass die Kombination über Wernickes Beziehungen zur „Amarillis“ (Abschnitt III) nunmehr völlig gesichert und die Hypothese von des Poeten Geburtsjahr und Heimath (Abschnitt I) einer grossen Wahrscheinlichkeit nahegerückt ist. Einzelne von den Funden, die sich auf den ersten Theil der Schrift beziehen, habe ich mit verschiedenen literarischen Nachträgen vorläufig in einem Anhange untergebracht, indem ich mir die Vervollständigung für die Buchausgabe vorbehalte. Mehrere kleine Mittheilungen aus dem Geheimarchive, die mir noch während der Arbeit zugeflossen sind, habe ich in die Anmerkungen aufgenommen. Von meinem Material ist, ausser wenigen Bruchstücken des Bircherodschen Tagebuches und des „Verpflegungskontraktes“ (Ahg S. 229 f.) nichts gedruckt worden. Einige nackte Daten hat das Geheimarchiv Herrn Dr. Könnecke für seinen „Bilderatlas zur deutschen Literaturgeschichte“ mitgetheilt.

Die Quellen für Wernickes Leben und Wirken, die ich benutzt habe, sind folgende:

I. Das Kirchenbuch der Stadt Bauske in Kurland.

II. Die Verfügungen König Friedrichs IV. von Dänemark, Wernickes Leben betreffend (Ahg C I). Die Originale befinden sich G A Ordres og Breve fra Cancelliet (1708—1723).

III. Zwei Einleitungen Wernickes zu einer politischen Schrift des Engländers Meadow (Ahg B II).

IV. 10 Briefe Wernickes an dänische Staatsbeamte (Ahg A I)

V. Die Depeschen Wernickes aus den Jahren 1708—1724 und die dazu gehörigen königlichen Verfügungen. (Relationes aus Frankreich [R F] und deutsche Geheimregistratur [G H, bzw. Dtsche Kzlei] G A) *).

*) In dem zwar veralteten, doch immerhin brauchbaren Geschichtswerke Andreas Hojers „König Friederich des Vierten glorwürdigstes Leben“ (Tondern 1829) fand ich einen ziemlich verlässlichen Führer durch die Wirrsale der Politik, in deren Kreisen Wernicke thätig war. Auch Hojers ungedruckte „Jahrbücher“ über den Anfang des 18. Jahrhunderts (Manuscript G A) habe ich hier und da zu Rathe gezogen.

VI. Zirkularnoten Wernickes an die dänischen Gesandten in Wien, London, Berlin, im Haag und Hamburg (G A, Almindelig Gesandskabs Korrespondance 1708 bis 1724).

VII. Briefwechsel zwischen Wernicke, der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans und dem Marschall von Villeroy; hierhin gehört auch ein Brief Christians an die Herzogin von Holstein-Ploen.

VIII. Briefwechsel zwischen Wernicke, dem dänischen Minister Johann Georg von Holstein und dessen Sohn Karl, 31 Nummern.

IX. Briefwechsel zwischen Wernicke und dem Kaufmann Germain in Paris nebst Zusatz.

X. Die „Remarquers over Paris“ von Bircherod, der 1716—19 Wernickes Sekretär in Paris war (Manuscript, Königl. Bibliothek in Kopenhagen*).

XI. Akterne i Boet efter Etatsraad Wernicke (Akten des Erbschaftsgerichtes, G A; auszugsweise Ahg C II).

XII. Verpflegungskontrakt Wernickes mit dem Garkoch Toyon (Ahg C III).

XIII. Th. J. Bircherods Trauergedicht auf Wernicke (Ahg D).

XIV. Wernickes Dichtungen:

1) Die Einleitungen der drei Ausgaben (1697 [A], 1701 [B], 1704 [C]).

2) Die Einleitung in die erste Ausgabe des „Hans Sachs“ (Ahg S. 109 ff.).

3) Einzelne Epigramme.

4) Die vier Schäfergedichte.

XV. „Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schrifften Cöln 1731“ von dem Buchhändler Benjamin Wedel, einem Freunde Chr. F. Hunolds (W), S. 31—40.

---

*) Jakob B. 1720 Sekretär in der dänischen Kanzlei, 1725 Landrichter in Fühnen, 1735 Justizrath.

XVI. Die Anmerkungen der Schweizer zu dem Neudruck des Wernickeschen „Hans Sachs", Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften zur Verbesserung des Urtheils und Witzes, Zürich 1742, I S. 115 ff.

Die Mittheilungen über Wernickes Herkunft und Jugend beruhen grösstentheils auf den Nachforschungen des Herrn Kreisschulinspektor L. Arbusow in Mitau, der mir in liebenswürdiger Weise seine Kollektaneen über das Bausker Kirchenbuch, die Geschichte Kurlands und der Stadt Bauske etc. zur Verfügung gestellt, kurz mir das Rohmaterial für die Hauptpunkte des ersten Kapitels gesammelt hat. Auf diese Weise ist Herr Arbusow mir ein treuer, selbstloser Mitarbeiter geworden, dem ich an dieser Stelle meinen innigen Dank aussprechen will. Was ich über die Jugend Wernickes erzählt, trägt den Charakter der Hypothese, aber einer Hypothese, welche der Wirklichkeit sehr nahe kommt. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass sowohl Herr Arbusow als ich unsere ersten Anschauungen über das Bausker Kirchenbuch als eine Quelle für Wernickes Leben in Kürschners „Signalen aus der literarischen Welt" (Nr. 240 und 247) ausgetauscht haben.

Schon früh erkannte ich, dass die Schäfergedichte und ihre Vorreden innere und äussere Beziehungen zu den Amarillis-Epigrammen aufweisen und demgemäss Vieles bieten, was das Leben Wernickes angeht; ich sah ein, dass man von ihnen ausgehen müsse, um über die gefeierte Dame, an deren „Hofe" Christian drei Jahre verbrachte, Kenntniss zu erhalten. Als ich, geleitet durch meine dänischen Forschungen und die Bemerkung Wedels (S. 32), „dass der Graf von Güldenleu Wernickes hoher Patron gewesen sei," daran gehen wollte, die Eklogen zu untersuchen, wurde ich auf die versteckte Forschung Schmidts in den „Provinzialberichten" aufmerksam. In der Genealogie der schleswig-holsteinischen Adelsgeschlechter sehr erfahren, hatte dieser Mann lediglich

auf dem Wege der Kombination die allegorischen Gestalten der 2. und 4. Ekloge zu deuten unternommen, nachdem fünf Jahre vorher H. Schröder (in Winfrieds „Nordalbingischen Blättern", 1820 Heft 3, Nr. 5, S. 190—211*) das Gleiche bei dem 1. und 3. Schäfergedicht versucht hatte. Schmidt ist kurz und sachlich, während Schröder in seinen Mittheilungen über Wernicke eine breite Geschwätzigkeit zur Schau trägt und zu den seltsamsten Schlüssen gelangt. Schmidts kluge Kombinationen haben durch die von mir herbeigezogene Briefstelle gleichsam ihre dokumentarische Bestätigung gefunden. Uebrigens habe ich mir die Ausführungen des tüchtigen Forschers nur als Anregung dienen lassen zu einer durchaus selbstständigen Arbeit.

Den Namen Wernickes gab ich in der Form wieder, welche die meisten der pariser Berichte zeigen. Es giebt, wie man weiss, eine grosse Anzahl Schreibarten, von denen ich diese nenne: Warneck, Warnack, Warnecke, Warrneck, Warnicke; Wernich, Werneck, Wernick, Wernigk, Wernigke und Wernike. Der Name selbst leitet sich von dem altsächsischen Volke der Warini oder Werini ab; aus Warinher oder Werinher wurde Warner oder Werner, denen die Diminutiva Warnecke und Wernicke (vergleiche Heinrich und Heinicke) entsprungen sind. „Wernicke" ist die niederdeutsche Sprachform.

Diese Bemerkungen mögen als Einleitung genügen. Der Biographie liegt eine kritische Ausgabe der Dichtungen Wernickes zum Grunde, die ich für meine eigenen philologischen Zwecke herstellen musste und im Zusammenhange mit der ganzen Arbeit herauszugeben gedenke.

Es erübrigt mir noch, denjenigen Gelehrten, wissenschaftlichen Anstalten und Staatsbehörden herzlichen Dank zu sagen, die mich in meinen Nachforschungen mit Rath

*) Schröder vervollständigte später seine Angaben in Falcks „Staatsbürgerlichem Magazin" 1829 Bd. 9, S. 146—166, und Schmidt die seinigen in den „Provinzialberichten" 1826 Heft 2, S. 254—257.

und That unterstützt haben: den Herren Baron Dr. R. v. Liliencron, Professor Bernhard Suphan, Direktor Karl Redlich; Geheimarchivar A. D. Jörgensen, Registratur Fr. Krarup, Archivassistenten C. Bröndsted, Professor E. Holm, Rabbiner D. Simonsen (Kopenhagen), Dr. H. C. F. Walter (Hamburg), cand. phil. Reicke (Königsberg), Konrektor Borkenhagen, Dr. Alberti (Kiel), sowie den Verwaltungen der Stadtbibliothek zu Hamburg, der Hof- und Staatsbibliothek zu München, der Königlichen Bibliothek zu Berlin, endlich dem „Auswärtigen Amte des deutschen Reiches" und der Kgl. preussischen Gesandtschaft zu München.

Nachdem ich die Biographie beendigt und auch die Vorrede bereits geschrieben hatte, erfuhr ich aus dem eben erschienenen 3. Bande des „Grundrisses" von Goedeke (2. Auflage*), dass die Elbinger Stadtbibliothek ein bisher unbekanntes Werk von Wernicke besitze, dessen Titel laute:

„Die vom Himmel-Apanippen herstammende Krippē-Klippen Beehret Mit ungeschickten Lippen Christian Wernigcke D. F. K. B. Elbing Gedruckt von Achatz Corellen 1678" 12 Bl. kl. 8. — Im Texte befindet sich die Ueberschrift: „Lob-Gedicht Uber die Gnaden-volle Geburt Christi". (S. 340.)

Dieses Jugendgedicht Wernickes ist mir bei meinen Forschungen leider entgangen und, wie gesagt, erst durch Goedeke bekannt geworden. Die Quellen und Hilfsmittel, welche mir zu Gebote standen, enthielten auch nicht die leiseste Andeutung von dem Dasein einer solchen Jugendarbeit. Von welcher Bedeutung dieser neue Fund für die Biographie Wernickes ist, kann ich vorläufig nicht beurtheilen: Vielleicht wird man den Forschungen nach der Jugendzeit des Dichters eine andere Richtung zu geben haben. Gern will ich selbst meine Hypothese umstossen, wenn ich eines Besseren belehrt werde. Aber ich glaube nicht, dass, selbst wenn die Wirklichkeit meinen Kombinationen und Annahmen widerspricht,

*) Die alte Auflage enthält die Angabe natürlich noch nicht.

die Hypothese als solche grundlos ist. Nachdem ich von dem Gedichte Kenntniss erlangt, bat ich sogleich die Stadtbibliothek in Elbing, mir dasselbe übersenden zu wollen, weil ich beabsichtigte, in der Vorrede mit einigen Worten darüber Auskunft zu geben. Wiewohl ich Wunsch und Bitte gehörig begründet hatte, konnte ich von der Bibliotheksverwaltung doch weder das Buch, noch Mittheilungen aus demselben erhalten.

München, am 15. Dezember 1887.

Julius Elias.

Erstes Buch.

Wernickes Leben.

Grosse, schöpferische Geister bestehen durch sich selbst, durch ihre Werke. Von ihrem Erdenleben brauchten wir nichts zu wissen, und doch wären ihre Persönlichkeiten uns vertraut, befreundet: denn mit den unsterblichen Schöpfungen schreiten sie selbst fort durch die Jahrhunderte. Das dichterische Genie verleugnet auch in der geringsten seiner Aeusserungen niemals den Menschen; die ewigen, allgemein-menschlichen Gedanken und Empfindungen, die in seinen Werken zum Ausdruck gelangen, rücken den genialen Dichter selbst in unsere Zeit hinein, und wir bedürfen keiner Biographie, um zu erkennen, wer und was er war, denn er wandelt noch unter uns wie ein Lebendiger — das Herz, das in seinen Dichtungen schlägt, ist dem unsern verwandt. Höchstens ist es die philosophische Betrachtung, welche — um den Uebergang von Werk zu Werk zu finden — eine biographische Darstellung der menschlichen und künstlerischen Entwicklung eines Dichters verlangt, aber doch auch nur bei Dichternaturen, die, wie Goethe, in eine unendliche Breite wirkten und in jedem neuen Werk eine neue Welt schufen.

Dagegen bedürfen Poeten dritten, vierten oder gar niedrigeren Grades, wenn sie doch einmal in der Literatur einen Namen erlangt haben, und wenn dieser Name kein leerer Schall bleiben, sondern die Vorstellung einer Persönlichkeit in uns erwecken soll, einer möglichst eingehenden Erforschung und Darstellung ihres Lebensganges. Hier muss erst die Biographie über das Schaffen Licht verbreiten und das Interesse der Nachwelt, das der Poet, oft durch Zeitumstände und ein

widriges Schicksal, eingebüsst, aufs Neue beleben. Auf diese Weise wird recht eigentlich die Stellung des Dichters in der Literaturgeschichte präzisirt und befestigt.

Wir haben dies vorausgeschickt, um die Nothwendigkeit darzuthun, dass man über das Leben des verschollenen Dichters Wernicke etwas Sicheres erfahre, und zugleich die Mühe zu rechtfertigen, welche auf die Erforschung dieses Lebens von uns verwendet wurde. Was wir fanden, bezieht sich nun freilich weniger auf den Dichter und dessen geistige Entwicklung als auf den Menschen; indem aber jenes geheimnissvolle Dunkel ein wenig erhellt wurde, welches die Persönlichkeit Wernickes bisher unseren Blicken entzog, ist es möglich geworden, ein leidlich sicheres Urtheil über die Gesammterscheinung des Mannes zu begründen. Manche Lüge wird zerstört; vieles, was unbegreiflich schien, klärt sich auf. Dazu kommt nun folgendes.

Weniger durch die zehn Bücher Epigramme, die er verfasst, lebt Wernicke im Andenken der Menschen fort, denn als Held jener ersten Polemik in der deutschen Literatur; der Zusammenstoss mit den hamburgischen Anhängern der zweiten schlesischen Dichterschule ist thatsächlich das einzige Ereigniss seines Lebens, das als sicher, wenn auch in verschiedenen Deutungen, überliefert und durch die Geschichtsschreibung verbreitet worden. Hier kamen die Kräfte seines Geistes nun zwar zur Erscheinung, aber weder vollkommen noch rein. Kennt man nur den Gegner Postels und Hunolds, so besitzt man ein gar mangelhaftes und trügerisches Bild von dem Geist und Charakter Wernickes. Herder hat Recht: Wernicke setzte in diesem literarischen Streite „fast seinen Stachel dran“[1]). Wer im Parteikampfe steht, muss seinem Ansehen Opfer bringen, darf aber hoffen, dass eine ruhiger urtheilende Folgezeit die geschädigte Autorität wiederherstellt, indem sie Mängel und Fehltritte mit der Gesammtheit des Lebens ausgleicht. Wernicke war ein so günstiges Schicksal nicht beschieden. Als nach seinem irdischen Tode zum ersten

Male wieder sein Name genannt und gesagt wurde, was dieser Name für unsere Literatur bedeute, geschah es auch nur gleichsam sub specie partium. Denn die schweizerischen Kritiker, denen Wernicke die Wiederbelebung verdankt, stellten die hamburgische Polemik in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen, ohne uns über die Erscheinung des Mannes mehr zu sagen, als was ihren augenblicklichen Zwecken entgegenkam. Ein Kampfmittel war er für sie, nichts weiter. Was die folgenden Generationen über Wernicke erfuhren, ging unmittelbar auf die Arbeit der Schweizer zurück. So wird eine Darstellung seines Lebens, mag dieselbe auch unvollkommen sein, zu einer Forderung der Billigkeit.

Und dieses Leben selbst? Es gleicht einer unsteten Wanderung, die, entbehrungsvoll und mühselig, den talentreichen Mann, von früher Jugend auf, durch schwierige Wege an unfreundlichen Gegenden vorüberführte und kläglich endete. Die schöne „Witterung des Glücks" begünstigte diesen Wanderer nur selten. Selbst in jener Periode seines Lebens, wo Wernicke sich in besseren, sicheren Verhältnissen bewegte, fühlte er sich nicht glücklich. Nicht alles ist in diesem Leben rein; es giebt eine Zeit, wo uns Wernicke fast nur als ein politischer Abenteurer, als ein Sohn der Fortuna erscheint. Doch was ein lebhaftes Temperament, Hass, Irrthum, Noth ihn auch fehlen liessen, die ursprüngliche gesunde Naturanlage stellte das Gleichgewicht seines Charakters bald wieder her. Eben die Mischung von Irrthum und Wahrheit, von Mängeln und Vorzügen, von Niederlagen und Erfolgen, die sein Leben aufweist, macht ihn interessant, weil sie ihn zu einem Menschen macht. So wollen wir, von Ueberschätzung, Vorurtheil und Beschönigung frei, das erzählen, was wir über das Dasein und Wirken Wernickes gefunden haben.

I.

Heimath und Geburtsjahr. Jugend.

Die schwierige Frage nach dem Heimathslande und der Geburtsstadt Christians führt uns in jene Gegenden des deutschen Ostens, welche durch die Eroberungszüge des deutschen Ordens eine verhältnissmässig späte Kultur empfangen haben[2]): nach Preussen und „Livland", wie die Esthland, Liefland, Kurland und Semgallen umfassende Ländermasse in den Zeiten der Ordensherrschaft genannt wurde. Halb verwischte, oft unterbrochene, nicht selten in Irrwege auslaufende Spuren leiten dorthin. Wernicke selbst weist uns den Weg folgendermassen. Im Jahre 1704 schreibt er zu dem Epigramm „Heuraht des alten Chlorus" anmerkungsweise[3]), er sei „von Abkunfft väterlicher Seite ein Sachse, von mütterlicher Seite ein Engelländer und von Gebuhrt ein Preusse", und Johann Jakob Bircherod, der in den Jahren 1716—1719 Wernickes Sekretär war, überliefert, sein Prinzipal habe ihm oftmals gesagt, er stamme aus dem „polnischen Preussen", und ihm persönlich manches über dies merkwürdige Land erzählt[4]) Die Bezeichnung „Polnisch-Preussen" ist, im Zusammenhange mit der Zeit betrachtet, wo sie Wernicke gebrauchte, auf den ersten Blick zwar unklar, führt uns aber nichtsdestoweniger dem Ziele näher. Bircherods Angaben werden durch eine Briefstelle Wernickes ergänzt und bestätigt. Die Wahl Augusts des Starken von Sachsen zum Polenkönige steht bevor; Dänemark will einen Agenten entsenden, um die Ereignisse in Polen beobachten und sich unter Umständen dort vertreten zu lassen. Man scheint eine Zeitlang unsern Wernicke für dieses Amt ins Auge gefasst zu haben, denn er sagt in einem Briefe an den dänischen Minister von Jessen (21. August 1696): „Je suis nullement entêté du voyage en Pologne qui sembloit d'avoir été resolu au conseil. Je sçais au contraire qu'il est très-penible, et je connois trop cete nation qui n'est pas des

plus civilisées, et dont la superstition en fait de religion va au delà tout ce qu'on en voit ailleurs dans le papisme; je la connois trop, dis-je, pour n'etre pas sensible que le sejour que j' y ferois ne le sera pas moins" [6]). Diese Kenntniss des polnischen Landes und Volkscharakters hat er sich zweifellos in seiner Jugend erworben; er muss also entweder im Lande selbst gewesen oder auf einem Boden aufgewachsen sein, der, angrenzend, mit Polen auf irgend eine Weise zusammenhing und so gewisse innere und äussere Einwirkungen von diesem Lande erfuhr.

Nun enthält das älteste Kirchenregister, welches die deutsche lutherische Gemeinde der kurländischen Stadt Bauske besitzt, unter dem „26. Mayen" 1665 diese Eintragung:

„Pehter Warneken der Vatter Maria Danckin die Mutter Liessen einen Sohn tauffen die Paten sind gewessen Hr Daviedt Werner Stadtschreiber Jacob Römer der Girdtler Michel Klewer der schneider Gotthardt Götze sein Haussfraw Anna Margreta Wehel. Ehrnst Dumenschläger sein Haussfraw Helena Runge."

Dieser vornamenlose Sohn des Pehter Warneken und Frau Maria Danckin, den der angesehene Stadtschreiber und ehrsame Professionisten aus der Taufe hoben, ist, wenn nicht alles trügt, unser Christian Wernicke. Zunächst muss folgendes bemerkt werden:

1) Aus dem Umstande, dass der Taufname fehlt, darf man nicht schliessen, es habe der Täufling den Vornamen des einen oder andern der Pathen, von denen keiner Christian hiess, erhalten. Ferner würde die Qualität und der Stand der Taufzeugen nichts gegen die Herkunft unseres Christian beweisen, die wir als eine vornehme kennen.

2) Am 26. Mai, dem Pfingst-Dienstag, hat die Taufe stattgefunden; da, wie man verschiedenen Angaben dieser Art entnehmen kann, in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Kinder der Stadt Bauske etwa 3—4 Tage nach der Geburt getauft wurden, so mag der kleine „War-

neke“ am Pfingst-Sonnabend den 23. Mai geboren sein.

Das angezogene Kirchenregister giebt uns über die Familie „Warnekes“ weitere Aufschlüsse, welche der Annahme, dass wir es hier mit dem Epigrammatisten und dessen Hause zu thun haben, entgegenkommen.

A. 1670: „d. 14. September Hatt Peter Wernieg und die Mutter Maria Dancken ein Sohn Thauffen lassen dess nahmen ist genennt worden Johan Friederich Thuffzeygen [7]) .....

B. 1678: „d. 15. May ist begraben worden Odilla von Stiebershaussen Selligen Görgen Wernings keinglich Fenrichss nachgelassene Fraw Wittwe in die deutsche Kirche Ihres Alter 56. Jahr 2 Tage.

C. 1695: „d. 20. (sc. „Martij“) ist die Fr. Danckscbe begrahben worden in der teutschen Kirchen mitt einer leichenpredig Ihres Alters 52 Jahr wehniger 15 Wochen.“

Sonst begegnet uns der Name Wernicke in dem Kirchenbuche nicht mehr. Peter und seine Familie sind, wie es scheint, Fremde in der Stadt Bauske gewesen, die nicht dazu gekommen, sich einzubürgern. Unter den zahlreichen Taufzeugen nämlich, welche das Register in jener Periode aufweist, fehlt der Name gänzlich; es ist nicht unwahrscheinlich, dass Peter Wernicke aus Polen eingewandert ist und die Wittwe eines Verwandten, des königlich polnischen Fähnrichs Georg Wernicke, mitgebracht hat. Die Verwandtschaft mit einem königlichen Militär, das Begräbniss der „Frau Danckscbe“ im Gewölbe der Kirche, und noch dazu der deutschen Kirche, wo nur begüterte Leute bestattet wurden, ferner der Aufwand einer Leichenpredigt [8]) lassen auf guten Stand und Wohlhabenheit der Familie schliessen. Der Vater scheint seiner Gattin im Tode vorangegangen zu sein, denn auffälligerweise wird in der Aufzeichnung von

Marias Heimgang nur der Mädchenname citirt. Dazu kommt, dass das Kirchenbuch einen merkwürdigen Eintrag aus dem Jahre 1676 enthält, der wahrscheinlich Peter Wernicke angeht:

„D. 5. FebAR ist Begraben der Selliger Herr [illegible] [9]) in die undeutsche Kirche Seines Alter 46 Jahr 4 Monat und 24 Tage."

Der Name ist zwar stark verstümmelt, aber eigentlich nur in den Anfangsbuchstaben. In dem ganzen Buche erscheint kein zweiter Peter, soweit man es durchgesehen hat, ebensowenig der Name Hennich oder Herrnich; zahlreiche Glieder einer Familie Henning werden konsequent mit diesem Namen angeführt, allenfalls unter Hinzufügung eines k am Ende (Henningk). Dem nachlässigen Küster kann — das begegnete ihm sehr oft — ein Schreibfehler mit untergelaufen sein, so dass dieser verstümmelte Peter der Vater Wernicke ist, welcher demnach zwischen dem 5. und 10. September 1629 das Licht der Welt erblickt hätte.

Nun müssen wir der Frage näher treten: Ist das kurländische Bauske wirklich Christian Wernickes Geburtsort und die Wernickes dieser Stadt dessen Stamm? oder einfacher, ist die Identität des namenlosen Sohnes von „Pehter Warneke" mit dem deutschen Epigrammatisten und dänischen Staatsbeamten erwiesen? Schwerwiegende Thatsachen sprechen für diese Identität.

1) Christian war in der That Lutheraner und hat sich stets als einen solchen bekannt, so zwar, dass Bircherod die lutherische Strenggläubigkeit seines Herrn stark betonen zu sollen meint [10]).

2) Wernicke sagt auf Seite 3 der Einleitung zur ersten Ausgabe der Epigramme von seinen Gedichten, er habe dieselben vor zwölf Jahren aufgesetzt, „als er noch nicht zwantzig Jahre alt war", eine Aeusserung, welche durch eine Briefstelle vom 10. April desselben Jahres — 1697 —

gestützt wird[11]). Die Masse der Epigramme, wie sie zwölf Jahre vor dem Editionsjahre 1697 vorgelegen haben mag, war natürlich nicht im Laufe weniger Monate entstanden (was man glauben könnte, wenn man Wernicke scharf beim Wort nimmt) sondern — weiteren Angaben und zumal der angezogenen Briefstelle zufolge — in einem Zeitraum von mindestens 2—3 Jahren. So würde das Jahr 1665 als das Geburtsjahr Christians sich ergeben.

3) Wernicke muss den Vater zeitig vor der Mutter verloren haben, und das in einem Alter, wo er die Schwere des Verlustes nicht allzustark empfand. Den Tod der Mutter beklagt er in einem Gedichte, des Vaters gedenkt er nirgends; und doch hat er aller Persönlichkeiten, die in sein Leben traten, auf irgend eine Weise Erwähnung gethan.

4) Das Sterbejahr der „Maria Danckin" fällt genau mit dem Zeitpunkte zusammen, wo Christians Mutter aus dem Leben schied. In dem schönen Epigramm „Auff den tödtlichen Hintritt der Cleomene"[12]) heisst es nämlich:

„Weil ich im Lande leb', aus dem du bist entsprossen,
Erfahr' ich mit betrübtem Sinn,
Dass du, O edles Weib, dein Leben hast beschlossen,
In dem, wo ich geboren bin."

Wernicke hielt sich vom Anfang der 90er Jahre bis zum Frühling 1696 in England auf und Maria Danckin starb im März 1695! Der Name „Danck" (bzw. Danckin, Dancken, Danckscke) hat nun freilich nichts englisches an sich; auch liess sich kein britisches Appellativum finden, aus dem er durch Verstümmelung hätte hervorgehen können. Aber die Möglichkeit, dass der Küster den Namen der Frau, welchen er nach dem Gehör niederschrieb, nicht verstanden und arg entstellt habe, ist darum noch nicht ausgeschlossen, denn das Kirchenbuch weist zahlreiche, auf diese Art verstümmelte Namen auf. Ist es aber nothwendig, dass Frau Maria einen englischen Namen führte? Es heisst freilich in dem angezogenen Epigramme:

„Ich lern' hier jeden Tag dein Stammhaus vol erkennen
Und taglich wächset mir der Muth
Indem mich grosse Leut' hier ihren Blutsfreund nennen[13])
So gar, dass aus demselben Blutt,
Mit dem du meine Brust und Adern hast entflammet
Des Landes erster Freyherr stammet[14]).

Sie stammt also aus einem edlen Hause, aus dem ersten Adelsgeschlechte Britanniens — — unmöglich jedoch in gerader Linie und so unmittelbar, wie es die Ruhmredigkeit des Dichters uns glauben machen will. Wie wäre es sonst denkbar, dass eine Frau in glänzender und reicher Lebensstellung die Heimath ihres blühenden Geschlechts verlässt, um einem unbedeutenden Manne als Gattin zu folgen und im fremden Lande ein ungeehrtes Leben zu verbringen? Nein, man darf ruhig behaupten, dass die Mutter Wernickes, falls sie wirklich dem „edelsten" Geschlechte Englands, d. h. dem Stamme der Norfolks, entsprossen war, einem sehr entfernten Zweige desselben angehörte, einem Zweige, dessen Ausgangspunkt wohl in grauer Vergangenheit zu suchen ist. Schon die Voreltern müssen den äusseren Zusammenhang mit diesem Geschlechte aufgegeben haben, so dass die engere Familie langsam in die Kreise hineinrücken konnte, in denen wir Frau Wernicke heimisch finden. Die „grossen Leute und Blutsfreunde" haben Christian übrigens schmählich im Stich gelassen, als er ihres Einflusses bedurfte. — Ein begründeter Einwand dagegen, dass Wernickes Mutter Maria Danck geheissen haben könne, ist mithin kaum vorhanden.

5) Die Existenz eines zweiten Sohnes (des Johann Friedrich) in Peters Hause darf nicht übersehen werden. Nach dem Tode Christians hat sich nämlich beim königlichen Erbschaftsgericht in Kopenhagen ein Neffe des Verstorbenen eingefunden, um als einziger Verwandter die Erbschaft anzutreten[15]). Er nannte sich Konrad Wernicke und stand

in der Leibgarde des Königs. Dieser Konrad kann recht gut der Sprössling des Johann Friedrich sein. Das wären die Punkte, welche für die Richtigkeit unserer Hypothese sprechen.

Dieses Gebäude einer mühsamen Kombination soll nun, wie es scheint, durch Wernicke selbst erschüttert werden. Die Altersbestimmung in der Einleitung zur ersten Ausgabe (1697) nämlich tritt in einen, allerdings nicht unlösbaren, Widerspruch mit drei brieflichen Aeusserungen des Diplomaten. In einem Berichte an den König vom 19. Februar 1712, wo er Klage auf Klage häuft über seinen inneren und äusseren Zustand, so zwar, dass er ausruft: „Das Leben, welches ich führe, kann nicht trauriger sein!“ wirft er das Wort hin: er der unglückliche Mann stände schon im zweiundfünfzigsten Jahre seines Lebens. Vier Jahre später, als es sich aufs Neue für ihn um die Sicherung seiner Lebensverhältnisse handelt, führt Wernicke — in dem Berichte vom 30. Oktober 1715 — gleichfalls sein vorgerücktes Alter an: Er nähere sich dem Ende des fünfundfünfzigsten Jahres. Endlich hält er es in dem Bettelbriefe an den Herzog von Villeroi für nothwendig sich auf sein „Greisenalter“ zu berufen, auf die vierundsechszig Jahre, an denen er schwer trage[16]). Diesen Zeitangaben zufolge könnte also Wernicke frühestens 1660 und spätestens 1661 geboren sein!

Nun wäre es ja zunächst möglich, dass Peter Wernicke einen 1660 gebornen Sohn gehabt hätte, denn das Kirchenbuch ist erst seit dem Jahre 1664 regelmässig geführt worden, während die vereinzelten Einträge, welche bis zum Jahre 1660 zurückgehen, offenbar erst später aus dem Gedächtnisse gemacht sind. Um so eher wäre dies denkbar, als der 1665 geborne Sohn ohne Namen gebucht wurde. Man hat aber allen Grund anzunehmen, dass Wernicke, wenn er einmal — sagen wir es geradezu — geflunkert, es eher später als früher gethan habe. Alle Angaben seines Alters und

die von Jahr zu Jahr reichlicher fliessenden Mittheilungen über seine Persönlichkeit tragen nämlich den ausgesprochenen Charakter des Absichtlichen, Zweckvollen. Wenn er seine Person nicht genug beachtet, seine Dienstleistungen nicht gehörig anerkannt und belohnt oder gar einen Missgriff durch eine Zurechtweisung gerügt sieht, geräth er in Jammer und Verzagtheit. Dann stellt er sich auch wohl als Opfer seines Amtes, als den von Missgeschick verfolgten, beklagenswerthen Mann hin — meistens allerdings mit Berechtigung, doch immer mit einer gewissen Selbstüberschätzung. Fehlt es ihm an Subsistenzmitteln, so klagt er wie ein Kind und verschmäht es selbst nicht, sich zu erniedrigen, um das Mitleid des Königs oder desjenigen, von welchem er gerade abhängt, zu erregen. Da ist es denn sehr begreiflich, dass er nur, weil er Eindruck machen wollte, sich älter zu stellen wagte, als er thatsächlich war. Er rundete das Geburtsjahr auf 1660 ab, um über eine grössere Zahl verfügen zu können. In seinem nervösen Kleinmuthe mag er diese Unehrlichkeit nicht einmal als eine solche, sondern nur als eine Nothlüge empfunden haben [17]).

Lässt sich die Diskrepanz in Wernickes eigenen Altersbestimmungen auf diese Weise erklären und in gewissem Sinne beseitigen, so bleibt doch noch eine andere Frage zurück: Wie kann Christian, wenn er in Bauske geboren ist, sagen, seine Heimath sei „Polnisch-Preussen"? Um dieselbe zu beantworten, müssen wir in die Vergangenheit des heutigen Kurland und der Stadt Bauske zurückgreifen.

Der Landstrich, wo, am Zusammenfluss des Niemanek und der Muscha, das Städtchen heute liegt, war vor und in dem 13. Jahrhundert von der zum lettho-litthauischen Stamme gehörigen Völkerschaft der Semgallen bewohnt; nach vielen blutigen Kämpfen Besitzthum des deutschen Ordens geworden, gehörte er als Herzogthum Kurland in der Folgezeit zu dem livländischen Ordensstaate, dessen Oberhirten von dem Hochmeister in Preussen bestätigt werden mussten.

Im Jahre 1525 machte der Hochmeister des Ordens Albrecht von Brandenburg das Ordensland weltlich und sich selbst zum ersten Herzog des Reiches, allerdings unter polnischer Lehnshoheit.

Der Ordensmeister von Livland Gotthard Kettler will diesem Beispiel folgen, muss sich aber, gleichfalls unter der Lehnshoheit Polens, mit der Würde eines Herzogs von Kurland und Semgallen begnügen (1561). Während der grosse Kurfürst nun Preussen vom polnischen Einfluss kraftvoll befreite, will es den kurländischen Herzögen trotz mannigfacher Anstrengungen nicht gelingen, das verhasste Joch abzuschütteln. Als zur Zeit des grossen nordischen Krieges das regentenlose Land — der Herzog Friederich Wilhelm ist minderjährig — dem Elend und der Verwüstung preisgegeben war, trat man, der Nothwendigkeit gehorchend, dem Plane einer Vereinigung mit Preussen nahe. Von Seiten Russlands scheint dem Preussenkönige Friedrich Wilhelm I. der Besitz Kurlands in Aussicht gestellt worden zu sein. Eine Note des Königs am Rande eines Aktenstückes vom Jahre 1713 lautet: „Gut, aber der Zar muss Petersburg mit Hafen und allen Pertinentien behalten, Liefland, Kurland nit.“ Die Dinge kamen freilich anders: das Land verblieb politisch unter polnischer Oberlehnshoheit bis zum Jahre 1795. Aber der ideelle Zusammenhang mit Preussen wurde nicht aufgehoben. Noch 1729 petitionirten die kurländischen Städte an den Landtag, d. h. an die Ritterschaft, um zum preussischen Landtage zugelassen zu werden, weil sie glaubten, ihre Interessen wären dort besser aufgehoben. Ferner war das Herzogshaus der Kettler mit den brandenburgischen Fürsten durch Familienbande auf das Innigste verknüpft: Sophia, die Tochter Albrecht Friedrichs zu Brandenburg, heirathet den kurländischen Herzog Wilhelm; Herzog Jakob vermählt sich mit Louise Charlotte, der Schwester des grossen Kurfürsten, und eine Tochter des letzteren erhält Friedrich Casimir von Kurland zum Gemahl. Zwischen den Ländern

selbst herrschten die besten freundnachbarlichen Beziehungen und gleichsam ein landsmannschaftlicher Verkehr, während Polen sich gar keiner Sympathien in dem Lande seiner Lehnshoheit zu erfreuen hatte. So nimmt Kurland mit dem Wunsche, dem blühenden Preussen einverleibt zu werden, und durch den Zwang der Verhältnisse doch an das Polenreich gebunden, eine Doppelstellung ein, halb Preussen und halb Polen zugekehrt. Bei dieser Unklarheit der politischen Verhältnisse und angesichts der Möglichkeit einer Verschmelzung Preussens mit dem polnischen Kurland konnte in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ein Staatsmann wie Wernicke, falls er in Bauske geboren war, recht gut sagen, sein Geburtsland sei „Polnisch-Preussen". Wenn er zwölf Jahre früher[18]) bemerkt, dass er „von Geburt ein Preusse", so will er mit dieser Angabe in dem Zusammenhange, wo sie steht, eher ein Sprachgebiet als einen politischen Begriff bezeichnen.

Der Name Wernicke ist in jenen Gegenden auch sonst noch heimisch. Zu Riga wohnte um 1540 ein Mann, der in den „Libri redituum" der Stadt[19]) „Hermen Werneke" genannt wird und auf den Bruchstücken eines aus dem Rigaer Dom stammenden Kirchenstuhles[20]) befinden sich unter einem Wappen die Namen „Hans Barneken Burgermeister". In derselben Stadt Riga hielten sich 1650 (April) zwei Rathsherrn aus Dorpat, Schlottmann und Warnecke, auf[21]), um die von Dorpater Professoren und Rigaischen Garnisonsoffizieren gegen die neu gegründete Universität Dorpat gesponnenen Intriguen zu vereiteln. Der gleiche Warnecke, Joachim mit Vornamen, war schon im Jahre 1636 mit dem Professor der Medizin Johann Belovius als Delegirter des Senates in Riga gewesen, um die Uebergabe von Landgütern im „kopurgischen Lehn" (d. h. Koporje-Lähn in Ingermannland) an die Akademie zu betreiben[22]). Er gehörte als Professor der Mathematik dem städtischen Gymnasium, sowie als Sekretär der Universität an und wurde später Bürger-

meister von Dorpat[23]). Ein anderer Joachimus Warnecke, der 1712 in Rostock und 1715 in Jena studirte, wird einmal als „Riga-Livonus" und ein andermal als „Revalia-Livonus"[24]) angegeben. Ein gewisser Paul Wernicke geht als Gesandter König Friedrichs II. von Dänemark 1578 nach Moskau[25]) und tritt bald darauf in polnische Dienste über: 1586 macht der polnische Gesandte Stanislaus Pekoslawski den auf einem Landtage zu Riga versammelten Livländern „eine Proposition in lateinischer Sprache, welche der Sekretarius Paul Wernicke, zu teutsch wiederholete"[26]). Familiäre Beziehungen dieser Wernickes zu denjenigen des Bausker Kirchenbuches lassen sich zwar nicht dokumentarisch nachweisen, sind jedoch darum noch nicht ausgeschlossen[27]). Es ist wohl möglich, dass der Vater Peter Wernickes ins Ausland gewandert und der Sohn mit seiner Gattin in die alte Heimath des Geschlechtes sich zurückgewandt hat, nach Bauske verschlagen und nur durch einen frühen Tod verhindert worden ist, sich in dieser Stadt einzubürgern. Welchem Stande Peter angehört, was für ein Geschäft er betrieben hat, wissen wir nicht; vielleicht ist er ein Mann der Feder gewesen, denn unter den Taufpathen des Sohnes wird der Stadtsekretär an erster Stelle genannt.

So hoffen wir denn keinem grossen Widerspruche zu begegnen, wenn wir die Identität Christians mit dem Sohne „Pehter Warnekens" für die Forschung als nahezu erwiesen halten. Die letzte Spur des Hypothetischen vermochten wir freilich nicht zu tilgen. Wie könnte dies bei so dürftiger und dunkler Ueberlieferung auch gelingen? Hat nicht Wernicke selbst jede Andeutung geflissentlich vermieden, die auf seine Abstammung führen kann? Was wir erhielten, ist ein sehr hoher Grad von Wahrscheinlichkeit, der es uns ermöglicht, unseren Fund in die Biographie Christians gleichsam als integrirenden Bestandtheil einzufügen, um damit in positiver Weise zu arbeiten.

Als Wernicke geboren wurde, begann das Städtchen

Bauske nach langen trauervollen Kriegszeiten eben wieder aufzublühen. Aus einer, nahe der sogenannten „Bauschenburg" angelegten, Kolonie entstanden, musste die Stadt stets die Schicksale der Burg, welche um die Mitte des 15. Jahrhunderts als Grenzbefestigung gebaut worden war, theilen. Diese Veste beherrschte die Handelsstrasse nach Litthauen und wurde mit der Zeit wegen ihrer überaus günstigen Lage zu einem wichtigen Punkte des Landes. Die Ordensvögte herrschten dort oben; als der Orden sich aufzulösen begann, gelangte die Bauschenburg in den Besitz des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, Erzbischofs von Riga, der sie aber bald wieder dem letzten Ordensmeister und ersten Herzog von Kurland, Gotthard Kettler, zurückgeben musste (1536). Als Sitz eines herzoglichen Hauptmannes spielt sie in den Kriegen der Folgezeit eine grosse Rolle. In dem Verliess dieser Burg schmachtete 1538 der berühmte Fabeldichter Burckhard Waldis. Ein Lieblingsschloss der kurländischen Herzöge, beherbergt sie 1568 den ersten kurländischen Landtag in ihren Mauern. Um diese Zeit dehnt sich das Städtchen auf der Landzunge zwischen Muscha und Niemanek so beträchtlich aus, dass eine Verlegung auf das linke Ufer des letzteren Flusses nothwendig wird. Jammervolle Kriegesjahre kommen für Schloss und Stadt; im schwedisch-polnischen Kriege von Gustav Adolf berannt, fällt die Bauschenburg 1625 den Schweden zu, wird dann von den Polen erobert und kommt durch den Friedensschluss wieder in kurländischen Besitz. Noch einmal kämpfen Schweden und Polen, zu welchen sich brandenburgische Truppen gesellen, um die Bauschenburg und das Städtchen, bis der Friede von Oliva (1660) den Herzog Jakob in die rechtmässige Herrschaft über das Land einsetzt. Nun erst kann sich die schwer geschädigte, verarmte Stadt von den bitteren Schicksalschlägen erholen. Die Einwohnerzahl nimmt stetig zu; der Adel der Umgegend zieht grösstentheils in die Stadt oder lässt sich dort einpfarren; fleissige Kaufleute und Handwerker, meist

aus Deutschland eingewandert, siedeln sich an; der Handel beginnt zu blühen und das Selbstbewusstsein der Bürger hebt sich. Auf der Burg befiehlt wieder ein kurländischer Hauptmann über eine kleine Welt, die sich von der Stadt vollständig abschliesst. Mehrere hundert Bewohner zählt das Schloss: denn nächst der Besatzung mit Kapitäns, Leutnants, Stückleutnants, Fähnrichs, Corporalen, Sergenten, Fourieren, Konstablern u. s. w., von denen viele verheirathet sind, lebt eine nicht geringe Zahl Handwerker, wie Weber, Sattler, Bäcker dort oben, — fast alle deutscher Abkunft. Weil die Wernickes nur sporadisch im Kirchenbuche vorkommen, so macht es den Eindruck, als ob sie zu den Bewohnern des Schlosses gehört hätten, die der Mehrzahl nach frische Eingewanderte und nicht dazu gekommen waren, sich dauernd heimisch zu machen[28]). Christians Knabenalter fällt also in eine Zeit, welche für seine Heimathstadt eine neue Jugend bedeutete. Die Verhältnisse, in denen er aufwuchs, waren nicht gross, aber sie wurden durch des jungen Bürgerglückes frischen Geist belebt. Die emsige Thätigkeit, Verlorenes durch Neues zu ersetzen, das rastlose Bemühen, in der Zeit des Friedens künftigen Stürmen vorzubauen, konnte auf ein junges Gemüth anregend wirken. Da wo der Knabe auf Schritt und Tritt an die Vergangenheit erinnert wurde, musste sein Denken Nahrung bekommen; an dem stolzen Schloss begeisterte sich die jugendliche Phantasie. Auf der Handelsstrasse, die an Bauske vorüberführte, erschienen die wechselnden Bilder des grossen Lebens. Fremde kamen und gingen. So hörte und sah der junge Wernicke Manches von dem, was in der weiten Welt vor sich ging.

Von welcher Art und Ausdehnung der erste Unterricht des Knaben gewesen, wissen wir nicht; doch lässt Christians gesunde Frühreife auf eine gute Ausbildung schliessen. Er mag wohl zuerst bei dem Stadtkantor Christoph Friedrich Schiedel und später bei dem Rektor Samuel Föllborn in die Schule gegangen sein. Im Hause der Eltern fand er die

Grundlagen, auf denen jede echte Erziehung ruht: religiösen Sinn und den natürlichen Takt guter Sitten. Seine Jugend stand unter den Eindrücken einer protestantisch-orthodoxen Religionsanschauung, in welcher er sein ganzes Leben hindurch verharrte. Gerade die einseitige Klarheit, mit der er in den Jahren der Verstandesreife Vernunftgesetz mit dem überlieferten Gesetz des Christenthums in Einklang zu bringen suchte, beweist, dass die Wurzeln seiner religiösen Ansichten sehr tief und fest lagen. Wenn ihm das Christenthum — wie es thatsächlich der Fall war — nur ein Regulativ des Lebens sein sollte, von dem er sich weder äusserlich noch innerlich lossagen konnte, so musste es in seiner Jugend ein bedeutendes Bildungselement gewesen sein.

Diese „gute Auferziehung, die ihn gelehrt hat dasjenige zu erkennen, was man hassen soll“ [29]), ist jedenfalls von der Mutter ausgegangen. Wurde ihm doch der Vater zu einer Zeit geraubt, wo die geistige und körperliche Entwickelung des Kindes erst beginnt. So übertrug denn Christian die ganze Liebe seines jungen Herzens auf die Mutter. Man darf ihm den Schlusssatz des oft angezogenen Epigramms vom „Hintritt der Cleomene“ glauben:

„Ich wollt', um Dich zu retten aus dem Grab,
Dass ich nicht wär von Dir gebohren.“

Ein andermal vergleicht er, wohl in zärtlichem Andenken an die liebevollen Wohlthaten der eigenen Mutter, die „Zeugniss ernster Gunst“ [30]), welche das unmündige Geschöpf von der Mutter empfängt, mit den ungezählten Sternen der Milchstrasse:

„Die in dem fernen Ziel,
Kaum dass es Sterne sind, das Auge kann verspüren;
Und die sich in der Zahl bescheidenlich verlieren.“

Die feine, vornehme Frau erweckte in ihm den aristokratischen Sinn, welcher später ein Element seines Charakters wurde, bildete durch ein gutes Beispiel seine Manieren und lehrte ihn, früh auf eigenen Füssen zu stehen. Wernickes

stolzes Eingeständniss, „er sei von Jugend auf gewöhnt, nullius in verba jurare Magistri“[31]), hat nicht blos eine literarische Bedeutung.

Denn frühe Selbstständigkeit war dem jungen Christian durch die Art der Verhältnisse geboten. In dem Hause Wernickes ging es anständig, aber nicht glänzend zu. Ein Vermögen war nicht vorhanden. Hat doch in späteren Jahren oft der Diplomat Wernicke, wenn seine Besoldung ausblieb, auf die schwierige pekuniäre Lage hingewiesen, welche ihn, den vermögenslosen Mann, in einen schädigenden Gegensatz zu seinen begüterten Kollegen brachte! So war er, noch ein Jüngling, auf sich selbst gestellt. Die Mutter verliess in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre Bauske und zog mit ihren Kindern ins Ausland, nach Hamburg, wo sie die Erziehung und Ausbildung Christians wohl selbst noch einige Zeit leitete. Auf diese erste hamburger Zeit blickt Wernicke nach vielen Jahren noch mit freudiger Genugthuung zurück[32]), als die Zeit einer lehrreichen Jugend, und gedenkt froh des vielen Guten, das er in jener Stadt genossen[33]). Um die Wende des Jahrzehnts muss er sich von der Mutter trennen, die ihn dem Meister Morhof in Kiel zur „Aufsicht und Unterweisung“ anvertraute[34]), um selbst nach der Heimath am Niemen zurückzukehren. Christian hat die treue Beschützerin seiner Jugend wahrscheinlich niemals wieder gesehen.

II.

Der Schüler Morhofs.

Als Wernicke zu ihm in die Lehre kam, strebte Daniel George Morhof eben mit kräftigen Schritten der Höhe seiner Bedeutung und seines Ruhmes zu: im Jahre 1682 erschien der „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie“ und 1688, sorgfältig vorbereitet und lange erwartet, das erste und zweite Buch des weltberühmten „Polyhistor“.

Man nahm bisher an, Wernicke sei 1685 in Kiel ge-

wesen, oder gar erst in diesem Jahre nach Kiel gekommen: Man berief sich dabei auf ein Epigramm des vierten Buches, welches die Ueberschrift „Mopsus, geschrieben zu Kiel im Jahre 1685“[35]) trägt und für eines der ältesten Stücke der Sammlung gehalten wurde. Nun sagt Wernicke aber in der oftgenannten Einleitung zur ersten Ausgabe (1697), er habe das „folgende Buch in Uberschrifften bestehend nebst noch fünf andern von gleicher Ahrt“, als er „noch nicht zwantzig Jahr alt war“ geschrieben und vor zwölf Jahren — d. i. also 1685 —, bevor er auf die Wanderung ging, bei einem hamburger Freunde niedergelegt. Zwischen dem Aufenthalte in Kiel und diesem Abschluss seiner Jugenddichtung liegen jedoch drei Jahre, welche er am Hofe der „Amaryllis“ zubrachte[36]); er musste also spätestens im Anfang des Jahres 1683 Kiel verlassen haben, d. h. im 18. Jahre seines Lebens. Man geht nicht fehl, wenn man die Wende des achten oder den Beginn des neunten Jahrzehnts als den Zeitpunkt annimmt, wo Wernicke der Obhut Morhofs übergeben wurde. Demgemäss würde das Epigramm auf „Mopsus“ nicht am Anfang, sondern gerade am Ende der Jugenddichtung stehen, wohin es thatsächlich gehört. Denn dieses kleine Gedicht weist schon den Grundzug einer freieren Technik auf, als sie Wernicke auf der ersten Stufe seines Schaffens besitzen und ausüben konnte. Zu einer Anschauung wie der folgenden musste er sich erst durcharbeiten[37]): „Es bestehen die längsten derselben, als die auf Mopsus etc. nur in einem Vorsatz und Nachsatz, und wird der Leser in dem ersten mit Fleiss so lange aufgehalten, damit die Kitzelung in dem letzteren desto empfindlicher sey. Es sind gleichsam kleine Lustspiele, in welchen, nach einer langen Verwirrung in dem letzteren Auftritt alles in eine richtige Ordnung gebracht wird.“ Dem Schüler Morhofs waren Kürze und Prägnanz das oberste Gesetz. In dreissig Versen wird eine Figur hingestellt, die durchaus der Wirklichkeit nachgebildet ist. Einer jener armseligen, elegant herausgeputzten Ritter

des Hofparkets mit leerem Kopf und leerem Magen. So beobachtet kein unerfahrener Jüngling, der eben in das Leben hineinguckt, sondern nur der fortgeschrittene Mann, der sich in der Welt schon ein wenig umgesehen.

Allerdings war Christian Wernicke frühreif, wie es einst sein Lehrer gewesen. Morhof erreichte nur das Alter von 52 Jahren[38]) — — ein kurzes Dasein im Vergleich zu den grossen und weitausgreifenden Leistungen des Mannes. Der gewissenhafte Fleiss, die ruhelose Arbeit rieben die schwachen Körperkräfte schnell auf. Dafür hatte Morhof aber das unschätzbare Glück, die Wirkungen seiner Thätigkeit noch selbst zu erleben, denn selten haben in jenen Zeiten die Werke eines Gelehrten so schnell und breit durchgegriffen, wie die seinigen. Die Macht seines Wissens umspannte die Gebiete der Philologie, Philosophie, Jurisprudenz, Geschichte, Physik und der europäischen Dichtung aller Zeiten. Als der Sohn eines Gerichtssekretärs zu Wismar, eines „gelehrten und rechtschaffenen Mannes", geboren, wird er zum Juristen bestimmt und zunächst auf das Pädagogium in Stettin geschickt[39]), wo er als Schüler des Gottesgelehrten und Polyhistors Micrälius und des philosophirenden Naturforschers Schävius, seines besonderen Gönners[40]), mit dem Studium der Physik, Mathematik, Philosophie und Poesie die Grundlage einer universellen Gelehrsamkeit legt. Durch den feinsinnigen Schävius angeleitet, machte er schon damals deutsche und lateinische Gedichte, u. A. ein Poem auf die Geburt Christi, das er selbst freilich geringschätzig als ein Flickwerk aus dem Virgil, Statius und Claudianus zu bezeichnen pflegte. Obwohl er sich auf der Universität Rostock, die er, 18 Jahre alt, bezog, vornehmlich der Rechtsgelahrtheit widmete, vernachlässigte er doch weder die früher betriebenen Studien, noch versäumte er die Pflege der Poesie. Sein Triennium beschloss er mit einer Disputation „De morbis", an deren Inhalt Jurisprudenz, Naturwissenschaft und Kulturgeschichte gleichmässig Theil haben. Zwei Männer

sind es, an die er sich in Rostock geistig und gesellschaftlich eng anschliesst: Andreas Tscherning, der exakte Opitzianer, und J. S. Lauremberg, der Meister einer derben, naturvollen Satire. Er hat vom Geiste Beider so viel in sich aufgenommen, dass seine Anschauungsweise vom Wesen der Poesie und die eigene Dichtung davon gleichmässig erfüllt wurden. Ueber Tscherning, seinen „fautor singularis“ und „Lehrmeister“, schreibt er im „Unterricht“, wo er ihn dem Opitz gleichstellt: „Es ist eine sonderliche Reinligkeit und ungegeschminckte Zierligkeit bey ihm, wesshalben man ihn billich unter die Hauptpoeten zu setzen hat“[41]). Als Tscherning aus dem Leben ging (1660), nahm der kaum einundzwanzigjährige Schüler den Lehrstuhl des Meisters ein. Und jetzt beginnt Morhofs glänzende wissenschaftliche Laufbahn. Mit seiner Berufung an die neugegründete kieler Universität[42]) als „eloquentiae et poeseos professor ordinarius“ eröffnet sich ihm ein breiter akademischer Wirkungskreis. Bald sieht er sich, als Zierde der Universität, selbst von den bedeutendsten Gelehrten Europas gepriesen und anerkannt. Mit Johann Georg Grävius und Gronovius in Leyden, Swammerdamm in Amsterdam, Constantin Huygens im Haag, Isaac Vossius in London und vor allen mit dem grossen Franz Junius trat er in Beziehungen; Huygens schätzte ihn sogar als Freund und Grävius unterhielt mit ihm einen Briefwechsel.

Sowohl der „Polyhistor“ als der „Unterricht“ sind durchaus die Ergebnisse einer mehr ausgebreiteten als tiefgehenden akademischen Thätigkeit; war doch Morhof Akademiker κατ' ἐξοχήν. Der „Polyhistor“ ist im höheren Sinne als ein (dreitheiliger) Leitfaden durch die weiten Gebiete der Philologie, Philosophie bezw. Naturgeschichte, Rechtswissenschaft, Nationalökonomie und der Politik (prudentia civilis) gedacht und gibt in guter Vertheilung und Zusammensetzung das, was Morhof lange Jahre hindurch in seinen Kollegien einer ebenso eifrigen wie zahlreichen Zuhörerschaft vorgetragen hat. Wie die ganze wissenschaftliche Natur des Ge-

lehrten auf das Historische gerichtet war, so ist auch der „Polyhistor“ eine in grossartigem Massstabe angelegte universale Literaturgeschichte und zwar eine kritische Literaturgeschichte. Den vier überlieferten, äusserlichen Methoden der Literatur-Geschichtsschreibung fügte Morhof, wie J. A. Fabricius auseinandersetzt[43]), die fünfte, einzig echte hinzu: „Per rerum capita ac disciplinarum classes digestos scriptores examini subjicere atque ita in universalem eorum notitiam studiosos introducere.“

Der „Polyhistor literarius“, der auf Wernickes Ausbildung vornehmlich gewirkt haben mag, umfasst in sieben starken Büchern eine Enzyklopädie der philologischen Wissenschaft. Das erste Buch, der Bibliothecarius, behandelt das Wesen der Polymathie und der Literaturgeschichte im Allgemeinen, die Verwaltung und Anordnung der Bibliotheken, ferner die Geschichte und Behandlung der Manuscripte, die gelehrten Gesellschaften, die Literatur des Bücherwesens und die biographischen Schriftsteller. Das zweite Buch, der Methodicus, führt im Zusammenhange mit dem dritten Buche, dem Παρασκευαστικός, in das Studium der Philologie, sowie der antiken Sprachen ein und lehrt die rationelle Behandlung des durch die Lektüre gewonnenen Stoffes. Das vierte Buch, der Grammaticus, gibt über Natur, Geschichte, Ausdehnung der Sprache und der Schrift Aufschluss; im fünften Buche, dem Criticus, wird die Literatur der Kritik und der Alterthümer, im nächsten Buch, dem Oratorius, die rhetorischen Schriftsteller, die griechischen und römischen Redner, sowie die religiöse Beredsamkeit, und im siebenten Theile, dem Liber poeticus, die poetischen Lehrbücher von Aristoteles bis auf des Verfassers Lehrer Heinrich Schävius, die griechischen Poeten und die alten und modernen Kritiker derselben abgehandelt, nicht ohne dass die neulateinische Literatur in Kürze berührt wird.

Morhof deutet es selbst im ersten Kapitel seines Werkes an, was er einem Vorgänger in dem Versuche, die philo

logische Wissenschaft enzyklopädistisch zu fassen, verdanke: Johann van Wouwern aus Hamburg, dem Verfasser der „Tractatio de Polymathia“ (1604). Er nennt ihn ein Genie und befreit ihn von dem ungerechten Vorwurfe des Plagiates, den man gegen den bedeutenden Gelehrten erhoben hatte. In Wouwerns Werke findet Morhof die Grundlinien seines „Polyhistors“. Wie viel er im Einzelnen noch Männern wie Peter Lambeck, Franziskus Bonnäus, Guilelmus Budäus, Hermann Conring, Konrad Gessner, seinem Lehrer Micrälius schuldet, verhehlt er nicht. So schafft auch dieser selbstständige Kopf nicht aus dem Nichts heraus, sondern zieht die vielfach auseinanderliegenden Bestrebungen verschiedener Gelehrten auf einen Punkt zusammen, um sie in einer höheren Einheit zu fassen. Diese Art der Entstehung raubt dem grossartigen Werke, das die Bewunderung der Zeitgenossen hervorrief, und selbst heute noch nicht seinen Werth verloren hat, nichts von seiner Bedeutung. Johann Albert Fabricius gesteht — als sein eigener Stern schon hell strahlte —, dass durch Morhofs „Polyhistor“ zuerst die Begierde nach einer grossen und weitläufigen Gelehrsamkeit in ihm erregt worden sei: Neque vero tantum hoc lecto sensi admoveri mihi acriores stimulos industriae ut coepta in via tanto alacrius pergerem sed etiam multum adjuvari eam et ad fortius eundum sustineri me optimis consiliis“ [43]). Er sucht den theuren Mann in Kiel auf und bewirbt sich um seine Freundschaft [44]), um kurz darauf folgendes glänzende Urtheil drucken zu lassen: „Gratulamur patriae nostrae quod in hoc viro invenerit quem Exteris opponere possit. Ejus Polyhistore nihil nostra memoria prodiit eruditius“ [45]).

Christian Thomasius, der kluge Neuerer, begrüsst den Verfasser des „Polyhistor“ als einen echten Gelehrten und Mitkämpfer gegen die „Pedanterey und Unwissenheit, die sich bisher unter der Larve einer ansehnlichen und gravitätischen Gelehrtigkeit“ in den Hochschulen der Zeit breitgemacht. Morhofs Werk soll dazu beitragen, dass „die Doc-

tores und Magistri in Deutschland aus ihrem Schlaff auffwachen und sich die Unwissenheit aus denen Augen ihres Verstandes reiben". Thomasius bedauert es, dass nicht jede Akademie zum „wenigsten einen Morhof besitzt"[46]). Leibniz sogar hat nur Worte des Lobes für den kieler Professor und ehrt ihn mit dem Namen eines guten „Philosophen"[47]).

Um den gewaltigen „Polyhistor" gruppiren sich unzählige Abhandlungen und Programme, deren Stoffe fast allen Zweigen der Wissenschaft entnommen sind: u. A. schrieb Morhof einen wichtigen sprachgeschichtlichen Traktat, „de Patavinitate Liviana liber (1685)" betitelt. Mit glänzender Beredtsamkeit und einem reichen linguistischen Wissen sucht er die Ansicht des Asinius Pollio, die Sprache des Livius sei durch den Dialekt von Padua gefärbt, zu widerlegen. — Weit wichtiger jedoch als die klassisch-philologischen Strebungen sind Morhofs Verdienste um die Erkenntniss und Beurtheilung der deutschen Literatur für uns geworden. Er ist thatsächlich der erste in Deutschland gewesen, dem die historische Bedeutung der vaterländischen Sprache in das Bewusstsein gedrungen war, — der ein selbstständiges, ästhetisches Urtheil über die deutsche Literatur besass und eine geschichtliche Darstellung derselben verlangte. Er ist es, der sich als der erste seiner Landsleute durch das grossartige Beispiel des Holländers Franz Junius, des Engländers Hickes und des Skandinaviers Resenius[48]) anfeuern lässt, in die germanische Sprachforschung sich zu versenken, die literarischen Schätze der Vorzeit, soweit dieselben zugänglich waren, in den Kreis der deutschen Literaturgeschichte zu ziehen und diese wiederum mit der Geschichte fremder Literaturen in Zusammenhang zu bringen. Mit um so grösserer Begeisterung gibt er sich seiner Aufgabe hin, als er die schlimme Schuld der Deutschen, einen herrlichen Schatz wie die vaterländische Sprache und Literatur so lange vernachlässigt zu haben, tilgen und sie in diesem Punkte den fortgeschrittenen Ausländern gleichstellen will. Freilich weiss er, dass jene Gleichgiltigkeit sich

zum guten Theile aus den kläglichen äusseren Verhältnissen der Zeit herleiten lässt: „Wir leben itzo in einer Zeit", sagt er, „da man den nöthigsten Wissenschaften, den nöthigsten unterhalt lieber entziehen, als zu ihrer Vollenkommenheit und Ausszierung einigen Vorschub und Beyhilffe leisten solte". Aber gerade darum ist ihm die verkannte, bedrohte „Teutsche Poeterey", deren „Zierlichkeit" nach seiner Meinung der griechischen und lateinischen die Wage halten kann, nur um so fester an das Herz gewachsen. Das deutsche Wort nimmt er gegen Verachtung in Schutz und schilt, voll edlen Zornes, diejenigen, „die ihrer Mutter-Sprache lästern, und deren Grobheit und Ungeschicklichkeit zu guten Erfindungen, und zierlicher Ausbildung der Gedancken vorzugeben sich nicht scheuen"[50]). Denn Morhof war, obwohl er seine geistige Heimath in allen Kulturländern hatte, ein feuriger Patriot.

Indem er beleuchtet, was die Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, Niederländer in der Dichtkunst geleistet, und aus der herrlichen literarischen Vergangenheit der Deutschen, von der die Menschen des 17. Jahrhunderts kaum eine Ahnung hatten, strahlende Proben hervorhob, flösst er seinem Volke Achtung ein vor der vaterländischen Poesie, die einst ohne fremde Hilfe geblüht hat, und gibt ihm zugleich den rechten Massstab der eigenen Schätzung. Von der grauen Vorzeit der deutschen Poesie beginnend, spinnt er den literargeschichtlichen Faden bis in seine Zeit hinein: Karls des Grossen Leistungen für das germanische Geistesleben, die ersten Uebertragungen aus der heiligen Schrift, Otfrieds Evangelienbuch, Willirams Paraphrase des hohen Liedes, das Heldenbuch, das Annolied, Trimbergs Renner, den Sachsenspiegel, den Freidank zählt er auf; das Verhältniss der mittelalterlichen deutschen Lyrik zu der provençalischen Poesie wird berührt und Reineke Fuchs als eine „deutsche Erfindung" gepriesen. Hofmannswaldaus Urtheil über den verachteten und verhöhnten Hans Sachs wird aufgefrischt und des wackeren Nürnberger „Handwercksmannes,

welcher der Lateinischen und Griechischen Sprache unkündig, so mancherley Sachen hat schreiben können, die nicht ohne Geist seyn", in einem zwar mitleidigen, doch damals ungewöhnlichen Tone gedacht. Für die Würdigung des alten Meistersingers hat Wernicke leider nichts von dem Lehrer gelernt!

Wenn Morhof auf die Literatur seines Jahrhunderts zu sprechen kommt, tritt die Sachlichkeit der Darstellung vor der Subjektivität des persönlichen poetischen Glaubensbekenntnisses ein wenig zurück. In Opitz sieht er mehr den geschickten Uebersetzer und Nachahmer als den selbstständig wirkenden Geist, er stellt ihn unter Fleming, für den er eine wirkliche Herzensneigung hegt: „In Wahrheit, es stecket ein unvergleichlicher Geist in ihm, der mehr auf sich selbst als frembder Nachahmung beruht," sagt er und traut diesem seinem Liebling einen erfolgreichen Wettlauf mit den Italienern und Franzosen zu: Fleming wäre allein von allen Deutschen befähigt gewesen, ein Heldengedicht wie Ariost und Tasso zu schaffen, denn „im Ausdrucke gebietet er über das Heldenmässige ebenso sehr wie über das Liebliche und Sinnreiche, und ist in der Erfindung reich und ursprünglich". So urtheilt Morhof, im Gegensatz zu seiner gemüth- und phantasielosen Zeit, mehr mit dem Herzen als dem Verstande. Darin berührt er sich mit Weise: gleich diesem setzt er die Gaben der Natur über das mühselige Schaffen des Verstandes; wie dieser weiss er, dass ein ursprüngliches Talent in einem ungebildeten Kopfe stärker wirken könne und mehr werth sei, als die unselbstständige Gelehrsamkeit, die aus zweiter Hand produzirt. Praxis stellt er über Theorie und hält die Begeisterung [51]) für eins der wichtigsten Elemente des Schaffens. Das Regelwesen allein, fühlt er, macht nicht den Dichter, und gerade die Regeln sind es, die dem Deutschen so lange die Ader des echten Dichtens unterbunden haben. Weise ist ihm auch als Poet ehrwürdig. — Unter die „besten Geburten der Zeit" rechnet er die Werke des Mannes: „In

der Schertzhafften Art ist er unvergleichlich, wie solches seine überflüssigen Gedanken und andere Satyrische Schrifften darthun.“ Freilich vermag er sich mit dem Ton und der Form der Weiseschen Gedichte im Einzelnen nicht zu befreunden. Was ihn anspricht ist die Natur, die ihn auch an Lauremberg fesselt. Er lobt die „vier Schertzgedichte“: „Ich schätze sie,“ heisst es, „was den Characterem und die Erfindung anlanget den Alten gleich, und wird derjenige, der die Eigenschafft dieser Sprache verstehet, sie mit grosser Ergötzlichkeit lesen“[52]).

Und doch lässt sich dieser klare Mann, der das Gold von dem Kupfer wohl zu unterscheiden weiss, durch die Götzen der zeitgenössischen Literatur blenden: denn bei aller Freiheit und Natürlichkeit der Anschauungen wagt er es, Weise und Fleming in einem Athem mit Hofmannswaldau und Lohenstein zu nennen. Die tiefe klassische Bildung, welche der jüngere Schlesier besitzt, besticht ihn so sehr, dass er über die Fehler des Poeten hinwegsieht. Er stellt ihn sogar mit Gryphius zusammen und sagt von beiden: „Sie haben die Trauerspiele in Teutscher Sprache zur höchsten Vollenkommenheit gebracht“ und zwar deshalb „weil sie die alten Griechen und Lateiner zum Zweck ihrer Nachahmung gehabt, ohne welchen nichts beständiges und vollkommenes aussgeführet werden kann“. An Hofmann fesselt ihn die „Sinn- und Spruchreiche Schreibart“ sowie die zierlichen „nach Art des Ovidii“ verfassten Heldenbriefe und die Würze der „metaphorischen Redensarten“.

So ist selbst dieser gescheidte und vorgeschrittene Mann nicht über die Anfänge einer besseren Erkenntniss hinausgekommen. Tastend bewegt er sich dem Lichte zu, ohne aus dem Dunkel zu gelangen. Er hat das Rechte wohl geahnt, vermochte aber nicht, sich von dem Zwange der auf ihm lastenden Zeit zu befreien. Darum blieb er weit hinter einem Ziele zurück, das er seiner Naturanlage nach wohl hätte erreichen können.

Dem Neukirch der 90er Jahre ist Morhof allerdings noch nicht hofmannswaldauisch genug gewesen. Er muss den Vorwurf hinnehmen, dass er von den Schlesiern nicht eben viel gelernt, weil er nicht „so lieblich als gelehrt geschrieben habe“, doch wird ihm immerhin der Ruhm gelassen, dass er „wohl verstanden, was zu einem gedichte erfordert wird“[53]). Neukirch hat in seiner Art Recht, denn Morhof ist in der eigenen Dichtung, um auf diese zu kommen, eher ein verfeinerter Weise als ein Nachahmer Hofmannswaldaus. Er war zu ehrlich, um, wie dieser, Leidenschaft zu heucheln, zu gesund, um lüstern zu scheinen, zu klar, um seine Schreibart mit falschen Brillanten zu schmücken. Er besitzt Weises Natürlichkeit, ohne in das Unkünstlerische desselben zu verfallen. Aber er ist nicht so talentvoll und glücklich wie sein Vorbild. Von Morhof giebt es einen derbzotigen Ausspruch, welcher die Leichtfertigkeit der Weiseschen Versmacherei in einen trefflichen Gegensatz zu der peinlichen Gewissenhaftigkeit bringt, womit der kieler Professor seine Verse drechselte. Wir glauben ihm, dass „sein Absehen mehr auf eine beständige als geschwinde, ungefehr zusammenschlagende Arbeit“ gewesen. Er betrachtet, gleich Hofmannswaldau und Weise, das Dichten als ein „Nebenwerck“; auch hierin ist also Morhof ein Kind seiner Zeit. Sehr bescheiden denkt er von seinen Dichtungen:

„Kann gleich mein Pegasus nicht durch die Lüfte fliegen
Genug ist, wann er nur nicht bleibt im Staube liegen,“

sagt er im Widmungsgedichte der ersten Ausgabe, um hinzuzufügen: „Es kann niemand ein ungnädiger und schärffer Richter über meine Wercke als ich selber sein“[54]). Eine lange Reihe von Gelegenheitsdichtungen eröffnet die Sammlung. Weitschweifig, erfindungsarm, trocken ist Morhofs Poesie; sie begleitet Geburt, Heirath, Tod und die Ereignisse des akademischen Lebens, doch weniger in schmeichlerischem als familiärem Tone. Nur selten schlägt Empfindung durch

die glattfliessenden Verse, selten gelingt dem Poeten eine humoristische Wendung; oft bildet das Gedicht nur den Text zu einer vorhandenen Musik. Auf das Sinngedicht und die satirische Gattung verwendet er besondere Mühe, doch ihm fehlt der überlegene Spott und die Gabe, den Gedanken scharf zuzuspitzen. Die reiche Literaturkenntniss lässt den Poeten fremdes übertragen oder paraphrasiren: es befinden sich unter den Gedichten Bearbeitungen römischer, englischer, italienischer, spanischer und niederländischer Originale, nach dem Geschmacke der Zeit gewählt und ausgeführt.

Damit erfüllt sich der Kreis von Morhofs Schaffen, denn die breite Masse der lateinischen Poesien, die sich weder dem Inhalt noch der Form nach von der üblichen Lateinverselei der Zeit unterscheiden, kommt nicht in Betracht.

Dies ist der Mann, dessen fördernder Aufsicht und Unterweisung sich Christian Wernicke fast drei Jahre hindurch zu erfreuen hatte. Wo er nur Morhofs gedenkt, geschieht es in Liebe und Verehrung, selbst wenn er den Ansichten des Lehrers nicht beizupflichten vermag. Denn diesem Lehrer verdankt Christian die Grundlage seiner reichen Bildung, die Klarheit seiner Anschauungen, die Gediegenheit des Wissens, die deutsche Gesinnung. Als ein leuchtendes Beispiel eisernen Fleisses, tüchtigen Pflichtbewusstseins, edler Sittenreinheit und des vernünftigen Ehrgeizes musste der Mann auf den sittlichen Charakter des Jünglings fördernd einwirken[55]). Wir sehen, wie der patriotische Zug, welcher durch Morhofs Persönlichkeit und Anschauungsweise geht, in Wernicke verstärkt erscheint. Lehrten ihn die Tugenden des Meisters, was er zu erstreben hatte, so konnten ihm in reiferem Alter die Fehler desselben zeigen, was er vermeiden musste. — Um zu erweisen, in welchem Verhältnisse Wernicke zu dem Professor Morhof stand, d. h. zu dem gelehrten und jugendbildenden Manne müssen wir zunächst noch einmal zu dem Poeten Morhof zurückkehren.

Es hat sich gefügt, dass Morhofs bestes Gedicht mit dem Namen Wernickes verknüpft ist. Unter den hinterlassenen Schriften des Dichters hat sich nämlich ein Sonnet gefunden, das man in rechter Würdigung des Werthes der zweiten Ausgabe der Gedichte (1702) eingereiht hat:

„Auf Herrn Christian Wernigks Vergleichung der grossen und kleinen Welt“ [56]).

Es lautet:

„Der Mensch ist eine Welt. Das will Herr Wernigk lehren,
Wie der gemeine Trieb die grossen Kreise führt,
Und durch geheime Krafft sie bindet, fesselt, rührt,
So können wir den Sinn in tausend Kreise kehren.
Der Mensch ist eine Welt. Wenn wir die Weissheit hören,
Die selbst die Welt gemacht, die nichts war und nichts ist,
Und ist sie was, wärths doch nur eine kurtze Frist,
So sollen wir in uns ihr Bild und Wesen stören.
Die grosse Welt verkricht sich in so kleinen Raum,
Und diese kleine Welt beschliest sich selber kaum,
Wenn sie die grosse miss't nach Breite, Tieffe, Länge,
Viel höher hebt sie sich, wenn sie sich selber miss't,
Je mehr die kleine Welt will kleine seyn und ist,
Je mehr die grosse Welt der kleinen wird zu enge.“

Wir müssen das Gedicht in Prosa auflösen, um den geheimnissvoll-dunklen Sinn aufzuhellen und nach dem Gedankenkern auf das zu schliessen, was eigentlich „Herr Wernigk lehren“ wollte. Es handelt sich offenbar um eine Arbeit Wernickes, die Morhof vorgelegen, ihn interessirt und zu einer poetischen Umschreibung angeregt hat. So entstand das Sonnet, welches zugleich als eine Art von Anerkennung oder Huldigung für den Verfasser der „grossen und kleinen Welt“ dienen sollte:

Des Menschen Inneres bildet eine Welt für sich, im Gegensatz zu der äusseren räumlichen; wie dort oben im

Himmelsraume die „grossen Kreise", d. h. die Kreise der Planeten, durch einen gemeinsamen Trieb in ihrem Verhalten zur Sonne verbunden sind[57]) — durch den Zug der Wesensgleichheit und wie auf eine sympathetische Weise —, wie dort oben also tausend Kreise ziehen, so vermögen wir, die wir eine Welt in uns sind, den grossen Weltenraum mit unserem Geiste zu durchdringen. Diese räumliche Welt nun ist nach theologisch-monotheistischer Auffassung nichtig und darf somit unser Inneres nicht erfüllen. Wir sollen daher die Vorstellung der Welt in uns vernichten, wenn wir die Idee des ewigen, persönlichen (biblischen) Gottes in uns tragen; wir sollen uns nicht in sie verlieren, so gross und herrlich es auch sein mag, sondern ganz nach innen leben. Wenn wir so die Welt als nichtig erkannt, dann muss diese grosse unendliche Welt uns Kleinen doch unendlich kleiner scheinen. In diesem Bewusstsein werden wir vor uns selbst wachsen[58]).

Dies ist der Kern des Gedichtes, dessen Stoff der Abhandlung Wernickes entnommen worden. Es ist formell vortrefflich, denn sein geistiger Gehalt passt sich der Natur des Sonnets vollkommen an: Wie die beiden ersten Strophen und die Terzette für sich innerlich und äusserlich Gegensätze bilden, so tritt auch durch die Scheidung der vierzeiligen von den dreizeiligen Strophen das ganze Gedicht gegensätzlich auseinander.

Durch Morhofs Natur ging eine starke mystische Strömung, die von seinen Biographen (beispielsweise von Moller) zwar als ein Charakterfehler (naevus) betrachtet, doch immerhin entschuldigt wird, weil ja Morhof diesen Aberglauben mit vielen grossen Männern gemein habe[59]). Er liebte Böhme, und so mag sich sein Mystizismus mit dem Begriffe der religiösen Schwärmerei gedeckt haben. Denn so nur ist die mystische Anlage gegenüber der Verstandeshelle des Mannes erklärlich: In dem Sonnet fand sie ihren poetischen Ausdruck. Wernicke, in welchem alles Religiöse stark wirkte,

war wohl zu der Zeit, wo er mit Morhof zusammenlebte, in das religiöse Empfindungsleben desselben hineingezogen und hat das, was er über Gott, Menschenseele, Natur dachte und empfand, in jener mystisch-philosophischen Schrift vom Kosmos und Mikrokosmos niedergelegt. Der jugendliche Geist griff feurig gleich nach dem Höchsten, und das gefiel seinem Meister.

Lessing war der erste[60]), der auf das Sonnet hingewiesen und daraus den Schluss gezogen, man habe es hier mit der „Dissertation" Wernickes zu thun. Diese Vermuthung ist irrig. Wernicke war weder im eigentlichen Sinne des Wortes „Student", noch hat er das Doktorexamen gemacht, oder eine Disputation gehalten. Eine genaue Durchforschung der Universitätsakten in Kiel, welche wir selbst angestellt, hat dies negative Resultat ergeben. Weder das Album noch die Fakultätsbücher enthalten auch nur den Namen Wernickes. Christian mag die Kollegien wohl besucht haben, doch nur als „Hospitant", wie man heute zu sagen pflegt. Er lebte im Hause Morhofs und genoss dessen persönlichen Unterricht, ohne in einen regelmässigen Kursus der Studien und in eine bestimmte Fakultät einzutreten. Die Schrift von der „Vergleichung der grossen und kleinen Welt" ist kaum in Kiel selbst entstanden, denn sonst würde man Morhofs Sonnet wohl schon in der ersten Ausgabe der Gedichte (1682) finden, wo es fehlt. Wenn wir von Wernickes Bildungsgang sprechen, haben wir es somit nur mit dem Schüler Morhofs zu thun, der in den philologischen Fächern, den Sprachen, der Geschichte und Poesie fördernden und anregenden Unterricht empfing; von juristischen und staatswissenschaftlichen, ja theologischen Studien, die Wernicke nach der Meinung anderer Literarhistoriker betrieben haben soll, wissen wir nichts.

Morhof hat in der Zeit, wo Wernicke bei ihm hörte, alle Gegenstände der Wissenschaft berührt, die er an der Kieler Universität zu lehren berufen war. Er las, mehrere

Male durch Krankheit unterbrochen, Universalgeschichte in drei Abtheilungen (von der Gründung der Welt bis zu Karl dem Grossen, von Karl dem Grossen bis zu Maximilian I., von Maximilian I. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts), allgemeine Literaturgeschichte verbunden mit Kollegien über Bibliothekswesen und Bibliographie, sowie ein Kolleg über die Theorie der Geschichtsschreibung. In den Fächern der Poetik und Grammatik behandelte er „die Periodus", die „arguta dictio", den „Unterschied der rednerischen und dichterischen Schreibart" und die Dialektik und Rhetorik nach dem Aristoteles. Im Lateinischen interpretirte er ausgewählte Briefe des Cicero, den „Agricola" des Tacitus und im Griechischen Longins „περὶ ὕψους". Wie weit Wernickes Vorbildung in Sprachen und Geschichte reichte, bevor er nach Kiel kam, kann man nicht feststellen: Von Morhof aber — das wissen wir — schied er als ein ganz fester Lateiner. Mit der griechischen Sprache und Literatur scheint er sich nicht viel beschäftigt zu haben, denn die Spuren, die auf ein Studium dieser Fächer deuten könnten, bestehen in groben sprachlichen und literarischen Irrthümern. Sein Urtheil über Aeschylus beispielsweise grenzt beinahe an Brutalität; von Homer hat er nur einen dunklen Begriff.

Die lateinische Sprache dagegen lernte Wernicke in Morhofs Schule vortrefflich beherrschen und in eigenen Poesien sowie in Uebersetzungen gewandt gebrauchen. Das lateinische Epigramm auf Wilhelm III. von England erregte die ehrliche Bewunderung der Kenner. Er liest mit Vorliebe Cäsar und Cicero, kennt den Tacitus, Seneka, Plinius, Terenz, Quintilian, Florus, Sallust und Ovid, deren Aussprüche später seine Anmerkungen füllen und die Berichte aus Frankreich schmücken. In Kiel hat er freilich seine Lateiner zumeist nur „der Sprache halber" gelesen[62]). Er „verliebt" sich in einen Emanuel Thesaurus, Juglaris und Masenius[63]) und legt das Fundament seiner Kenntniss des Horaz, der ihm in seinen kritischen Bestrebungen ein treuer Führer und eine feste

Stütze geworden ist. Auch lernte er wohl damals schon, wie ein Horaz, Persius, Juvenal mit ihren schwachköpfigen Verkleinerern fertig wurden. Nur seiner allgemein menschlichen Ausbildung wegen und in der Absicht, die natürlichen Gaben seines Verstandes zu schärfen, betrieb Wernicke diese klassischen Studien. Ein Geisteselement sind sie ihm nicht geworden, denn er war nie ein wissenschaftlicher, sondern nur ein weltmännisch gebildeter Kopf.

Aus Morhofs gründlicher Kenntniss der modernen Sprachen und Literaturen erwuchs für Wernicke der Vortheil, sich die französische und englische Sprache auf gediegener Basis aneignen zu können. Es gab damals wenige Leute in Deutschland, die mit der englischen Sprache gehörig vertraut waren; von Britanniens reicher Literatur besass man darum nur schwache Kunde. Wernicke lernte von Morhof, der die besten Schriftsteller der beiden Länder kannte, auf welche literarischen Vorbilder er seine Blicke zu lenken habe, als die Wanderschaft ihn nach Frankreich und England führte. In Morhofs Unterricht hat Christian auch die ersten Anschauungen über den Charakter der deutschen Literatur seines Jahrhunderts empfangen — Anschauungen, über die er später allerdings mächtig hinwegwuchs. Wie sein Lehrmeister verehrt er Hofmannswaldau als die Leuchte der Zeit, huldigt er dem Namen und den „Meisterwercken“ des schlesischen Dichters[64]). Die ersten Fassungen der Heldenbriefe in Epigrammenform entstanden damals; es ist ihm ernst um die Sache; er will das, was Hofmannswaldau breit darstellt, in die gedrängte Form einer sechszeiligen „Ueberschrift“ bringen. Er lässt Sophonisbe dem gefangenen Syphax ihr Liebesleid und des Masinissa wildes Begehren klagen, lässt Semiramis um ihren Sohn buhlen. Dieser „Ernst der Jugend“ dünkt ihn später, als aus dem Verehrer ein Gegner Hofmannswaldaus geworden, verächtlich und einfältig. Ein verstiegenes Epigramm, wie das „An die Chloris“, könnte recht gut in Hofmannswaldaus Gedichten stehen:

„Es nährt Sicilien ein solches Feuer nicht,
Als das aus deinen Augen bricht,
Es weicht Egyptens Strohm, wenn deine sich ergissen,
Und über deine Wangen fliessen.
Nach dem die Reitzung ist, so wechselt sich ihr Spiel,
Du trägst in einem Aug den Aetna und den Nil“ [65]).

Ein Ausdruck wie „das Schneegefild der Zucht“ [66]) ist ganz hofmannswaldauisch.

Doch hörte er auch vom streitbaren Lauremberg und von Weise, dessen „geschickten Kopf und artige Einfälle“ er preist.

Bis zu welchem Grade sich Wernicke das, was ihm Morhof an philologischer und literarischer Bildung gewähren konnte, zu eigen gemacht hat, wie reich und tief im Einzelnen sein Wissen war, vermögen wir nicht sicher zu bestimmen; sobald es sich aber um die Geschichte von Wernickes Epigrammendichtung handelt, gelangt unsere Darstellung wieder auf ganz festen Boden.

Sechszehn Jahre alt entdeckt Christian (auch hier in gewissen Sinne ein Schüler Morhofs) seine natürliche Begabung für die epigrammatische Poesie. Er selbst erzählt uns, wie das kam: „Gleich Anfangs“ habe er von Morhof gehört, dass bei den Engländern, Italienern und Franzosen, obwohl sie „in den schwersten Stücken der Dichtkunst“ den alten Römern sehr nahe gekommen, doch kein Martial anzutreffen sei; einige gelungene Ueberschriften bewiesen nichts, aber ihrer ein Buch zu schreiben, — das sei schwer; man habe diese Erscheinung auf den Umstand zurückzuführen, dass die Sprachen der genannten Völker der lateinischen „an Kürze“ nicht gleich kämen, und „dannenhero sei er der Meynung, dass es sich in der deutschen ihrer vielen Umschweife halber noch viel weniger würde thun lassen“.

Nun findet sich zwar weder in dem Kapitel „von den Epigrammatibus“ noch in der Abhandlung „de Disciplina

argutiarum“ [67]) diese Ansicht in der von Wernicke wiedergegebenen, scharf zugespitzten Form, doch mag Morhof sich immerhin so oder ähnlich, wenn er bei Gelegenheit auf Martial zu sprechen kam, der nicht nur ihm, sondern der ganzen Zeit als ein herrliches, aber unerreichbares Muster vorschwebte, begeisterungsvoll geäussert haben. Von dem, was die Deutschen bisher im Epigramm geleistet, hielt er, mit Recht, nicht viel: Logau war ihm wohl nur dem Namen nach bekannt, denn sonst hätte der gewissenhafte und patriotische Mann des herrlichen Schlesiers sicherlich in wärmerem Tone gedacht, als es geschehen, er, der Fleming liebt und Gryphius ehrt [68]). Die Meinung der „Schule“, dass die lateinische Sprache besser als die deutsche für das Epigramm sich eigne, pflanzt sich thatsächlich bis in das 18. Jahrhundert fort und macht alle, die Sinngedichte schreiben wollen, kopfscheu. Johann Gottlieb Meister, der erste bedeutende Theoretiker auf dem Gebiete [69]) des Epigramms, tritt 1698 mit Macht gegen jene überlieferte Anschauung auf, und noch Christoph Weissenborn, ein Zeitgenosse Wernickes, untermischt, um gleichsam sein Gewissen zu salviren, in der Ueberschriften-Sammlung „Poetische Frühlingsluft“ (1705) deutsche Epigramme mit lateinischen [70]). Aus Opposition gegen eine enge Schulansicht also wird der jugendliche Wernicke zum Epigrammendichter. Zunächst glaubt er den Lehrer dadurch am besten widerlegen zu können, dass er einzelne lateinische Epigramme verdeutscht, „ebenso kurz, so vollständig, so deutlich, ohne der Sprach und dem Rheim einen Zwang anzuthun“. Bei einem seiner Versuche gelingt ihm dies auch. Die Uebertragung des Sinngedichts „Auf den Louvre (von einem Anonymus) ist ganz gewandt; im Ausdrucke deckt sich ungezwungen Wort mit Wort, und der Alexandriner hält scharf die Antithesen fest. „De mirabili urbe Venetiis“ von Jakob Sannazar aus Neapel, einem eleganten, vielgelesenen und oft aufgelegten Neulateiner [71]), ist dagegen recht oberflächlich übersetzt: Viderat wird mit „sah“,

toto ponere jura mari mit „ihr Gesetze geben", wobei „toto" unübersetzt bleibt und „ihr" sich sowohl auf „Stadt" wie auf „Fluth" beziehen kann, und objicere mit „hoch erheben" wiedergegeben; die treffliche Spitze des Originals erleidet ausserdem eine Abstumpfung. Morhof hatte übrigens das Epigramm Sannazars als ein Muster der Gattung empfohlen[72]).

Durch diese und ähnliche Versuche ermuthigt, wagt es Wernicke, „einige seiner eigenen Einfälle zu Papier zu bringen". So entstehen Epigramme wie die vier folgenden[73]), die er selbst in die Kategorie der „historischen" einreiht: Der Gegenstand ist gegeben. Darstellung und Auffassung sind des Dichters Eigenthum.

1. Susanna an die zwey Alte.

Ihr schnöden Greis' ihr irrt, dass meine nackte Schoss
Das Schneegefild der Zucht, vor Euch sey frey und bloss;
Die Seel ist in der Brust, die Brust im Wasser rein,
Der Schönheit bad muss nicht der Keuschheit Sündfluth seyn.

2. Auf Dieselbe.

Susanna schaute nicht die höchst verliebte Hasser
Die tausend Hitz und Glut empfingen, als ihr Kleid
Der Glieder Schnee entblösst, es war zu einer Zeit
Die Geilheit in dem Feuer, die Keuschheit in dem Wasser.

Für das „Schneegefild der Zucht" (Nr. 1) setzte Wernicke in der dritten Ausgabe „die kleinen Kitzel fählt", und das zweite Epigramm veränderte er durchaus, um sowohl die syntaktische und sprachliche Gezwungenheit, die dem Verständniss Schwierigkeiten bereitete, und den Ausdruck „Schnee der Glieder" fortzuschaffen, als auch um die Spitze schärfer und schwungvoller zu gestalten[74]).

3. Auf Antonius und Cleopatra.

Es wehlen in der Angst und in der letzten Noth
Cleopatra das Grab, Antonius den Todt;
Es liest Verzweiflung hier ein seltsam Urtheil ab:
Der schlägt sich selbsten todt, die trägt sich selbst ins Grab.

An diesem formell sehr reifen Vierzeiler fand der Verfasser selbst grossen Gefallen; er zieht Gottlieb Meisters lobendes Wort[75]) darüber an und bemerkt mit Genugthuung: „Ich muss gestehen, dass, ob ich es gleich in der ersten Jugend geschrieben, ich es dennoch anjetzo nicht zu verbessern wüsste.“

4. Auf die Cloelia und M. Scevola.

Es spielt die Tapfferkeit zu trotz dem Feinde sich
Durch jedes Element. Porsenna deine Hasser
Sind Römer. Jungfrauen und Jüngling trotzen dich;
Die zwingen dich durchs Feur und jene durch das Wasser.

Der dritte und vierte Vers dieser „Ueberschrift“ werden in der dritten Ausgabe einer gründlichen Verbesserung unterworfen: Das sprachlich falsche, gallisirende „trotzen dich“ fällt fort, und durch Vereinfachung der Konstruktion sowie durch Fortschaffen eines Verbums kann in „Jungfrauen und Jüngling“ der gleiche Numerus eintreten, ferner wird der metrische Fehler in „Jungfrauen“, wo eine kurze Silbe in die Arsis fällt, beseitigt[76]). So sucht der fortgeschrittene Poet die Fehler der Jugend auszumerzen. Er thut dies mit einem hohen Grade von Selbsterkenntniss und durch bestimmte kritische Grundsätze geleitet, über welche noch ausführlich gesprochen werden soll.

Wenn man sich vergegenwärtigt, in welchem Alter diese Epigramme geschrieben worden sind, so findet man bei Wernicke einerseits eine Frühreife und einen Anschauungskreis, welche unsympathisch, ja peinlich berühren, andererseits aber auch die Fähigkeit, Gedanken zu erzeugen und das Gedachte schlicht und einfach darzustellen. Die Frivolität muss auf Rechnung der Zeit gesetzt werden; sie tritt in der Dichtung Wernickes später zurück, um einer kräftigeren, naturvollen Behandlung des Geschlechtlichen Platz zu machen. Auf diese Vorfrucht seiner Produktion legte Wernicke keinen besonderen Werth; ohne seine Begabung recht zu erkennen und zu

würdigen, betrachtete er das Dichten als eine Uebungssache für den Geist. Auch hat er schwerlich durch Morhof eine ernstliche Förderung nach dieser Seite hin erfahren. Erst als er Kiel verlassen hat und an den Hof der Amaryllis gekommen ist, beginnt auf Grund der guten Anfänge eine zweckbewusste Arbeit. Durch die edle Frau erst erhält das Talent des Jünglings Entwicklung.

Bevor wir die Darstellung der Kieler Periode beschliessen, müssen wir noch eines Mannes gedenken, dem Wernicke zweifellos nahe getreten: Es ist Johann Daniel Major, Professor der Naturkunde, die „zweite Zierde" der Kieler Hochschule[77]). Christoph Colerus war der Lehrer und Hofmannswaldau der Gönner dieses ausgezeichneten Gelehrten und sonderbaren Menschen gewesen. Morhof, der in freundschaftlichem Verhältnisse zu ihm stand, nennt ihn „sagacissimum rerum naturalium indagatorem" und preist ihn auch als Dichter[78]). Noch Lessing gedenkt der Schriften Majors „wegen ihres sonderbaren Inhalts" und empfiehlt „die Seefahrt nach der neuen Welt" und den „Genius errans sive de Abusu in scientiis" als lesenswerthe Bücher[79]). Wernicke hält ihn für einen „grundgelehrten, aber dabei unbegreiflichen Mann"[80]), dessen Umgang nützlich und erfreulich, aber auch zu Zeiten lästig und „furchterweckend" war. Majors Traktat „de igne ex Lapide et Chalybe extorto" schreibt er, werde von den Gelehrten in „sonderbarem Werth" gehalten. So sind die geistigen Anregungen, die der Jüngling in Kiel fand, nicht von Morhofs Persönlichkeit allein ausgegangen.

III.

Amaryllis.

Dem Grafen Detlev von Rantzau, Herrn zu Breitenburg, stirbt am 25. November 1689 die Gattin; sie heisst Catharina Hedewig und ist einem der ältesten holsteinischen Adelshäuser, dem Geschlechte Derer von Brockdorf, entsprossen; ihre Mutter Catharina war eine Rantzau gewesen.

Morhof beklagt den Heimgang der Frau in einem „Nachruhm“[81]), der sich dadurch vor ähnlichen Erzeugnissen des Poeten auszeichnet, dass er Spuren warmer Empfindung und echter Trauer aufweist:

„Wo soll ich Muths genug, wo soll ich Wörter finden
Bey dieser Trauer-Nacht? da Geist und Kräfte schwinden,
Zu schreiben was das Lob der Heldin hat verdient,
Das bey der Nachwelt, so wie ihre Tugend grünt,
Dass Ihr so gleichen mag, wie sie war unvergleichlich —“

beginnt der Poet, um dann den Schmerz des Gatten und die Klagen des Landes über den Verlust der Edlen zu schildern:

„Bey uns indessen lebt dein werthes Angedenken,
Dies kanstu nun der Welt zum steten Erbtheil schenken.
Das gantze Land, das zeugt von deiner Treffligkeit,
Und meine Musen stehen zu deinen Ruhm bereit.
Sollt' ich den hohen Stand und dessen Würde preisen,
Was müst' ich für ein Feld von Tugenden bereisen?
Wo kennet nicht die Welt das Rantzauer Geschlecht?
Da Witz und Tapferkeit stets haben Bürgerrecht,
Das Könige geehrt, das manche Redner-Zungen,
Das hoher Dichter-Geist so manchmal hat besungen.“

Es zeigt sich ferner in dem Gedichte, dass Morhof den Charakter, den Geist und das persönliche Wesen der Verstorbenen so vortrefflich gekannt hat, wie einer, der ihr im Leben nahe gestanden. Auch sonst noch hat seine Muse den „Ruhm der Rantzaus“ verkündigt: In zwei Gedichten an Detlev und Catharina Hedewig[82]) besingt er die Geburt ihres Sohnes Friederich; auf das Wappen der Brockdorfs[83]) verfertigt er ein lateinisches Epigramm und begleitet gar die Lebensgeschicke von Detlevs weiterem Familienkreise mit seinen Poesien[84]).

Etwa acht Jahre nach dem Hintritt Catharinas[85]) ging Graf Detlev selbst (8. September 1697) aus dem Leben.

Um diese Zeit befindet sich Wernicke im Schlosse zu

Drage (dem heutigen Friedrichsruh) bei Christian Detlev, dem ältesten Sohne Detlevs von Rantzau, und schreibt unter dem 11. November (1697) an den dänischen Minister Jessen:

„Monsieur le comte de Rantzau par la mort de feu monsieur son pere se trouve si bien pourveu de bons serviteurs qu'il n'a que faire de mes services et quoy qu'il m'ait offert une retraite chez luy jusqu' à ce que la fortune ait autrement disposé de moy, je serois au desespoir si par la longueur du temps je fusse obligé d'abuser de cette grace."

Wernicke hält sich also im Hause des jungen Rantzau auf, um eine Stellung zu erlangen, die er trotz eifriger Bemühungen am dänischen Hofe nicht finden konnte. Der Tod des alten Detlev — hoffte er — würde Veränderungen zur Folge haben, aus denen er vielleicht Nutzen ziehen könne. Dem ist zwar nicht so, doch behält Christian Detlev den von grosser Noth bedrängten Mann in seinem Schlosse und bietet ihm solange ein Asyl an, bis die Aussichten sich gebessert haben. Die Beziehungen zwischen Christian und dem Grafen müssen also wohl schon alte sein.

Nun sagt Wernicke in der Vorrede zu den „Schäffer-Gedichten oder Eclogen"[87]), er habe dieselben geschrieben, weil er den „beiden hohen Häusern" deren Familiengeschicke die Gedichte behandeln, „wegen empfangener vielfältigen Gnade unterthänigst verpflichtet sei" und „in des einen und des andern Diensten gestanden". Das zweite „Schäfergedicht"[88]) erzählt uns vom Tode Damons, den die Hirten als ihren „Schutzgott" verehren. Vor allem preist Coridon den kühnen Jägermuth des Verstorbenen, der Wald und Feld von reissenden Thieren gesäubert. Nicht weit von der Hirtenflur stand Damons schlichtes Haus, dessen Pforte die Inschrift trug: „Thu recht, scheu niemand"; nach diesem Wahlspruch hat der todte Gebieter sein Leben lang gehandelt. Er war wohl thätig und gerecht:

„Dies Land wird Zeugniss geben,
Dass Damon keine Frucht von's Nachbarn Baum gepflückt,
Und seine Sicheln nie in frembdes Korn geschickt;
Dass er bescheidentlich uns allen Recht gesprochen,
Den Frevel ungestrafft, die Unschuld ungerochen
Ohn' Ansehn der Person nie von sich weichen liess,
Noch Einfalt ungehört verächtlich von sich stiess."

Da ermuntern sich die Verzagenden — lebt doch Dametas, der sich bald mit Thestylis vermählen wird, lebt doch dessen Bruder Thyrsis und Argenis, die Schwester! So können sie, die armen Hirten, wohl über Damons Tod weinen, doch „bescheidentlich" — —

„Wie wenn ein schwartz Gewölk sich unversehns ergiesst,
Die Sonn zugleich ihr Licht in schwachen Strahlen schiesst
Durch den gebrochnen Dunst,"

so gedenken sie mit einem lachenden und einem weinenden Auge der gefallenen „Rieseneiche". . .

Nun weiss man, dass Detlev Rentzau von den zwölf Kindern, die ihm die erste Gattin geboren, nur drei hinterliess: Zwei Söhne, Christian Detlev und Wilhelm Adolf, und eine Tochter, welche den Namen der Mutter erhalten. Ferner weiss man von einem zwischen dem alten Detlev und seinem Freunde Ulrich Friederich Güldenlöwe, Statthalter zu Norwegen und natürlichem Sohne Friederich III. von Dänemark, geschlossenen Familienbündnisse, dem zufolge Rantzaus ältester Sohn die zweite Tochter Güldenlöwes heirathen sollte; wer von beiden Seiten vertragsbrüchig würde, musste, einer Bestimmung gemäss, die Busssumme von dreissigtausend Thalern zahlen. Als der alte Graf Detlev starb, bestand der Vertrag noch zu Recht; Christian Detlev verletzte ihn später, und dieser Treubruch, der das Einschreiten königlicher Gewalt nöthig machte und die erbittertste Feindschaft zwischen beiden Häusern entzündete, ist für das Geschlecht des Rantzaus der Anfang unheilvoller Verwicklungen geworden. Zur Zeit,

wo jene Ecloge Wernickes entstand, war das gute Einvernehmen der Familien noch nicht gestört, denn erst im Jahre 1702 glaubte sich Güldenlöwe so weit frei, dass er seine Tochter einem Andern zur Gattin gab.

Man wird jetzt das Schäfergedicht, das Wernicke seinem Beschützer als eine Gegengabe für viele Wohlthaten überreichte, deuten können: Damon ist der alte Graf Detlev, hinter Dametas, Thestylis und Thyrsis verbergen sich Christian Detlev, die Tochter Güldenlöwes Ullrika Antonia und Wilhelm Adolf, während „die holde Argenis" die Schwester Catharina Hedewig vorstellen soll, mit deren Preis das Gedicht schliesst: Die Hirten sind ganz in dem Anblick der jungen Schönen versunken — da steigt das Bild der Mutter, die auch den Namen Catharina Hedewig geführt, vor ihrem Geiste empor, und diese Mutter nennen sie Amaryllis!

„Gestalt, Gesicht, Gebährd. die Aussprach selbsten zeigt
Den theuren Brunnquell an aus dem die Nymphe steigt,
Und Amarillis Bild sieht man leibhaftig liegen.
Gantz in dem gantzen Leib, und gantz in allen Zügen
O dass sie stets, wie die, der Tugend Fussstapff tret'
Die Götter, so wie die inbrünstiglich anbeth:
Wie die auch im Gebrauch, die Schätz der Welt verlache,
Durch Wohlthun sich wie die zu einer Göttin mache."

Dieselbe Argenis vermählt sich am 22. Februar 1699 mit dem Reichsgrafen von Kastell-Rodenhausen, und zu ihrer Hochzeitsfeier dichtet Wernicke eine zweite Ecloge, in der wiederum der früh verblichenen Amaryllis gedacht wird:

„Siehst du in Argenis nicht deutlich ihr Gesicht?
Auch die war schön wie sie, und vor der Zeit vollkommen
Und wurd uns, weil wir ihr nicht wehrt zu früh benommen."

Die „unvergleichliche Persohn" also, an deren Hofe Wernicke drei Jahre verbrachte und welche die Amaryllis seiner Gedichte ist, nennt sich Gräfin Catharina

Hedewig von Rantzau, ihr Gatte heisst Graf Detlev, und die Residenz derselben bilden die Schlösser Rantzau, Breitenburg und das adelige Gut Drage. Zweifellos ist unser Christian durch Morhofs Empfehlung und Verwendung in das Grafenhaus gekommen. Dies geschah um die Wende des Jahres 1682.

Der jüngste Zweig des Rantzauischen Geschlechtes, dem Detlev und Katharina angehörten und der nach seinem einstigen Gründer, Gerhard von Rantzau (1590—1627), den Namen führte, stand zu jener Zeit auf dem Gipfel seines Glanzes und seiner Macht, um wenige Jahrzehnte darauf einem jammervollen Schicksale zu verfallen. Die grausige That des Brudermordes verdunkelte die strahlende Vergangenheit des Geschlechtes. Detlevs nächster Vorfahr[89]), Christian (1614 bis 1662), der erste Reichsgraf und erste regierende Graf von Rantzau ist als hoher dänischer Staatsbeamter zu Macht, Reichthum und Ehren gelangt: Er war Dänemarks erster Minister und Präsident des Staatsrathes. Unter ihm wird Rantzau zu einer unmittelbaren Reichsgrafschaft erhoben: Er erhält die Territorialhoheit über seinen durch Erbschaft oder Umtausch vermehrten und konsolidirten Landbesitz, wird von fremder Gerichtsbarkeit befreit, darf Münzen prägen, den Galgen und Stock aufstellen lassen, darf Ritter schlagen, Doktoren ernennen und Poeten krönen. Um dem Besitze dauernden Bestand zu verleihen, schafft er die Bestimmung der „Primogenitur", durch welche für alle Zeiten der erstgeborene Sohn als Nachfolger in der Herrschaft eingesetzt wird. Graf Christian wurde mit den wichtigsten Staatsgeschäften und Sendungen betraut. Im Jahre 1615 ist er am Hof zu Wien und erfährt als Gast Kaiser Ferdinand III. hohe Ehren. In seinem kleinem Reiche trat er glänzend auf, hielt „einen wahrhaft fürstlichen Hofstaat" und nützte die selbstgeschaffenen Rechte weidlich aus, vergass aber nie seine Pflichten als Diener des Königs von Dänemark. Dafür hielt ihn König Friedrich auch wie einen Freund.

Detlev, der Sohn und Nachfolger Christians, war ein würdiger Spross seines Vaters. Durch seine Freundschaft mit Güldenlöwe und seine Verwandtschaft mit Friedrich Ahlefeldt, dem ersten „Grafen von Langeland", Statthalter von Schleswig-Holstein und Grosskanzler des Königreichs, kommt er in ein festes, unlösliches Verhältniss zu Dänemark. Ein erbitterter Gegner Gottorps, vermacht er, falls kein männlicher Erbe zurückbleibe oder die männliche Nachkommenschaft aussterbe, seine Herrschaft Rantzau dem Könige von Dänemark. Dafür belehnt ihn Christian V. mit den Grafschaften Löwenholm und Jütland, macht ihn nach Ahlfeldts Tode zum Statthalter in den Herzogthümern und verleiht ihm ausserdem viele persönliche Auszeichnungen. So vermehrt Detlev den Besitzstand, Glanz und Einfluss seines Geschlechtes.

In seiner Familie fand er als Gatte und Vater reinstes Glück. Denn im Jahre 1664 hatte er eine der schönsten, klügsten und edelsten Frauen des Landes als Gemahlin heimgeführt, die neunzehnjährige Catharina Hedewig von Brockdorf[90]), „mit des gantzen Landes allgemeiner Frohlockung", wie einer der vielen Lobredner Detlevs sagt[91]). Sie muss eine Dame von seltenen Geistesgaben und einer umfassenden sowohl literarischen als sprachlichen Bildung gewesen sein. „Wenn andre ihren Sinn auf Eitelkeit gesetzt," so suchte die Freundin Morhofs ihr Wissen zu stärken und ihren Geist zu bilden: Sie las Seneca, Plutarch, Juvenal, Horaz und die besten französischen und englischen Schriftsteller in den Ursprachen, war bibelfest und in der weltlichen Geschichte „überaus kundig", trieb Geographie, Astronomie, Genealogie und kannte die deutsche Literatur ihrer Zeit auf das Genaueste. Wie Morhof liebte sie Fleming, verehrte sie Hofmannswaldau. Sie unterhielt gelehrte Briefwechsel und sah bedeutende Menschen gern an ihrem Hofe[92]). Von der Kraft ihres Geistes und ihrer reichen Bildung wurden die stilleren Tugenden des weiblichen Herzens nicht verscheucht.

Catharina war die beste Gattin und sorgsamste Mutter, fromm, sanftmüthig, wohlthätig und gegen Niedere herablassend-freundlich. Starkmüthig sah sie dem Tode ins Antlitz, der frühe kam, und schied aus dem Leben, beinahe wie eine Heilige verehrt.

Dieser durchaus harmonisch angelegten Frauennatur trat Wernicke als ein begeisterungsfroher Jüngling nahe. Der jahrelange Verkehr mit Catharina, welche er mit Ehrfurcht als seine Herrin und voll Dankbarkeit als seine Beschützerin betrachtete, vervollständigte seine Kenntnisse, gab der Bildung seines Gemüthes einen glücklichen Abschluss und förderte in ihm manches schöne Talent. Was er früher an philologischem, philosophischem und geschichtlichem Wissen sich schulmässig angeeignet hatte, wurde jetzt vom Leben durchdrungen und gleichsam auf seinen praktischen Werth hin erprobt. Was früher nur seinen Verstand beschäftigt hatte, dringt ihm jetzt in das Herz: Es ist die Zeit der begeisterten Jugend, die schönste und glücklichste in Christians ganzem Leben. An dem „eingezogenen Hofe" — Graf Detlev residirte am liebsten in dem idyllischen Drage — lernte er zwar nicht die grosse Welt kennen, aber die kleine um so inniger und schärfer beobachten; er lernte zugleich sich in sein eigenes Innere zu versenken. Der würdige Ernst, den er vor sich sieht, die Liebe, die er geniesst, die Freundschaften, die er findet, die edlen Sitten, deren Regiment er spürt, sind für sein ganzes zukünftiges Leben wichtig geworden. An Rantzaus Hofe mag ihm auch die erste Ahnung von dem Wesen der Staatskunst und der politischen Geschäftsführung aufgegangen sein.

In welcher Eigenschaft und Stellung er am Grafenhofe thätig war, erfahren wir nicht. Er selbst stellt sein Verhältniss zu den Rantzaus als eine Art von dienstlichem hin und unterscheidet Personen, die ihm „vorgingen" d. h. die seine Vorgesetzen waren, von den Leuten seines Schlages. Ob er nun Sekretär des Grafen, Vorleser und Gesellschafter der Gräfin gewesen, oder dem etwa vierzehnjährigen Grafen

Christian Detlev aus pädagogischen Rücksichten als Genosse beigegeben worden (denn dieses sind die Möglichkeiten, die in Frage kommen), ist für unsere Darstellung zwar nicht gleichgültig, doch nicht eigentlich von Bedeutung. Genug, wenn wir wissen, dass Wernicke in dem Hause des Grafen Rantzau irgend ein selbstständiges Amt verwaltet hat, das seinen Mann ernährte[93]). Viel wichtiger ist die Thatsache, dass sein Dichtertalent durch die unmittelbaren Einwirkungen der Gräfin Catharina in entscheidender Weise sich fortentwickelte.

Wernicke erzählt selbst, dass die schwachen Kieler Versuche, die ohne rechte Förderung geblieben, unfruchtbar der Vergessenheit würden anheim gefallen sein, wenn sie nicht von ungefähr Catharina Hedewig vor die Augen gekommen wären: Sie fand an diesen ersten Gaben eines geschickten Kopfes „sonderliches Vergnügen“ und ermunterte den jungen Verfasser auf der schön begonnenen Bahn fortzuschreiten. Sie selbst geht ihm dabei hülfreich an die Hand, indem sie ihm Gegenstände aus der Bibel und der Weltgeschichte vorlegt und „einige kurtze poetische Gedanken“ darüber verlangt. Doch Wernicke bedarf mit der Zeit solcher Aufforderungen nicht mehr. Er dichtet aus eigenem Antriebe, und leicht fliessen ihm die Verse aus der Feder. Als selbstständige Arbeiten hebt er zunächst diejenigen Epigramme hervor, welche er an Catharina unter dem Namen Amaryllis gerichtet hat[94]).

Es sind ihrer sieben, dieser Amaryllis-Ueberschriften[95]). Abgesehen davon, dass sie werthvolle documents humains von dem Wesen jener Frau bilden, zeigen sie auch die frühe Fähigkeit Wernickes, über einen Charakter nachzudenken und die Haupteigenschaften desselben, frei von der groben Schmeichelei, mit Geist darzustellen:

„Die Tugend wird zwar meist verlachet,
Doch deine theure Schönheit machet,
Dass jene man auch in dir preisst;
Die Schönheit fällt zwar offt ins Netze,
Doch deiner Tugend streng Gesetze
Beschützte das, was jene weist.
Die Welt fällt dem Gezeugnüss bey,
Das dir mein schwacher Mund itzt giebet;
Man lobt dich ohne Heucheley,
Wie man dich ohne Hoffnung liebet.“

Besser konnte er wohl das Verhältniss der Gräfin zu ihrer Umgebung, den verdienten Ruhm, den ihre Schönheit und Tugend fanden, und zugleich seine eigene reine und aufrichtige Verehrung, für die holde Gönnerin nicht kennzeichnen. Dann preist er Catharinas Bescheidenheit gegenüber dem lobenden Urtheil der Welt, ihre geringe Meinung von den Vorzügen ihres Herzens und ihres Geistes; sie ist

„Schön, keusch, verständig fromm, reich und von edelm Blut
Demüthig ohn' Absehn, und ohne Zeugen gut.“

Ihre fromme, echt menschliche Wohlthätigkeit vergleicht er mit

„einem vollen Fluss, der fliessend Tag' und Nacht,
Das Ufer fruchtbar zwar, doch kein Geräusche macht,“

diese Wohlthätigkeit, die den Nehmenden nicht vor sich selbst erniedrigt, die,

„ihre Mild' und Gütt' als Laster zu verhehlen,
Nur so zu geben pflegt, als andere zu stehlen.“

Auch von der Mutter Catharina weiss der junge Poet zu sagen, denn er ist Augenzeuge, wie edel und verständig sie die Erziehung ihrer Tochter Charlotte Dorothea leitet. Zu der Schönheit des Kindes, welches die Natur zu einem Ebenbilde der Mutter gemacht, fügt Amaryllis selbst ihre frei erworbene Tugend:

„Du flösst ihr deine Neigung in,
Und machest sie so deinem Sinn,
Wie jene deinem Leibe gleich.“

Wenn er schmeichelt, so geschieht es auf eine liebenswürdige, leichte Art, wie in jenem Epigramm, das als eine Unterschrift auf einem Gemälde der Amaryllis zu denken ist. Er nennt sie eine andere Venus, die „aus ihres Malers Schalen steigt“:

„So gleich, dass keiner nicht sie gleicher kan als er,
So schön! dass keiner nicht, die schöner ist, kan mahlen.“

Höher versteigt sich des Jünglings Schmeichelkunst nicht.

Von denjenigen Epigrammen, die auf Catharinas „ausdrücklichen Befehl geschrieben wurden“, führt Wernicke selbst einige mit dem Titel an: es sind die auf Tullia, Portia und Semiramis. Hierzu darf man noch die Verse auf Cleopatra, Julia, Artemisia, Lucretia und Clölia[96]) gesellen, weil sie dem gleichen Ideenkreise angehören: Es war nämlich dem Poeten aufgegeben worden, Frauencharaktere der antiken Welt in ihren Tugenden und Lastern darzustellen. Die Mittel der Darstellung sind nicht eben die erquicklichsten. Das Epigramm auf Tullia giebt sich in der ersten Fassung bei Weitem frivoler und roher als in den späteren:

„Verfluchtes Weib, das die Natur
In ihrem Ehbett hat entweyht;
Die wie ihr Ehmann Sie empfindlich herzte schwur,
Und ihrem Vater hat den ersten Todt gedräu't,
Die schwanger mit der Lust aus ihrem Bett aufstund,
Und die beleidigte Natur,
In ihres Vatern Brust verwundt'
Und die weil sie den Weg zum Rahthauss bähnen must,
Zuletzt mit gleicher Lust
Wie unterm Eh'mann lag, so über'n Vater fuhr'.“

Die Entrüstung, welche der Ausruf „verfluchtes Weib“ kennzeichnen soll, ist recht äusserlich; die gezwungene, an

den Haaren herbeigezogene Antithese, die das Ganze abschliesst, entspricht nicht dem ernsten Zorn. Ein Gedicht wie das auf Julia, die durch ihren Lebenswandel ihr hohes Haus schändet, und, im Gegensatz zu dem kaiserlichen Vater, Jeden „über sich duldet", gehört in das Gebiet der Pornagraphie; es fehlt sogar der Reiz des Witzes. Frauen wie diesen und der lüsternen, schlangengleichen Imperatorenverführerin Cleopatra wird nun eine Lucretia, Semiramis, Clölia, Artemisia und Portia entgegengestellt, doch in welcher Auffassung! Das Epigramm auf Semiramis, die, vom Flechten der Zöpfe fort in den Kampf gerufen, ihre Feinde eher als ihr Haar „gebunden" [95a]), lässt man allenfalls gelten, denn es enthält einen artigen, geistreichen Scherz. Während sich aber die Verse auf Artemisia durchaus den bedenklichen, abgedroschenen Ehestandswitzen der Zeit, welche besonders durch Owen verbreitet worden sind, anschliessen und Portias rührender Tod dem Dichter nur zu einigen ausgeklügelten Gedankenspielen Anlass giebt, während von der heldenhaften Römerjungfrau Clölia, die mit Gefahr des Lebens sich dem Machtgebot des Etrurier-Königs entzieht, nichts Edleres gesagt wird, als dass mit ihr, einer neuen Art Aphrodite, „die Tapferkeit aus einem Fluss gestiegen sei, wie vor die Schönheit aus der See," — spielen die älteren Ueberschriften auf die Lucretia in würdeloser Weise geradezu mit einem grossen heiligen Gegenstande. — Die Epigramme „Tarquinius und Lucretia" und „An Lucretia" (7. Buch) gehören einer späteren Zeit an: Die Gedanken sind reifer, schärfer, einheitlicher und die Behandlung des Vorwurfes würdiger.

Man könnte über den Stoff und die Ausführung dieser Gedichte hinwegsehen, wenn die Flamme echter sittlicher Entrüstung durch die Verse schlüge, oder der Poet unter der Herrschaft einer kräftig-naiven Sinnlichkeit stünde. So aber treibt Wernicke nur mit der Lüsternheit sein Spiel; die „Hitze der ersten Jugend und der Witz" reizen ihn, das Geschlechtliche keck zu enthüllen, weil er seine eigene Seele

vor Gefahr sicher glaubt. Dies wirkt so unerquicklich, als es unreif und ungesund ist. Für Amaryllis, welche an diesen Arbeiten geistigen Antheil hatte, bedarf es keiner Entschuldigung, denn sie stand in schöner Freiheit über den Dingen.

Dabei fehlte es dem jungen Dichter nicht an Enthusiasmus für antiken Geist und antikes Heldenthum. Dem Opfermuth zweier karthaginiensischen Jünglinge, der Philäni, die sich in jugendlichem Feuer lebendig begraben lassen, um ihrem Vaterlande ein Stück Feld zu gewinnen [97]), preist er bis zum Paroxysmus, und rechtfertigt den unberufenen Sieger Manlius auf heroische Art. Die geniale Verbindung des Kriegers und Staatsmannes in Julius Cäsar ist ihm ehrwürdig, während er für die Undankbarkeit des Brutus nur ein Wort des Zornes hat.

Ueber den allgemeinen Charakter der Jugendgedichte, in denen er die „Laster striegeln“ oder gleichsam „mit der Peitsche in der Hand“ verfolgen und auf diese Weise sowohl belustigen als abschrecken will, äussert Wernicke sich selbst. Er habe (heisst es in der Vorrede zur ersten Ausgabe) seinen Stachel „nur wieder die Todte in den Geschichten oder die Laster der Welt insgemein, nicht aber wieder selbstständige Lebendige, die er im Auge hatte, richten können.“

„Können“ — denn er kannte das grosse mannigfache Leben noch nicht. Das, was er in der kleinen, ihn umgebenden Welt sah, war entweder eine würdige „Ernsthafftigkeit“, die ihm heilig sein musste, freundschaftliche Geselligkeit, in der er selbst stand, oder der Bildungsmangel und die Derbheit geringer Leute, die „Terentz mit besserem Fug in ein Schauspiel, als Martial in eine Ueberschrifft würde gebracht haben,“ d. h. die eher ein Gegenstand harmloser Belustigung als satirischer Verspottung waren. Deshalb beschäftigt und schärft er vor allem seine Einbildungskraft und sein Ohr; er producirt nicht aus der eigenen Erfahrung heraus, sondern gleichsam aus zweiter Hand. So entnimmt er historischen Ueberlieferungen oder allgemeinen Lehrsätzen und

Anschauungen, die er durch seinen eigenen Verstand oder von Aussen empfängt, die Gegenstände seiner Satire. Er kennt noch nicht die Thorheit in ihrer eingewurzelten Natur, sondern nur die Einfalt, so wie sie aus der Wiege gekrochen: Diese ist duldenswerth, weil sie unschädlich und menschlich ist. Es sind allgemeine Laster, die er verfolgt, allgemeine Tugenden, die er preist; die Idee war eher da als die Gestalt, um die sie sich rankt. Der Dichter schildert „den treulosen Hofman, den Schulfuchs, den Katzbalger," aber nicht in ihrer besonderen Erscheinung. Darum fehlt diesen Gestalten auch die scharfumrissene Persönlichkeit; darum herrscht das Lehrhafte, Gnomische, Sententiöse in der ersten Masse der Epigramme vor. Wernickes Spott ist scherzhaft und zahm, wenn es hoch kommt, ironisch, aber nicht bitter und eifervoll.

Dass trotz dieser principiellen Beschränkung ein wissensreicher und beweglicher Kopf mannigfache Ideenkreise und Stoffgebiete berühren kann, ist nicht wunderbar. Die Beschränkung selbst entsprang ja nicht einem Mangel an besserer Erkenntniss, sondern allein den Umständen des Lebens. Mit jener wackeren Selbsterkenntniss, von der schon oben gesprochen wurde, hat Wernicke später eine grössere Zahl dieser Jugendepigramme entweder ganz aus der Sammlung ausgeschieden oder durch Anmerkungen, in witzigem und ernstem Tone, als unreif gekennzeichnet.

Die Ueberschriften, welche vom Dichter theils schon bei der Redaktion der ersten Ausgabe verworfen, theils in die Ausgabe letzter Hand nicht aufgenommen worden sind, findet man im „Anhang" der vorliegenden Biographie vereinigt (Ahg B IV). Dazu gesellen sich ihrer drei, welche in der ersten Redaktion gestrichen und in den folgenden wieder dem Text oder den Anmerkungen einverleibt wurden (Ahg B III). Es sind grösstentheils Wortspiele, die dem reiferen Poeten „nicht unbillig als ein rechts Kinderspiel vorkommen", Pointen, die auf Verwechslung mehrerer Buch-

stabens oder einer ganzen Silbe beruhen; ferner solche Gedanken, die blos durch die „Vorstellung eines verächtlichen Dinges eine leichte Kitzelung verursachen", ohne dem rechten „Endzwecke" der Gattung zu entsprechen: der Tugend ein „schönes Vorbild" zu geben, oder die Laster zu verlachen. Ein Epigramm wie „Waffen und Gewaffnete" endlich verwirft er, weil es zwar blendet, doch bei näherer Betrachtung nur „Sand in die Augen" ist. Denn der „Sinnschluss" soll in der Natur einer ernsten Sache, nicht in einem Worte und der Wandlungsfähigkeit desselben bestehen.

Es folgt eine Schaar von Epigrammen, die sich aus inneren Gründen als Jugendgedichte darstellen und deshalb vom Dichter nicht für würdig gehalten wurden in der Sammlung der reifen Gedichte als vollwerthig zu stehen. „Saamlinge" sind es, Früchte, die zu früh vom Baum gepflückt, Geburten „mehr der Hitze und des Witzes", als des Verstandes und Nachdenkens. In diese Kategorie gehören aus der zweiten Redaktion: |1.| Auf des Cambyses Richtersitz, |2.| Auf die Römische Mutter wegen unverhoften Anblick ihres todtgemeinten Sohnes; |3.| Auf den Tod des Poeten Aeschilus; aus der letzten Redaktion: |4.| In Cesars Mord I., |5.| Tugend und Laster, |6.| Die Kindheit und das hohe Alter, |7.| Ernst, Stern. Durch Versetzung der Buchstaben[99]).

Zu Nr. 1. Die Fassung, wie sie in B vorliegt, schreibt Wernicke der „spitzfündigen Jugend" zu, die an der „Vivezze d'Ingenio" ihre Freude gefunden habe und ändert die metaphorische Spitze in C (S. 103) so, dass der Richter, der um so schärfer das Laster züchtigt und um so strenger die Disziplin aufrecht erhält, als in seiner eigenen Familiengeschichte nicht alles rein ist, — nicht mit einem Gott, der auf einer Menschenhaut sitzt, verglichen, sondern, dass Asträa, die Göttin der Weisheit und richterlichen Wahrheit, auf einer Menschenhaut sitzend, dargestellt wird. Viel ist durch diese Umarbeitung nicht gewonnen worden.

Zu Nr. 2. Die Wendung, dass die Römische Mutter

zweimal „stirbt“, indem sie nämlich bei der falschen Nachricht vom Tode ihres Sohnes wie gestorben umsinkt, um dann bei dem ungehofften Anblick des Lebenden wirklich zu erbleichen, und der Sohn mit spitzfindiger Logik als der „Nachlass beider Leichen“ hingestellt wird, glaubte der Verfasser wegen der „gezwungenen Sinnlichkeit“, in folgender Weise ändern zu müssen (C. S. 114): Die Mutter verzehrt sich schmerzvoll, und findet durch die unverhoffte Freude ihr Ende. „Beklage nicht“, redet der Dichter sie an,

„— weil du für tod ihn hältst, dein Leben,
Lass ihn, dieweil er lebt, beklagen deinen Todt.“

Auf diese Weise ist an Stelle des leeren Gedankenspieles eine gewisse tragische Ironie getreten.

Zu Nr. 3. Des Aeschylus Tod, an den Wernicke eine ernsthafte, übertriebene Schilderung von der Allmacht des Schicksals knüpft, wobei er in verstiegenem Scharfsinn sogar die Langsamkeit zu einem Blitz werden und die Schildkröte sich in einem Donnerstrahl verwandeln lässt, scheint ihm später nur einer übermüthigen und komischen Behandlung werth zu sein. Er verlacht den Ernst der Jugend, welcher trotz des übertriebenen Ausdruckes doch immerhin edel wirkt, und arbeitet das fehlerhafte ernste Epigramm leider zu einem ebenso geschmacklosen als unerquicklichen um.

Zu Nr. 4. In der Ueberschrift auf Cäsars Tod steckt (das gesteht der Verfasser selbst ein) zu viel eitler Witz; es fehlt jeder grosse Zug und das Herz. Doch ist es nun einmal nach dem Geschmack der Menge; darum lässt es Wernicke neben einem zweiten stehen, das die „Verständigste auf seine Seite ziehen“ soll.

Die drei letzten Epigramme beruhen entweder auf nichtssagenden Antithesen voll „krausen Witzes“ oder auf einem anagrammatischen Scherze.

Diese und ähnliche Gedichte kennzeichnen sich von selbst als Aeusserungen einer Jugend, die, an sich schon zu Fehlern

geneigt, auch noch im Banne der literarischen Ueberlieferung steht: denn so sah das Epigramm aus, das Wernicke vorfand. Doch bedeuten diese Fehler nicht viel gegenüber der Verstandesreife des jungen Wernicke, welche für die Zukunft gute Leistungen erwarten liess. Auch sieht man schon jetzt manche schöne und volle Frucht des Geistes aufgehen. Wie der junge Dichter die Menschen seiner Umgebung zu schildern wusste, hat man bereits erfahren; von den Charakteren, die er sich konstruirte, sind manche gar nicht so übel ausgefallen. Der menschenfresserische Thraso, der ein so wildes Aussehen hat, dass er „selber sich entsetzt vor seinem eigenen Schatten"; Kleantes, der sich in Liebessachen nicht auf langes Schmachten, Schwätzen und Ueberreden einlässt, sondern tapfer auf den Gegenstand seiner Neigung zugeht, „ein Krieges-Schiff, das nur mit dem Geschütz, nicht mit der Flagge grüsst"; der hochnäsige Palämon, der nach Protektorenweise Versprechungen macht, sie aber nicht erfüllt und sich nur „unserer erinnert, um uns zu vergessen"; Marolphus, der Manuscriptenjäger, welcher alte, mottenzerfressene Handschriften gierig aufstöbert und, mag der Inhalt auch noch so thöricht sein, mit seltsamem Eifer durchstudirt, denkend, „er sey ein grösserer Mann, dass er die Münchenschrift nachdrücklich lesen kan, Als hätt' er einst in Mayuz die Druckerey erfunden" — sind Gestalten, welche individuelle Züge tragen und mit einem Fuss im Leben stehen. Auch das literarische Epigramm findet sich unter den Jugenddichtungen, doch ist es lustig, zahm und ohne Tendenz. Ein „Postillenschreiber" wird vorgeführt, der Predigten Anderer plündert und die Frechheit so weit treibt, dass er sein eigenes ehrbares Konterfei vor das zusammengestohlene Buch setzt.

Die Ueberschriften, welche mehr einen sententiösen und sprüchwortartigen Charakter tragen, zeigen Wernicke auf einer höheren und reineren Stufe des Dichtens als die besprochenen Gattungen. Hier konnte sich die Geistes- und Gemüthsart des Jünglings harmonischer ausdrücken, weil die

Ideenkreise dieser Gattung, durch keine Traditionen gestört, ruhig innerhalb der Grenzen des persönlichen Denkens und Empfindens liegen. Der Dichter weiss, dass die Noth eine Macht im Leben ist, und in der Armuth ungeahnte Kräfte schlummern; dass unser Leben eitel in Bezug auf den Genuss sowohl, als auf seine Dauer; dass die Schönheit gefährlich, gleich dem Epheu, der die Mauer ziert, aber auch vernichtet; dass die Vernunft eine edlere Bändigerin der sinnlichen Lüste als die gedankenlose Aszetik; dass die „Freunde" uns ein Gegenstand schärferer Beobachtung sein müssen als die Feinde; dass der Reichthum erst durch die Wohlthätigkeit seine Heiligung empfängt. — Im sinnlichen Leben fliesst der einzige Trost aus der Religion; die Menschen freilich durchstreifen lieber das ganze Gebiet der äusseren Welt, als dass „sie in sich selbst gehen". Es bedeutet nicht Feigheit, wenn wir dem stärkeren Feinde vergeben, aber unsere moralische Pflicht ist es, uns an dem schwächeren nicht zu vergreifen. „Fürchte die Laster", ruft der Poet aus, „ehe du sie prüfst, und denke, Frömmigkeit sei nützlicher als Reu"! Er wettert gegen die Atheisten und legt auf die Nächstenliebe den stärksten Nachdruck.

Hier müssen wir uns von den Jugendgedichten Wernickes trennen, um sie später in umfassenderer Betrachtung wieder aufzunehmen. Als Christian den rantzauischen Hof verliess, bildeten seine Dichtungen eine so stattliche Masse, dass er sie in „sechs Bücher" eintheilen konnte. In Hamburg, wo er einige Zeit verweilt, giebt er einem Freunde mit Büchern und Manuscripten auch das Bündel Epigramme in Verwahrung, um vorläufig zu vergessen, dass er ein Poet sei. Mit dem Ausblick auf das grosse Leben steht die Pflicht und Nothwendigkeit einer höheren Selbstbildung vor ihm. Er geht auf die Suche nach dem Glück, wohlversehen mit guten und nützlichen Empfehlungen. Das ernste Leben verdrängt die Erinnerung an die schönen und sorgenfreien Tage,

die er bei Morhof und unter dem wirthlichen Dache der Rantzaus verbracht. Als er nach mancher Irrfahrt in die Gegenden, die ihm eine zweite Heimath geworden, zurückkehrte, waren der grosse Lehrer und die edle Gönnerin schon von der Erde geschieden.

IV.

Wanderjahre.

Seine eigentliche Wanderzeit hat Wernicke in Frankreich, Holland und England verbracht. Nachdem er von Deutschland Abschied genommen, wandte er sich zunächst nach Paris, der grössten europäischen Bildungsstätte des Jahrhunderts, wo er während eines dreijährigen Aufenthaltes[100]) sich die Waffen der Erkenntniss schmieden konnte, mit denen er später in der Heimath gegen französisches Wesen kräftig, doch einsichtsvoll stritt. Dort lernte er unterscheiden, was von dem französischen Geist und von der französischen Art nachahmenswerth, was daran zu verachten war. Eben weil er persönlich unter und mit der französischen Nation gelebt hatte, verfiel er nicht in den allgemeinen Fehler der Neuerer, „das Kind mit dem Bade auszuschütten", und blieb, selbst wenn er verurtheilen musste, doch immer gerecht. Um dieselbe Zeit, da Wernicke sich in Paris befand, verkündete in der Heimath ein echt deutscher Mann seinem Volke ungefähr das, was der Epigrammatist unter veränderten Bedingungen und in anderer Form zehn Jahre später lehrte: Christian Thomasius, der kecke Reformator, in seinem berühmten „Discours, welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle (Herbst 1687)". Indem er ihnen vorhält, was die Franzosen für ihre eigene Nationalität thun, will Thomasius seinen Landsleuten den Weg weisen, wie sie selbst wieder Deutsche werden können. Er zeigt ihnen was man vom Feinde lernen kann, und wirkt auf diese scheinbar unpatriotische Art tiefer als beispielsweise der Verfasser der auf den Jesuiten Bouhours gemünzten, ver-

nichtenden Streitschrift „Vindiciae nominis Germanici contra quosdam obtrectatores Gallos (1694)“, der patriotische Polterer Johann Friedrich Cramer.

Es war jenes Jahrzehnt in Ludwigs XIV. Herrschaft, wo Strassburg fiel und die französische Eroberungslust ihre abenteuerlichen Verheerungszüge gegen die schöne deutsche Pfalz rüstete. Die Sonne der königlichen Macht stand auf der Mittagshöhe. Ludwig ist der glänzendste, gefeiertste Fürst der Welt; in seinen Händen ruhen die Zügel der europäischen Politik, des Geistes, der Sitte und der weltlichen Religionsherrschaft. Am Hofe zu Versailles, Paris und Fontainebleau strömte das Herzblut des Staates und der Nation, weil in einem Manne sich Staat und Nation vereinigten. Eine beispiellose augen- und sinnblendende Pracht trug dieser Hof zur Schau; aber wer die glänzende Hülle hob, der sah auch Unsittlichkeit und Verworfenheit. In Paris entfaltete sich das bunteste und reichste Städteleben mit allen seinen Vorzügen und Lastern. Welchen Schatz von menschlichen Erfahrungen und Beobachtungen, welchen Grad weltmännischer Gewandtheit und moderner geistiger Ausbildung ein kluger, empfänglicher Kopf wie Wernicke in diesem „Mittelpunkte der Welt“ sich erwerben, welchen Nutzen er selbst aus dem Laster ziehen konnte, hat der gereifte Mann bewiesen.

Hier lernte Christian zuerst die berühmten französischen Dichter dem Geiste und nicht blos der Sprache nach verstehen. Boileau, Lafontaine und Racine, die grosse klassische Trias, stehen in der Blüthezeit ihrer reinsten und weitesten Wirkungen, während den vierten im Bunde, Molière, schon fast drei Lustren die Erde deckt. In Pascal empfing das „erwachende Seelenleben“ der Nation eine befruchtende Kraft; Fléchier, Bourdaloue und Bossuet bringen die religiöse Rede zur höchsten Entfaltung, und Fénelon vertieft sich, Versöhnung predigend, in die kirchlichen und sozialen Ideen der Zeit. Wir wissen von Wernicke, dass er zwar Molière und Regnier,

den Vertreter der scharfen Satire, liebte, aber von allen französischen Geistern nur Boileau als denjenigen verehrte, der auf seinen Geschmack und die Richtung seiner Kunstanschauungen eingewirkt. Boileau ist der grösste Kritiker der Zeit und Förderer selbst der bedeutendsten literarischen Kräfte, welche die französische Nation damals aufzuweisen hatte. Das klassische Alterthum, in welchem er bis zur Anbetung aufging, lebte in ihm so stark und rein, dass er es der Literatur seiner Epoche als ewiggültiges Muster, als Ideal aufzustellen vermochte. Er hat die französische Klassizität in positiver Theorie begründet, nachdem er durch verneinende Satire den zu ihr führenden Weg von Afterpoesie und Unnatur gesäubert. Er verwirft die Italiener, zumal den Marini, und empfiehlt die strenge Nachahmung der Alten; er tritt, ein Mann des gesunden Menschenverstandes, der scharfen Beobachtung, des ruhig-edlen Geschmackes mit dem Ruf nach Wahrheit, Einfachheit, Natur, Empfindung und Selbstkritik der Modeliteratur gegenüber, die verlogen, ungesund und schablonenhaft dem Kultus des Süsslichen, Gespreizten, Ritterhaften, gesucht Witzigen und Gemeinen huldigte. Der Kampf gegen die Scudéry, Chapelain, Quinault und das Hôtel Rambouillet war für Boileau ein Kampf der wahren Kunst, die ihren höchsten Ausdruck in der Antike fand, gegen eine niedrige, falsche und verderbliche. Im Roman verwirft er den galanten Stil der Scudéry, der zu einem feststehenden Muster geworden war; auf der Bühne verlangt er keine Puppen, sondern Individuen, die Wahrheit der Leidenschaften, die Folgerichtigkeit und Wahrscheinlichkeit in der Entwicklung der Handlung; für die Komödie fordert er die Schilderung des natürlichen Lebens, wahrer Sitten und echter Menschen. Er verdammt die frivolen und gezierten Liebesspielereien der Lyrik und dringt auf eine edle, der „bassesse“ abgewandte Gesinnung und auf natürliches Gefühl. Er ermahnt die Dichter den französischen Ausdruck gross und edel zu gestalten und alles Kleinliche, Spitzfindige, Geschraubte

und Gedrehte zu vermeiden. Die nationale Sprache soll euch heilig sein! Das Wahre ist ihm zugleich auch das Schöne und Gute. Dann suchte er auf den moralischen Charakter der Dichter zu wirken. Nur diejenigen sollen sich der Poesie widmen, welche berufen sind, und selbst die Berufenen mögen das Mass ihrer Kräfte prüfen, damit sie niemals die von der Natur gezogenen Grenzen ihres Talentes überschreiten. Innerhalb dieser Schranken liegt die künstlerische Wahrheit, während draussen die Lüge lauert. Er warnt sie vor überschwänglicher Begeisterung und stellt ihnen als oberstes Gesetz auf: Klar zu sein im Gedanken wie im Ausdruck.

„Aimez donc la raison, que toujours vos écrits
Empruntent d'elle seule et leur lustre et leur prix. —
Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable,"

heisst es im ersten Gesange der „Dichtkunst" „Aimez donc la vertu, nourrissez — en votre âme", fügt Boileau hinzu d. h. läutert eure eigene Persönlichkeit, seid streng gegen euch und verfahrt streng in eurer künstlerischen Arbeit....

An solchen Anschauungen klärte sich Wernickes literarischer Blick; hier ging ihm zuerst das Verständniss für das echte Wesen der Poesie auf, so dass er Flittergold von edlem Metalle unterscheiden lernte; in der Heimath findet er ähnliche literarische Verhältnisse vor, wie Boileau sie in Frankreich bekämpfte. Stürzte dieser den französischen Marinismus, so erhob sich Wernicke gegen Hofmannswaldau und den poetischen Schwindel, den des Schlesiers Nachgeborne in Hamburg trieben. Wie Boileau fordert er Natur, Wahrheit der Empfindung, einfachen Ausdruck, kunstgemässe Behandlung des Reimes und dessen Anpassung an das innere Wesen des Gedankens, verurtheilt er die künstlich aufgebauschte Leidenschaft, Spitzfindigkeit, geschwollene Bildlichkeit und Unzucht. Um seiner Neuerung eine moralische Stütze zu verleihen, fällt er gegen die eigenen Jugenddichtungen das strengste Urtheil, gemäss der Vorschrift, die

Boileau den Poeten über Selbsterkenntniss gegeben hatte. Wie der Franzose bewegt er sich auf dem goldenen Mittelwege, besitzt er den frohen Kampfesmuth gegen alles literarische Gelichter.

Aber inmitten solcher Einwirkungen bleibt Wernicke durchaus nicht blind gegen die Fehler der Franzosen, wie gegen den Werth seines eigenen Volkes. Er lässt ihren Poesien den Vorzug einer „männlichen Sinnlichkeit“ und weiss, dass die zeitgenössische französische Dichtung mit der deutschen nicht im Mindesten verglichen werden dürfe; dass in der äusserlichen Centralisation der Literatur ein grosser Vortheil für die Franzosen liegt, „die Deutschen dagegen zu weitläufftig eingetheilet sind und keine allgemeine grosse Hauptstadt haben, wornach sich alle andern richten“[101]). Auch begreift er die Nützlichkeit einer gewissenhaften periodischen Kritik, wie sie u. A. das „Journal des savans“ seit 1665 fruchtbar ausübte. Darum verschliesst er sich doch keineswegs der Einsicht, dass hinter dem glatten Fluss der französischen Literatursprache oft Nichtigkeit und Gedankenleere sich verbergen, dass „diese Lieblichkeit nur dem Ohre etwas, aber dem Herzen nichts giebt“ und den Leser betrügt; dass die Versifikation der Franzosen oft sehr oberflächlich ist, und in der metrischen Gewissenhaftigkeit ihnen mancher deutsche Poet als Muster aufgestellt werden kann[102]). Er verspottet die verwässerte galante Lyrik Frankreichs, von welcher die deutschen Büchermärkte überschwemmt werden, zumal jenes „Je ne sçai quoi“, das aus dem Sprachgebrauche des Hôtel Rambouillet in die pretiöse Dichtung der Zeit übergegangen war[103]).

Die dunkle Zornesröthe steigt Wernicke in das Antlitz, wenn er der höhnischen, übermüthigen Reden gedenkt, welche die Franzosen über die Deutschen und die deutsche Sprache führen, und der würdelosen Art, wie seine geschmähten Landsleute französisches Wesen unverständig nachäffen, indem sie sich gerade dasjenige davon aneignen, was sie verachten

sollten. Er glossirt bitter den verächtlichen Ausruf des Franzosen „Vous me prenez pour Allemand", was so viel heissen soll als „Ihr haltet mich für einen Narren!", und weist Molière zurück, welcher die Deutschen alberne Bewunderer gescholten hat: „Wir schicken den Frantzosen junge, rohe und ungehobelte Leute zu; und die Frantzosen urtheilen alle Deutschen nach diese jungen Leuten: Welches ist die grösste Thorheit?" Das mag er oft beobachtet haben; auch Leute wie Krato mögen ihm begegnet sein, der, noch zu jung auf die Wanderung geschickt, aus den fremden Ländern nichts als ihre Thorheiten mit nach Hause bringt —

„Der Jeck war ausser Lands des Vaterlandes Schande,
Und frembder Länder Schimpf in seinem Vaterlande."

„Ich hoffe", ruft er an der Stelle, wo er die Frage des Bouhours, ob ein Deutscher ein „Bel-Esprit" sein könne mit bitterem Hohne zurückgiebt, in einer Art Prophezeiung aus: „Ich hoffe, es werde die Zeit noch einst kommen, da wir Deutschen in uns selber gehen, unsere Hände gebrauchen, und diesen vermessenen Nachbarn noch einmahl besseren Witz lehren werden". Wernicke hat mit eigenen Augen gesehen, wie unwürdig die Deutschen in Frankreich sich betragen, wie sie sich in die Laster des Landes stürzen, wie sie ihr Geld dort verschwenden und die Kräfte ihres Korpers. Und in der Heimath selbst muss er mit Beschämung wahrnehmen, in welcher sklavischen Unterthänigkeit sowohl der Geist und die Sitte als die Sprache vor den feindlichen Nachbaren sich beugen. Der Prediger auf der Kanzel mengt französische Brocken in seine Rede, der Gebildete spricht nicht anders als in französischen Wendungen: „Nichts als Eyter fleusst aus unsern Federposen", sagt der Poet in Zorn und Trauer, und nennt die gallischen Sprachfetzen „frantzosische Husaren, welche, wie die einen die Gräntzen unsers Vaterlandes, so die andern unsre edle Sprache verwüsten".

Es giebt ein sehr scharfes antifranzosisches Epigramm

von Wernicke, das seine Herzensmeinung ausdrückt; der Verleger hat es aus politischen Gründen in der Ausgabe letzter Hand gestrichen:

„Ist Franckreich gleich annoch, wie vor in Worten mild
So stehn dieselbe doch auf einem schwanken Grunde,
Es führet unter'm Schein des Zuckers Gifft im Munde
Wie Kröten unter'm Schein der Liljen in dem Schild[105])".

Auf Wernickes Verhältniss zu Frankreich und zur französischen Literatur, werden wir noch ausführlicher zurückkommen. Hier sollte nur gezeigt werden, in welchem Sinne sein pariser Aufenthalt aufzufassen ist, was er dort gesehen, gelernt und erfahren, was er als gut und als verachtenswerth erkannt hat. In welchen Kreisen er verkehrte, wissen wir nicht. Allerdings steht es fest, dass er mit dem grossen Philologen, Sprachforscher und Polemiker Aegidius Menagius — jedenfalls auf Morhofs Rath und Empfehlung hin — Bekanntschaft angeknüpft. Der berühmte Franzose schätzte den deutschen Gelehrten ungemein und hielt besonders dessen Schrift über die Patavinität des Livius in „grossem Werth", wie Wernicke aus seinem Munde vernimmt[106]). In den „Menagiana posthuma" findet sich die folgende Aeusserung, durch welche Christians Angaben bestätigt werden: „Cet ouvrage est plein d'Erudition et de mille choses curieuses, sur cette matiere[107])".

Gegen das Ende des Jahrzehnts setzt Wernicke seinen Wanderstab weiter, um über Holland nach England zu ziehen, wo er zu Beginn der 90er Jahre eintraf. Wenn er sagt, er habe sich in der Welt tüchtig umgethan, „vielleicht mehr zu seinem Nachtheil als zu seinem Nutzen"[108]), so bezieht sich diese leise Klage auf seinen Aufenthalt in England. Denn hier hat er thatsächlich Schiffbruch gelitten, derart, dass er auch sittlich nicht ganz intakt geblieben ist. Seine Existenz hat zwar noch keine festen, aber doch bestimmtere Formen als früher. Er hat jede literarische Bestrebung auf-

gegeben und sucht unter dem Einfluss politischer Persönlichkeiten und dem Schutze des Hofes sich die Kniffe der diplomatischen Kunst anzueignen, d. h. er beginnt, sich der Handlangerarbeit eines im Stillen wirkenden, politischen Agenten zu widmen. Das hat man unter den „mit herzlichem Eifer geleisteten Diensten", deren er sich dem englischen Hofe gegenüber rühmt, zu verstehen. Politik und Diplomatie waren damals kein Beruf, dessen Ausübung schwere wissenschaftliche Vorstudien verlangte, sondern eine Beschäftigung, die auf dem Parket der Höfe, in der Gesellschaft von Schranzen oder in den geheimen Kabineten der Staatsmänner zu erlernen war. Wernicke glaubt sich später dem Könige Christian V. von Dänemark dadurch am besten empfehlen zu können, dass er versichert: „I'ay assez erré dans le monde pour en connoitre un peu les intrigues"[109]). Dies spricht an und für sich nicht gegen die Reinheit seines Charakters, denn in den wenigen Worten drückt sich überhaupt die Staatskunst der Zeit aus. Jene politischen Dienste hat er wohl dem englischen Hofe nicht für materielle Vortheile geleistet. Er will sich ihn verpflichten, und erhält auch thatsächlich mit der Zeit „grosse Hoffnung zu grosser Befoderung". „Ich war", schreibt er später demselben Könige von Dänemark, „bis zur Thorheit um die Interessen des englischen Hofes besorgt, nur aus dem einen Grunde, weil ich unter seinem Schutze lebte"[110]). In demselben Schreiben äussert er sich über das Wesen seiner Thätigkeit ungefähr so: „Ohne die Bescheidenheit und Wahrheit zu verletzen darf ich sagen, es sind, ohne dass ich Titel und Würden besessen hätte, gewisse Angelegenheiten durch meine Hände gegangen, welche Privatleute nur selten zu sehen bekommen". Noch an einer anderen Stelle sagt Wernicke, er sei in England „ein nur vor sich selbst lebender gewesen", der seine „ein wenig mehr als gemeine Wissenschaft der weltlichen Händel und Begebenheiten" praktisch zu verwerthen gesucht[111]). Ein Privatmann, strebt er seine Kenntnisse in der Zeitge-

schichte zu vermehren und zugleich seine Person in den Dienst von Staatsaffären zu stellen, so oft sich ihm eine Gelegenheit dazu bietet.

An Bekanntschaft mit Personen von Einfluss und Bedeutung wird es Wernicke nicht gefehlt haben. Zweifellos hat er sich dem „Stammhaus“ seiner Mutter in Erinnerung gebracht und dort als Fremdling einige, wenn auch nicht ausreichende, Unterstützung gefunden. Durch Christian Detlev von Rantzau, der sich um 1695 als ausserordentlicher Gesandter Dänemarks in England befand, ist er wohl mit den Hofkreisen in Verbindung gekommen, von welchen später sein Unglück ausging. Als er im Jahre 1697 den Ryswijker Friedenskongress besuchte, machte er den englischen Ministern seine Aufwartung und erfuhr von ihnen, dass König Wilhelm III. „keine üble Meinung von ihm habe“. Auch mit dem britischen Gesandten in Hamburg, de Cresset, der ihn noch von England her kennt, ist er befreundet. Bei dem Minister Bolingbroke, der sich im Jahre 1712 in Staatsangelegenheiten zu Paris aufhält, hat er am 25. August eine längere Audienz[113]); als sich Wernicke verabschieden will, fragt ihn der Minister, ob er ihm nichts für England aufzutragen habe.

Aus diesen Thatsachen lässt sich entnehmen, dass Wernicke in London hervorragende Beziehungen und Freundschaften unterhielt, die es ihm leicht machten, sich auch als amtloser Mann in das Getriebe der Politik zu mischen. Er hat Actenstücke nach Dänemark zurückgebracht, die sich nur ein Eingeweihter verschaffen konnte. Er zeigt sie den Ministern als Früchte seiner Thätigkeit. Sie sollen sowohl seinen Fleiss als seine wackere Zuneigung beweisen.

Halten wir also dieses Eine fest: Wernicke hat sich in England um die Politik gekümmert, meist nur als Beobachter, zu Zeiten aber auch als eine Art Agent. Diese Thatsache erklärt Christians „Fall“ und schleunige Abreise von England.

Weil Wernicke selbst zu stolz war, sich öffentlich

zu vertheidigen, so hat sein Missgeschick in London die abenteuerlichsten Deutungen veranlasst und der Verläumdung nicht wenig Nahrung gegeben. Hunold geht in seinem persönlichen Hass so weit, dass er seinem Gegner Theilnahme an der Verschwörung, die im Jahre 1696 gegen das Leben des Oraniers angestiftet wurde, vorwarf und diese Lüge als eine Thatsache im „Pritschmeister“ drucken liess[114]). Wegen solcher „gefährlichen Machinationen“ sei Wernicke in das Londoner Gefängniss geworfen worden, um später daraus zu entfliehen. Wer nur mit einigermassen wohlwollender Gesinnung die Einleitung der ersten Ausgabe liest, wo Wernicke die bösen Erfahrungen, insofern dieselben auf seinen Verstand und sein Gemüth gewirkt haben, beschreibt, der muss eine Beschuldigung wie die Hunolds a priori zurückweisen. Die englischen Archive enthalten nichts über eine verbrecherische That Wernickes[115]).

Das Einzige, was wir aus dem Lügengewebe Hunolds gebrauchen können, ist der Satz, welcher von einer „nicht verdächtigen Correspondence“ Wernickes spricht. Nimmt man diese Worte aus dem verläumderischen Zusammenhang heraus, so wird man ungefähr das Vergehen haben, dessen sich Wernicke schuldig gemacht. Hunold hat etwas Ungewisses gehört und es in böswilliger Absicht verdreht.

Wie stellt Christian selbst sein „Abenteuer“ in England dar? Er hat zwei heimliche Feinde besessen, Neider, die ihm sein Wissen und seine Erfolge nicht gönnten, ränkesüchtige Menschen, die er leider über die Achsel angesehen und für ungefährlicher gehalten hat, als sie waren. Sie verdächtigen sein zurückgezogenes Leben und arbeiten gegen ihn mit den schimpflichsten Mitteln, bis er bei den „grossen Herren“, deren Gunst er sich erworben, in Ungnade fällt und, in London unmöglich geworden, das Feld räumt. Diesen Verdächtigungen muss aber doch irgend eine angreifbare Thatsache zum Grunde gelegen haben!

Es giebt einen Brief Wernickes an den dänischen Staats-

kanzler, der einiges Licht über diese dunkle Stelle verbreitet. Es geht daraus hervor, dass der Schreiber der dänischen Regierung vorhalten darf, sein persönliches Missgeschick betreffe im gewissen Sinne sie selbst. Die Unbilden, welche ihm seine englischen Feinde „unter frivolen Umständen“ zugefügt, habe er mittelbar im Interesse Dänemarks erleiden müssen[116]). Damit glaubt er zu erreichen, dass man ihn, den existenz- und mittellosen Mann, nunmehr anstelle oder unterstütze. In einem anderen Schreiben an den Grosskanzler, welches politische Berichte aus Hamburg enthielt, bittet er von seinen Mittheilungen stets den diskretesten Gebrauch zu machen, damit er nicht aufs Neue in eine Falle gerathe.... Mit einem Worte: Wernicke hat von London aus mit der dänischen Regierung einen Briefwechsel unterhalten, der gerechter oder ungerechter Weise verdächtigt worden ist. Das war sein Verbrechen. Man hat vielleicht in England mit seiner Anstellung zu lange gezögert, und da seine Mittel auszugehen drohten, hat Wernicke nun entweder versucht, auf dem Wege der politischen Berichterstattung — wie er es später in Hamburg that — Geld zu verdienen, oder hat sich dem dänischen Hofe verpflichten wollen, damit er einen Rückhalt besitze, wenn seine Pläne in England ganz fehl schlügen. Er nennt sich selbst einen „homme de fortune“; welchem Herrn er diente, war ihm gleich. Seine Existenz ist in dieser Periode seines Lebens nicht die beste gewesen, und die Mittel, durch welche er fortzukommen strebte, nicht die saubersten — aber ein „Verbrecher“ durfte er weder im Sinne der Zeit noch aus sittlichen Gründen genannt werden.

Nachdem ihm auf diese Weise in England „der Compass verrückt war“, sieht Christian sich weiter als je von seinem Ziele, als Staatsmann zu wirken, entfernt. Denn er musste sich sagen, dass seine Gönner in Dänemark, wohin er sich um Ostern 1696 wandte, ihn, den kompromittirten

Menschen, in einer bedeutenderen Stellung vorläufig nicht würden verwenden können. Trotzdem ist auf Dänemark seine ganze Hoffnung nun gerichtet. Schon als Detlev Rantzaus Schützling hat er mit aristokratischen Persönlichkeiten dieses Landes Fühlung bekommen. Detlev selbst ist bekanntlich einer der bedeutendsten Beamten und Parteigänger Dänemarks gewesen und hat einen Schwager besessen, den zwei Könige als ihren ersten Diener schätzten: Ahlefeldt. Mit Ulrich Güldenlöwe, dem Grosskanzler und unentbehrlichen Freunde Christians V., verband die Rantzaus eine innige Freundschaft, durch welche auch Wernicke in Beziehungen zu dem kunstliebenden Manne[117]) kam. Neben Güldenlöwe war Konrad v. Reventlow (1644—1708) einer der einflussreichsten dänischen Minister. Nach Ahlefeldts Tode galt er als des Staates erster Beamter, denn Güldenlöwe bekümmerte sich als Statthalter von Norwegen nur um dieses Land[118]). Wernicke spricht von Reventlow wie von einem alten Gönner. An Fürsprechern fehlte es also dem Ankömmling keineswegs; was sie für ihn thun konnten und thaten, wird die folgende Betrachtung lehren.

V.

Heimkehr.

Die Rückkehr Wernickes fiel in die letzten Regierungsjahre des schwachwilligen Christian V., eine Zeit, die von Ministerstreitigkeiten und Hofintriguen erfüllt war und sowohl nach Aussen wie nach Innen durch eine schwankende und verwirrte Politik gekennzeichnet ist. Da Güldenlöwe grundsätzlich allen politischen Reibereien fernblieb und Andere sich um den Vorrang bei dem Könige bewerben liess, so war der Schleswiger Thomas Balthasar Jessen, Obersekretär in der deutschen Kanzlei, ein ränkevoller, nicht sehr begabter und gebildeter, doch geschäftstüchtiger Mann, thatsächlich Premierminister. Er war es einmal, weil Konrad Reventlow, sein Vorgesetzter und einstiger Gegner, un-

fähig eine selbstständige persönliche Politik zu verfolgen, sich ihm völlig ergeben hatte; er war es ferner, weil er als ein erbitterter Gegner Gottorps die Gunst des Königs besass, den alle antigottorpischen Empfindungen sympathisch berührten. Der Hader mit dem Herzogshause, der bekanntlich den schweren nordischen Krieg veranlasste, drängte in jenen Jahren immer mehr der Entscheidung zu. Diesen beiden Männern stand der Minister der Finanzen, Siegfried Plessen, schroff gegenüber. Plessen warnte vor einem allzuscharfen Vorgehen gegen Gottorp und befürwortete im Gegensatz zu Jessen und Reventlow, die für eine Verbindung mit Frankreich waren, den Anschluss an England und Holland. Der politische Zwist schlug mit der Zeit in persönlichen Hass und eine Feindschaft ohnegleichen um, welcher der schwache König nicht entgegenwirken konnte. Christian schwankte, wiewohl im Herzen Jessen und Reventlow zugethan, zwischen den Rathschlägen beider Parteien hin und her, widerrief heute das, was er gestern angeordnet hatte, und liess, ohnmächtig und unselbstständig, wie er war, eine schädliche Zuchtlosigkeit im dänischen Staatswesen einreissen. Wie sich die Dinge unter seinem Nachfolger Friedrich IV. gestalteten, wird man bald erfahren.

Reventlow wird als ein gemüthlicher, wohlwollender Mensch geschildert; ohne eine hervorragende Bildung zu besitzen, zeichnete er sich doch durch Fleiss und Eifer aus. Eben weil er nur ein braver Mann, aber kein Charakter war, vermochte er seine hohe Stellung nicht auszufüllen. Wernicke geht nicht fehl, wenn er ihn „un des plus généreux et des plus sincères seigneurs de la cour de Danmarc“ nennt. Die Bonhommie war bei ihm ein Zeichen von Schwäche. Der verschlagene, zähe Jessen kam mit seinen Ränken weiter, und der fähige, tüchtige, aber nervöse und hitzige Plessen, war wohl einflussreich, doch nicht so mächtig wie seine minderbegabten Gegner.

Der Grund, warum wir auf diese unerquicklichen Ver-

hältnisse näher eingingen, liegt nicht fern. Es ist unschwer einzusehen, dass bei solchen Parteiungen Wernicke schlechte Aussichten hatte, bald zu einer anständigen Stellung im Staatswesen zu gelangen. Wo parteiisch verschiedene Willen regieren, fällt es dem Einzelnen schwer, Gunstbezeugungen auszutheilen, die wie ein persönlicher Vortheil, wie eine Vermehrung seiner Anhängerschaft aussehen. Der Schützling kommt dabei übel weg, denn der Gegner wird Alles vorbringen, was denselben diskreditiren kann. Bei Wernicke stand die Sache um so schlimmer, als seine Vergangenheit angegriffen werden konnte. Ob mit Recht oder Unrecht, ist dabei gleichgültig. Die Thatsache, dass sein Ruf in England nicht heil geblieben war, genügte Reventlows Gegnern, die Anstellung Wernickes zu hindern. Reventlow, der mit seinem „Protegé" sicher die besten Absichten hatte, musste vorsichtig vermeiden, dessen Beförderung mit Nachdruck zu befürworten.

Von Ostern bis Weihnachten hält sich Wernicke in Kopenhagen auf, um sich zunächst an seinen „alten Gönner" Reventlow zu wenden, der ihm freundlich und wohlwollend begegnet, im Uebrigen aber auf Jessens Einfluss verweist. Da seine Bemühungen erfolglos bleiben und die Geldmittel schwinden, wagt er es im Juni, sich dem Könige selbst zu nähern. Schon den Ministern hatte er als Ergebnisse seiner Thätigkeit in England politische Aktenstücke, „pièces autant curieuses qu'utiles" vorgelegt. Für den König aber hat er ein, wie er glaubt, besonders wichtiges und merkwürdiges Schriftstück zurückbehalten, von dem er sich eine grosse Wirkung verspricht. In England war er mit einem Staatsmanne namens Meadow befreundet gewesen, der unter der Herrschaft des Oraniers sich zurückgesetzt fühlte, und um wieder in die Höhe zu kommen, auf die Regierung eine seltsame Erpressung ausübte. Er arbeitet einen Traktat aus, worin er mit sophistischer Feinheit und diplomatischer Geschmeidigkeit kritisch und historisch den Beweis zu führen

sucht, dass der Anspruch der Engländer auf die Hegemonie zur See, insofern man von den übrigen Seemächten die respektvolle Senkung der Flagge verlange, unbegründet sei. Niemals sei von einem gekrönten Haupte England diese Ehre erwiesen worden; nur die Republik Holland habe sich durch einen Vertrag dazu verpflichtet, die englischen Schiffe zu grüssen, aber nicht in Anerkennung des „prétendu droit à l'Empire de mer", sondern als Republik dem gekrönten Haupte gegenüber. Bevor Meadow seine Schrift in den Druck giebt, spielt er das Manuskript dem Staatssekretär Shrewsbury in die Hände, der mit dem ganzen Kabinette darüber in solche Aufregung gerieth, dass er beschloss, den Druck um jeden Preis zu verhindern. Meadow musste die Versicherung geben, dass Niemand von dem Manuscripte Kenntniss besitze, und erhielt als „Schweigegeld" ein Geschenk von zweitausend Pfund Sterling, ferner das Amt eines Handelsrathes und einen hohen Titel. Trotz seiner Versicherung aber lieh er dem ihm vertrauten Wernicke die Schrift zur Lektüre, und dieser hatte nichts Besseres zu thun, als sich über Nacht eine Abschrift davon anzufertigen, in der Voraussicht, dass sie ihm noch einmal nützen könne.

Dieser Fall, glaubt er, sei jetzt eingetreten. Er übersetzt das Original in ein gewandtes Französisch und überreicht die Schrift dem Könige. Im Vorwort setzt er auseinander, warum er den Traktat, den er bisher sorgsam gehütet, preisgiebt und sich auf diese Weise scheinbar einer Indiskretion schuldig macht. Der englische Hof hat seine eifrigen Dienste mit Undankbarkeit vergolten, und einer Regierung gegenüber, die ihm so übel mitgespielt, meint er jeder Verpflichtung ledig zu sein. „Warum sollte es mir nicht erlaubt sein", schreibt er, „alle Wege zu beschreiten, die mir offen stehen, um mich Eurer Majestät unterthänigst zu empfehlen". Er bietet dem Könige seine Dienste an: hat er doch nun bewiesen, dass er sich Umsicht und Erfahrung auf seinen Irrfahrten erworben. Aus der völkerrechtlichen Schrift

selbst, hofft er, werde der König doppelten Nutzen ziehen, indem er zunächst Holland zwänge, in der Ehrung der dänischen Flagge eine „unausweichliche Pflicht“ zu sehen: denn was die „Republik“ dem einen gekrönten Haupte gewähre, könne sie dem andern nicht versagen. England gegenüber dürfe der König den Flaggengruss einfach verweigern, weil er ja ebenso gut wie der Oranier die Königskrone trage, und somit jede Rangverschiedenheit zwischen den beiden Ländern aufgehoben sei.

Das Mittel, dessen sich Wernicke bedient, um vor das Ohr des Königs zu gelangen, ist nicht das beste, aber es ist menschlich und darf nicht nach den Moralitätsbegriffen unserer Zeit beurtheilt werden. Die Bedeutung dieses Mittels hatte der Petent bei Weitem überschätzt. Der Erfolg lehrt es: die Schrift blieb unbeachtet und wirkungslos.

Reventlow und Jessen haben sich inzwischen für ihren Schützling eifrig verwendet; wenn wir es nicht wüssten, die Hartnäckigkeit, mit der Wernicke am Hofe seine Zwecke verfolgt, müsste uns bezeugen, dass man ihm Aussichten gemacht hat. Wochenlang befindet er sich in verzehrender Ungewissheit. Da hört er — es war im August —, dass man sein englisches Abenteuer gegen seine Anstellung geltend mache. Man spricht es ganz offen aus, — der Hof von England sei ihm übel gesinnt, und darum könne man ihn auf einem Staatsposten nicht gebrauchen. Schnell verfasst Wernicke eine Denkschrift über das, was ihm in England begegnet ist. Er stellt ausführlich dar, dass er im Interesse seiner dänischen Gönner Schaden erlitten, dass nur Böswilligkeit aus diesem Vorfalle eine Waffe gegen ihn schmieden könne. Die Vertheidigungsschrift überreicht er Reventlow und Jessen, mit der Bitte, sie im geeigneten Falle bei dem Könige und dem Kabinette zu gebrauchen. Endlich scheint sich ihm eine Aussicht zu eröffnen. Man will zur Königswahl Augusts von Sachsen einen Geschäftsträger nach Polen entsenden und hat Wernicke dazu auserlesen. Zwar ist er

von dieser Sendung nicht sehr erbaut, weil ihm das Land, in das er geschickt werden soll, zuwider ist, doch erklärt er sich in seiner Noth zu jedem Geschäfte und jeder Bedingung bereit. Ist er doch ein „homme de fortune", der kein Recht hat, zu wählen. Die Mission kommt nicht zu Stande, und Wernicke sieht sich der letzten Hoffnung beraubt. Immer tiefer stimmt er seine Ansprüche herab. Er will nur eine Beschäftigung und ein geringes Auskommen haben; wenn man ihm dienen wolle, so fänden sich hundert Wege dazu. Und könne oder wolle man kein Amt für ihn schaffen, so möge man ihm wenigstens eine kleine Unterstützung in Geld gewähren.

Es ist traurig mit anzusehen, wie sich dieser begabte Mensch, der ein gutes Schicksal verdient hätte, immer mehr erniedrigt und sogar zum Bettler prostituirt. Weiter kann er nicht gehen. Da die äussersten Anstrengungen fruchtlos bleiben, verlässt er Kopenhagen, wo ihm so bittere und entwürdigende Enttäuschungen bereitet worden, um anderswo sein Glück zu versuchen. Er wendet sich der Stadt zu, in welcher er „seine ersten Jahre mit so vieler Zufriedenheit zugebracht." Um die Weihnachtszeit langt er in Hamburg an.

Zunächst sind Wernickes Blicke noch immer auf Dänemark gerichtet, denn trotz der Niederlagen bleibt sein Muth ungebrochen. Ist es ihm doch gelungen, Minister Plessen, der sich auf der Reise vom Haag nach Kopenhagen in Hamburg aufhielt, zu sprechen und seiner Schuldlosigkeit zu versichern. Er verlässt den Minister in der Hoffnung, dass dieser sich nun für ihn erklären und einer Anstellung nicht mehr widersetzen werde. Er beabsichtigt, so lange in Hamburg zu bleiben, bis er völlige Gewissheit habe, ob er auf dänische Hilfe noch rechnen dürfe oder nicht.

Die reichliche Musse, welche ihm die Wartezeit gewährt, und die Nothwendigkeit, für seinen Unterhalt zu sorgen, lassen Wernicke auf die alten dichterischen Bestrebungen

zurückkommen. Er sucht das Manuskriptenbündel, das er einst in Hamburg zurückgelassen, wieder hervor. Er beginnt, aus der Epigrammenmenge die für eine Veröffentlichung geeigneten Stücke herauszusuchen, einzelne neue, die er später konzipirt hatte, den übrigen hinzuzufügen und versuchsweise einen Theil der Masse unter dem Titel „Überschriffte Oder Epigrammata, In kurtzen Satyren, Kurtzen Lob Reden und Kurtzen Sitten-Lehren bestehend" bei Benjamin Schiller in Hamburg[119]) herauszugeben. Das mit einer grossen Einleitung versehene Bändchen umfasst das erste und zweite Buch der Ausgabe vom Jahre 1704 und ausserdem vierundzwanzig Nummern des dritten Buches. Wernickes eigene Angabe, er bringe von sechs vorhandenen Büchern das erste, ist ungenau. Nun, da die Hitze der Jugend verraucht und das grosse, weite Leben ihm Erfahrung und „Kaltsinn" geschenkt hat, ist der Poet seinen Jugenddichtungen gegenüber ein strenger und überlegener Richter. Es fällt ihm keineswegs leicht, sich in die literarische Arbeit aufs Neue hineinzufinden. Denn jetzt, da er wieder deutsch denken und schreiben soll, merkt er mit Schrecken, dass er in dem langjährigen Verkehre mit fremden Völkern seine Muttersprache fast vergessen. Er fürchtet, „man werde gedencken, dass er in seinem Vatterlande nicht mehr zu Hause gehöre". Diese seine Besorgniss kann sich allerdings nur auf den Stil der Vorrede beziehen, deren schwerfällige, fehlerhafte Periodisirung, seltsame Grammatik und undeutscher Ausdruck eine Entschuldigung rechtfertigen. Die Epigramme selbst wird er aus diesem Grunde auch nicht überarbeitet, sondern in den ursprünglichen Formen gelassen haben. Die Ausgabe vom Jahre 1697 mag also wohl im Grossen und Ganzen Wernickes Jugendmanuskript darstellen.

Der Schatten einer trüben Gemüthsstimmung breitet sich über das kleine Buch. Alle die schmerzlichen Empfindungen, welche die Unsicherheit seiner Existenz, der Ingrimm über die Schmach, die ihm widerfahren, und die Aus-

sicht auf eine noch schlimmere Zukunft in des Autors Brust hervorriefen, durchklingen die Vorrede. Aeusserlich trägt er allerdings ein heiteres Antlitz zur Schau, denn „die falsche Welt erfordert ein freudiges Gesicht, sollte auch gleich zur selben Zeit das Herz bluten". Die schlimmen Erfahrungen haben weder seinen Verstand getrübt, noch seinen Eifer vermindert, der „noch ebenso lauter und brünstig ist, als er vordem gewesen". Er sucht sich selbst aufzumuntern, wenn das, was ihm der Verstand gebietet, von den Gefühlen erstickt zu werden droht. Der „Melintes", den er auffordert, durch die Geduld seine Unschuld zu erweisen, ist er selbst:

„Lass auf Verfolgung nicht sich ändern deine Triebe,
Noch sich in Zorn und Hass verkehren Gunst und Liebe;
Thu' itzt mit Vorsatz das, was erstlich Neigung war,
Und mache durch Gedult die Unschuld offenbar:
Sonst würden die, die jetzt ihr Unrecht selbst erkennen,
Das was die Wirkung ist, verkehrt die Ursach nennen."

Da Wernicke sieht, dass man ihn am dänischen Hofe ganz vergessen hat, und seine Lage immer trauriger wird, benutzt er das Erscheinen der Epigramme, um sich bei Reventlow und Jessen wieder in Erinnerung zu bringen. Am 10. April übersendet er ihnen das kleine Buch und legt ein drittes Exemplar für den König bei: „C'est à la verité un présent de rien et semblable à celuy de quel que pauvre paysan, qui pour faire voir l'affection, qu'il porte à son seigneur, est reduit à faire eclater sa pauvreté". So entschuldigt er die Winzigkeit der Gabe vor Reventlow, und an Jessen schreibt er, diese deutschen Epigramme, in welchen er „die Laster" des Jahrhunderts und die Charaktere derer, die ihnen unterworfen sind, geschildert, und, wie seine Freunde ihm schmeichelten, natürlich geschildert habe, wollten nichts mehr, als dem Minister einige Zerstreuung bereiten. Dann schildert er seine entsetzliche Lage: „Je me trouve dans un pitoyable etat, denué de tout support, denué de toutes choses, incapable

de subsister plus longtems icy, et plus encore d'aller chercher fortune ailleurs". Um eine Anstellung wagt er schon gar nicht mehr zu bitten, weil er weiss, dass seine alten Feinde gegen ihn ihr Spiel fortsetzen. Deshalb verlangt er nichts weiter als eine geringe Belohnung für die politischen Manuskripte, die er in den Händen seiner Gönner zurückgelassen.

Ob Wernicke vom dänischen Hofe wirklich Geld erhalten hat, liess sich nicht feststellen; soviel ist sicher, dass ihm, kurz nachdem jener Schmerzensschrei verhallt war, von anderer Seite Rettung kam Die Rantzaus waren es, die ihm über die nächste schwere Noth hinweghalten.

Schon geraume Zeit vorher hatte der Bedrängte es versucht, Güldenlöwe für sich zu interessiren. Wie dies geschah, darüber geben die „Schäfergedichte" Aufschluss. Während er nämlich die Ueberschriften zum Zwecke der Veröffentlichung musterte, „haben sich zwey hohe Häuser über zwey Todesfälle, eine Gebuhrt, und ein Beylager Wechselweise zu betrüben und zu erfreuen gehabt" [120]), und weil er „wegen empfangener vielfältigen Gnade", beiden sehr verpflichtet war, so hat er jene Familienereignisse mit Dichtungen begleitet. Am 24. Juni 1696 war der erste Sohn Ulrich Fr. Güldenlöwes, der 15jährige Christian Friedrich Danneskiold plötzlich gestorben, und Wernicke suchte die hartgeprüften Eltern durch eine Verherrlichung des Jünglings, den er Daphnis nennt, zu trösten:

„Sein Ursprung ist durchlaucht, und ähnlich seine Sitten.
Es ist sein Schäfferstab aus Zedernholtz geschnitten,
Ein junger Löwe macht das Schild auf seiner Flasch,
Und Krohnen sind gewürckt in seine Hirten-Tasch" —

sprechen die Schäfer Thyrsis und Menalkas und erheben um dem Tod des Jünglings grosse Klage. Daphnis war ein Liebling und Günstling der Natur; bei seinem Nahen frohlockte Alles; die Nymphen umfingen ihn ohne Gefährdung,

„Den in so jungen Jahrn erkennt man kein Geschlecht."

Die Hirten sammeln Blumen auf das frische Grab und eilen dann zu Daphnis' Eltern, Alcides und Galathea, um ihnen Trost einzusprechen:

„Er ist die Grossmuht selbst und sie die Tugend. Beyde
Erkennten unsren Hirt als ihre erste Freude;
Der Hirt —
War ihre erste Freud, und nun ihr grösstes Leid!"

Als einige Jahre darauf der alte Güldenlöwe vom Staatsdienst zurücktrat und sich in Hamburg zur Ruhe setzte, gewährte er dem Dichter thatkräftigen Beistand.

In jenen schlimmen Tagen aber brachte ihm nicht Güldenlöwe, sondern der Graf von Rantzau Rettung. Wir finden Wernicke als Begleiter Christian Detlevs zur Zeit der Ryswijker Friedensverhandlungen im Haag wieder, froheren Muthes als zuvor. Seine äussere Lage hat sich gebessert, und er darf zufrieden in die Zukunft blicken. Er knüpft werthvolle Bekanntschaften mit fremden Diplomaten an, nähert sich aufs Neue und, wie er annimmt, mit Erfolg, dem Minister Plessen, und erhält von dem Delegirten Englands die Versicherung, dass man in London nichts unternehmen werde, was ihm schaden könne. Den peinlichen Zwischenfall hat man längst vergessen. Unter dem Eindrucke so günstiger Erfahrungen sucht Wernicke wieder mit den dänischen Ministern Fühlung zu bekommen. Er sendet ihnen Berichte über die Einzelheiten der Präliminarverhandlungen, die Stellung der einzelnen Nationen zu denselben und über die Ereignisse des zu Ende gehenden Krieges. Ein stiller Beobachter, versteht er es, mit genügender Anschaulichkeit zu schildern, wie sich die Verhandlungen der Entscheidung zudrängen und unter den unsäglichen Mühen der Vermittler, die widerstrebenden Theile zusammenzubringen, endlich zu Stande kommen. Wernicke legt auf die Berichte selbst keinen sonderlichen Werth; sein einziger Zweck ist, sich den Hof zu verpflichten [122]).

Er folgt seinem Gebieter, der ihm für die Zeit, wo er

ohne Staatsanstellung sei, ein Asyl anbietet, vom Haag aus nach Drage, der Stätte seiner glücklichen Jugend. Der alte Graf stirbt, und für Wernicke eröffnet sich die Aussicht, dem neuen Herrn dienen zu können Aber diese Hoffnung verwirklicht sich nicht; er muss von der Gnade Christian Detlevs leben. Unter so erniedrigenden Umständen vermag er in Rantzaus Hause nicht länger zu bleiben und kehrt verbittert nach Hamburg zurück, um sich dort nach neuen Erwerbsquellen umzuthun. Zunächst nimmt er die literarische Arbeit wieder auf.

In das Jahr 1698 fällt die Entstehung der dritten Ekloge, die den Titel „Gratiana“ führt und an das Haus Güldenlöwe gerichtet ist Die Tochter des alten Ulrich, Charlotta Amalia, war 1696 mit Christian Güldenlöwe, dem natürlichen Sohne Christian V. von Dänemark, vermählt worden. Das erste Kind dieser Ehe, Christina Charlotta, welche 1698 das Licht der Welt erblickte, ist die Gratiana Wernickes. Das Gedicht ist in der Zeit von zwei Stunden geschrieben worden und trägt, wiewohl der Verfasser vor der Veröffentlichung noch Manches daran verbessert hat, dennoch die Merkmale schnellfertiger, oberflächlicher Gelegenheitspoesie. Simsons Räthsel, „Süssigkeit ist von dem Starken kommen“, wird mit durchsichtiger Anspielung auf den Namen der Gefeierten als Kehrreim für die freudigen Exklamationen der Hirten benutzt. Vor Allen gilt natürlich des Dichters Lob den Eltern. Antenor ist wie Cariclea aus königlichem Blute:

„Er ist aus Chorons (Christian V.) Lend unmittelbar geflossen,
Sie zeigt im andern Glied des theuren Fedors (Friedrich III.) Macht,
Auf Stärck und Pracht zielt sein; ihr Nahm auf Schutz und Pracht.“

Der jugendlich-kräftige Antenor und Cariclea, die zarte Rose, werden vermählt. Ein Knabe wird als erste Frucht erhofft, und es erscheint ein Fräulein. So erfüllt sich das Wort: „Süssigkeit ist von dem Starken kommen“.

Um dieselbe Zeit erfährt der Verfasser der „Uberschrifften“ die erste öffentliche Anerkennung, und zwar durch den Professor der Poesie und Beredsamkeit an der Universität Leipzig, Johann Gottlieb Meister in den bereits angezogenen „Unvorgreifflichen Gedancken von Teutschen Epigrammatibus“ (1698). Meisters Schrift fasst Alles, was das vergangene Jahrhundert für das Epigramm praktisch und theoretisch geleistet, zusammen. Der Verfasser ist kein blosser Kompilator und Redaktor, sondern ein Mann von selbstständigem Urtheil und sicherem Geschmack Deshalb ist seine Ansicht über Wernickes erste dichterische Gabe nicht unwichtig [123]): „Der Autor (d. i. Wernicke) mag seinem Wunsche nach unbekant bleiben, genung, dass er uns gedachte Uberschrifften gegönnet hat, welche grösseren Theils wohl ausgearbeitet sind. In etlichen scheinet er obscur zu seyn, alleine wenn man die Gedult hat, es 2. biss 3 mahl zu wiederholen, so wird sich der Sensus noch wohl geben“. Er sucht einzelne heraus, die ihm ganz besonders gefallen [124]), und schliesst: „Das Urtheil überlasse dem Geehrten Leser, nicht zweiffelnd, dass alle, welchen der Geschmack durch ein neidisches Vorurtheil nicht verderbet ist, erkennen werden, es mangle auch den Teutschen an scharfsinnigen Inventionen nicht“. Diese Aeusserung eines unparteiischen Kritikers hat nicht wenig dazu beigetragen, dass der längst „entschlafene poetische Geist“ in Wernicke wieder erwachte und sich in neuem, zweckbewusstem Schaffen offenbarte.

VI.

Hamburg. Wiederholte Bemühungen um ein Amt. Uebertritt in den dänischen Staatsdienst.

Das Jahr 1699 brachte in die inneren und äusseren Zustände des dänischen Staates bedeutende Umwälzungen. Am 25. August stirbt König Christian V., und Friedrich IV. ergreift die Zügel der Regierung, während das Land sich

in den schwierigsten Verhältnissen befindet und grossen Krisen entgegengeht. Muthig unterzog sich der junge Regent den dornigen Aufgaben, die seiner harrten. Der grosse nordische Krieg war im Werden und verlangte ein Zusammenfassen aller moralischen und physischen Kräfte des Reiches. Jenes Ziel, welches Christian sich gesteckt, aber nicht erreicht hatte, das gottorpische Schleswig an Dänemark zu bringen, fasste Friedrich sofort ins Auge. Im zweiten Jahre seiner Regierung gelangte der folgenschwere Krieg zum Ausbruch. Friedrich war selbstständiger als sein Vater, aber doch nicht unabhängig von dem Urtheil Anderer; er war gewissenhaft und arbeitsam, ohne eine Herrschergrösse zu sein. Zwar duldete er unter seinen Ministern keine Kabalen, doch vermochte er es nicht, der Günstlinge zu entrathen und der Regierung einen bestimmten, festen und persönlichen Charakter aufzudrücken. Im übrigen fehlte es ihm an Herrschertugenden keineswegs. Nachdem er die Herrschaft angetreten, erhob er Konrad Reventlow, als ein Muster von Tüchtigkeit im Amte, zum Grosskanzler und machte Christian Lente, einen Intimus und Parteigänger Plessens, zum Chef der Kriegskanzlei, während Jessen in seiner Stellung verblieb, Plessen aber der Oberaufsicht über die Finanzen enthoben wurde und nur Sitz und Stimme im grossen Staatsrath behielt. Der alte Güldenlöwe trat von seiner norwegischen Statthalterschaft zurück und zog nach Hamburg, wo er fortan ein beschauliches Privatleben führte.

Auf die Nachricht von solchen Veränderungen eilte Wernicke, der sich um diese Zeit bald in Hamburg, bald in Drage aufgehalten hatte, sofort nach Kopenhagen, um seine alten Bitten zu erneuern. Obwohl er seinen eigentlichen Zweck nicht erreichte, verliess er Dänemark doch froher, als er gekommen war. Reventlow scheint ihn auf die nächste Zukunft vertröstet und aufgefordert zu haben, politische Berichte aus Hamburg zu senden, welche bezahlt werden sollten. Es war eine zwanglose stille Thätigkeit, die Wernicke jetzt

ausübte; der Ton seiner Briefe ist fortan ruhiger und die Bitten um ein Amt sind weniger überschwänglich. Vermöge seiner genauen Bekanntschaft mit den fremden Residenten in Hamburg[125], zumal mit dem Engländer de Cresset, der später eine Rolle in den Travendahler Friedensverhandlungen spielt, und dem Schweden Rothlieb, kann er die politischen Bewegungen der Mächte, soweit dieselben in Hamburg bemerkbar sind, vor dem Ausbruch des nordischen Krieges scharf verfolgen. Auf England vornehmlich richten sich um diese Zeit die Blicke der dänischen Regierung, denn man kennt König Wilhelms Parteinahme für den Herzog von Gottorp. Es ist wohl möglich, dass Wernicke durch Cresset[126]) Manches erfahren hat, was den dänischen Ministern gelegen kam. Wenigstens hat Reventlow dem Berichterstatter seine volle Zufriedenheit ausgedrückt. Nur mit Widerwillen macht Wernicke den politischen Agenten und ergreift die erste Gelegenheit, sich seiner zweideutigen Rolle zu entledigen. Durch den Tod eines Beamten namens Linker ist der Posten des zweiten dänischen Residenten in Hamburg frei geworden. Wernicke geht Reventlow an, ihm durch die Gewährung des vakanten Amtes aus den unsicheren und nicht ganz reinen Verhältnissen zu befreien. Er werde, wenn man ihm erst einmal freie Hand gelassen habe, dem Hofe beweisen, dass er der königlichen Gunst nicht unwerth sei; habe er doch „ein dänisches Herz". Obgleich er sogar die Unterstützung der ausländischen Minister für sich hat, die ihn als Kollegen willkommen heissen, muss er doch hinter einem anderen Bewerber zurückstehen. Kurze Zeit darauf eröffnet sich ihm eine neue Aussicht auf geordnete Thätigkeit. Der Fürst von Kulmbach hält sich in Hamburg auf und lässt Wernicke auf Empfehlung des brandenburgischen Residenten die „Charge eines Rathes und fürstlichen Hausintendanten" anbieten. Wernicke ist zuerst bereit, auf den Antrag einzugehen, schlägt ihn aber schliesslich aus, weil Jessen, der nach Hamburg kommt, ihm die Stelle des dänischen Residenten in Wien

verschaffen will. Doch was geschieht? Der alte Resident wird nicht abberufen, und Wernicke muss wieder unverrichteter Sache das Feld räumen. Von dem guten Willen Jessens und Reventlows überzeugt, dringt er in die Minister, an einem neuen Posten für ihn zu denken; er weiss, dass sie seine Fähigkeiten anerkennen und nur darum nichts für ihn zu thun vermögen, weil es am dänischen Hofe Leute giebt, die mit bekannten Mitteln die Bemühungen der Minister durchkreuzen. Er hat gehört, man wolle eine politische Persönlichkeit nach England entsenden, wagt aber kaum zu bitten, dass man ihn dazu wähle, denn er kennt das Vorurtheil, welches künstlich gegen ihn erregt worden. Nun verbreitet man gar, der Vorfall in England sei eine abgekartete Sache gewesen, damit der scheinbar Kompromittirte der englischen Regierung im fremden Lande sicherer und besser dienen könne. Die unsinnige Niederträchtigkeit, welche in dieser Verläumdung liegt, zu erweisen, hält Wernicke um so weniger für nöthig, als Reventlow von dem Hergang genau unterrichtet ist. „Wahrhaftig", schreibt er am 15. Dezember 1701 dem Minister, „ich hätte mich eines solchen Auftrags sehr schlecht entledigt, zumal was jenes Manuskript anbelangt, welches der englische Hof so sorgfältig unterdrückt hat und von welchem ich dem verstorbenen Könige Abschrift gegeben habe"[127]). Damit verstummen Wernickes Klagen vorläufig. Er erhält eine kleine Sekretärstelle in Güldenlöwes Hause[128]) und findet dabei Zeit genug, sich seinen literarischen Bestrebungen mit Eifer hinzugeben. Allerdings verschmäht er es nicht, die dichterische Arbeit in den Dienst seiner höheren Zwecke zu stellen und unter zarter, unverdächtiger Form die stille Arbeit des Petenten fortzusetzen. Dies führt uns auf die Gelegenheits- oder Huldigungsepigramme Wernickes, bei denen wir einen Augenblick verweilen müssen.

Im Herbste des Jahres 1701 kommt die zweite Ausgabe der Ueberschriften „in 8 Büchern" und vermehrt um die vier

Schäfergedichte bei Zacharias Hertel zu Hamburg heraus Der Autor übersendet am 15. September einige Exemplare seinem Gönner Reventlow, nicht ohne ihn auf den „Abriss eines grossen Ministers", als das „Porträt" des Grosskanzlers und auf die dem Könige gewidmeten Verse hinzuweisen. Um gleichsam den Verdacht zu entfernen, als habe er seinem Geist und seinen Wünschen nunmehr, nachdem seine Hoffnung auf eine staatliche Anstellung fehlgeschlagen, eine andere Richtung gegeben, fügt er hinzu: „Eure Excellenz wissen, dass ich wohl noch zu etwas Anderem tauglich bin, als Verse zu machen, und mit Freude das geringe Talent, welches Gott mir verliehen hat, für den Dienst Seiner Majestät einsetzen würde". König Friedrich war für kleine Aufmerksamkeiten und ein gerechtes Lob sehr empfänglich. Das Epigramm auf den jungen Dänenkönig verdient den Ruhm, welchen Wernicke seinen „Lobgedichten" selbst zuertheilt, dass es „mit viel Sittsamkeit" geschrieben sei.

Nur die Ueberschriften auf die Monarchen von England, Preussen und Dänemark tragen Namen, während der Poet die übrigen Gedichte, in bestimmter Absicht, namenlos oder mit Pseudonymen versehen, veröffentlicht hat. Man soll die Personen entweder aus den Bildnissen erkennen oder gar nicht. Erkennt man sie, so sieht der Lobredner darin ein „gewisses Zeichen, dass er ihnen keine falschen Farben 'angestrichen", und erkennt man sie nicht, so bleibt Wernicke wenigstens vor dem Vorwurf sicher, mit einem „ungeschickten Pinsel" gemalt zu haben. Wir geben es ihm zu, dass er von Heuchelei frei gewesen, als er diese Epigramme schrieb, denn der Kreis der Personen, an die sie gerichtet sind, ist nicht gross und jeder Einzelne war entweder an sich des Lobes würdig oder verdiente Wernickes besondere Dankbarkeit und Verehrung. Man merke wohl: Reventlow erhält ein solches Lobgedicht, Plessen nicht. Des Verfassers Worte, nichts „als die Erkenntnüss einer unvergleichlichen Tugend habe ihm den wohlverdienten Ruhm abgezwungen",

wenn er Diesen oder Jenen gelobt, erscheinen glaubwürdig. Hat er doch so viel „Verdruss und Undanck“ in der Welt erfahren, dass er eher geneigt sein musste, Satiren zu schreiben, als Lobgedichte[129]).

Das älteste der Huldigungsepigramme ist der „Unterricht an des Königs von Gross-Britannien Mahler“[130]). Es muss um 1698 entstanden sein, kurz nachdem Wernicke von den englischen Ministern im Haag und in Hamburg die Gewissheit erhalten, dass seiner Rückkehr nach London nichts mehr im Wege stände. Die sechs Verse fanden, von Wernicke selbst in drei verschiedene Sprachen übertragen, schnell den Weg nach England und müssen dort sehr bekannt geworden sein, denn der Londoner Berichterstatter des Haager „Mercure Historique et Politique“ giebt das Gedicht im Oktober 1699[131]) mit folgender Bemerkung wieder: „Il court ici une Epigramme Allemande sur le Roi d'Angleterre. Elle est fort applaudie, et l'Auteur l'a lui-même traduite en plusieurs Langues. En voici la Traduction latine .... Elle est belle cette Traduction, cependant les connoisseurs disent, qu'elle n'exprime que foiblement l'ingenieuse simplicité de l'Original“. Leclerc, der Mitbegründer und Herausgeber des „Mercure“, knüpft an diesen Bericht[132]) einen starken Lobspruch auf das Epigramm: „Wenn der Pater Bouhours das Gedicht sähe, so würde er, meiner Treu, nicht mehr die Frage aufwerfen, ob ein Deutscher ein Belesprit sein könne, wie er es in seinen „Unterredungen Arists und Eugens“[133]) gethan hat. Er müsste eingestehen, dass es Esprit in allen Ländern giebt“.

Galt Ludwig XIV. von Frankreich in jenen Zeiten als der glänzendste, so war der Oranier, der auf dem Throne Englands sass, wohl der geachtetste Monarch Europas. Sein Scepter reichte über zwei grosse Länder, und die thatkräftige Haltung, die er den raublustigen Franzosen gegenüber stets bewahrte, die starke Regierung, die er in dem zurückgekommenen Grossbritannien führte, wurde ehrlich

bewundert. Unter seiner Leitung organisirten sich auch die grossen antifranzösischen Bündnisse . . . Der pathetische Ton, welchen das Epigramm Wernickes anschlägt, entspringt also ganz aus der Empfindung der Zeit und ist darum so gut verstanden worden [134]). Der Autor giebt einem Maler Unterweisung, wie er das Bildniss des Königs aufzufassen habe, wenn Wilhelm zum Degen greift, spricht und nachdenkt. In dieser Dreitheilung erscheint der Monarch als Bändiger Irlands und Wiedereroberer Flanderns; als Ordner Englands und geistiger Beherrscher des Parlamentes; als der Mann, auf welchen sich die Augen von ganz Europa richten. Scheint das Epigramm auch auf den ersten Blick von Uebertreibung nicht frei zu sein, so entspricht doch das Wesentliche, welches hinter ihm steckt, durchaus der Wahrheit. Das Gedicht auf Friedrich IV. [135]) ruht gleichfalls auf der Grundlage des Geschichtlichen. Es fasst den dänischen Regenten in drei Momenten seines Lebens: Wie er die Regierung antritt, den ersten Krieg zwar erfolglos, doch ohne die Ehre zu verlieren, führt, und wie er in der nächsten Folgezeit, den Frieden wahrend, die Ordnung seines Landes wieder herstellt und denen hilft, die „ihn zuvor bedrängt". Man weiss, dass Friedrich den Krieg als Mitgift in die junge Herrschaft erhielt — der Enkomiast sieht hierin eine Fügung des Schicksals: Es scheint

„als wenn es drum allein geschehen wär,
Dass dein standhafft Gemüth der Welt zu einer Zeit
Solt alle deine Tugend weisen,
Denn pflegt man erst die Kunst des Steuermanns zu preisen,
Wenn er in einem Sturm doch keinen Schiffbruch leidt." [136])

Aus diesem Sturm rettete Friedrich das beschädigte, doch ungebrochene Staatsschiff, um es wieder herzustellen und auszubauen. Gleich nach dem Frieden von Travendahl nimmt er unverzüglich die neuen Reformen in Angriff, die, lange Zeit erwogen, in der Errichtung der Landmiliz und Auf-

hebung der Leibeigenschaft gipfelten, Von allen gekrönten Häuptern Europas war zu Beginn des Jahrhunderts Friedrich thatsächlich der einzige, welcher sich den Werken des Friedens widmen konnte. Auf diese Weise ist er im Stande gewesen, den Alliirten (uneingedenk der schlechten Dienste, die ihm England im vergangenen Kriege geleistet) eine ansehnliche Truppenmacht zur Verfügung zu stellen. Wernicke macht sich keiner Schmeichelei schuldig, wenn er diese Punkte in ein vortheilhaftes Licht setzt.

Er konnte König Friedrich nicht feiern, ohne des ersten und tüchtigsten Beamten von Dänemark zu gedenken: das Epigramm „Abriss eines grossen Ministers“ [137]), welchem sich einige Jahre später noch ein zweites, „Gemählde des nordischen Maecenas“ [138]) betitelt, zugesellte, ist dem würdigen Reventlow gewidmet. Von des Mannes Laufbahn und guten Eigenschaften ist oben schon wiederholt die Rede gewesen. Wernicke war dem Grosskanzler dankbar gesinnt und dachte sehr hoch von ihm; man darf mithin an der Aufrichtigkeit des Poeten nicht zweifeln, wenn er zu Reventlows Verherrlichung seine Saiten einmal höher stimmt. In den Gedichten erscheint der Grosskanzler ungefähr so, wie ihn die Geschichte kennt: als der gefällige, wohlwollende Minister, der Allen zu dienen und Keinem zu schaden trachtet; als der milde, gerechte Staatsdiener, als ein Mann mehr der Thätigkeit als des Wortes, als der Rathgeber zweier Könige, die ihm ihre Neigung und „Erkenntlichkeit“ oft bewiesen haben, als der feine Hofmann und ängstlich prüfende Politiker, —

„Der endlich, von Gemüht und Leib gleich ausgerüst',
Ein Günstling der Natur wie seines Königs ist.“

Wernicke betrachtet Reventlow ferner als eine Art Mäcenas, in welchem nach des Dichters Meinung das Ideal des Hofmannes zu erblicken ist [139]). Die Liebe und Hochachtung, die Reventlow allgemein genoss, haben den begeisterten Poeten verführt, den dänischen Staatsmann mit dem glänzen-

den Günstling des Augustus auf eine Stufe zu stellen: „der Helden- wie der Musenfreund", ist der nordische Macenas mehr der persönliche Vertraute als der Diener seines Königs; er erhöht Friedrichs Macht, indem er scheinbar „nur dessen Sinn ergetzt"; er ist kein strenger Moralist, sondern zieht mit Heiterkeit und Freiheit die Forderung der Sitte ein — ein ganzer redlicher Mann. Auf diese Weise bleibt der klassische Vergleich allerdings nicht schablonenhaft und leer, sondern wird durch individuelles Leben ausgefüllt, und man vergisst gern dabei, dass dieser Vergleich im Grunde übertrieben ist.

Von zwei Epigrammen auf das Haus Güldenlöwe ist der „Abriss zweyer jungen Helden und Brüder", unter denen die beiden natürlichen Söhne Christians V., Christian und Ulrich Christian Güldenlöwe zu verstehen sind, nur darum bemerkenswerth, weil er eine Ergänzung zu dem Schäfergedichte „Gratiana" bildet. Einer dieser jungen Helden, Christian, ist der Vater Gratianas und Schwiegersohn Friedrich Ulrichs. Er war Feldmarschall und kommandirte in Norwegen, kämpfte 1701—1703 als Anführer dänischer Hilfstruppen unter Prinz Eugen in Italien und starb, vom Könige sehr geschätzt, plötzlich am 21. Juli 1703, nachdem er kaum aus dem Kriege heimgekehrt. Er, wie sein Bruder Ulrich Christian (geboren 1678), der sich als dänischer Admiral auszeichnete, waren als Söhne Christians V. am Hofe beliebt und einflussreich. Wernicke weist darauf hin, dass sie sich selbst der Gunst Charlotte Amalias, der rechtmässigen Gattin des Königs, erfreut haben, womit er ihnen den höchsten Ruhm zuertheilt zu haben glaubt:

„Selbst Juno liebt in ihn des Jupiters sein Bild,
Und beyder wunderwürdig Licht
Das täglich heller scheint, verursacht dass sie nicht
Den wollgerathnen Fehltritt schilt."

Gleich dem Doppelgestirn des Kastor und Pollux strahlen sie „an dem Pol' des Nord'schen Himmels". Ueber diese

allgemeine Charakteristik kommt Wernicke nicht hinaus, während ihm die Zeichnung des alten Ulrich Güldenlöwe besser gelingt.

Leodorus, der berühmte nordische Held, lebte zu der Zeit, als das Gedicht entstand, schon als Privatmann in Hamburg, dem Greisenalter nahe. Aus dem Blut der dänischen Könige stammend, war er in jungen Jahren ein tüchtiger Feldherr und dann als Statthalter Norwegens und Intimus Christians V. der erste Berather der Krone gewesen. Es gab eine Zeit, wo er sich, wie der Historiker Riegel überliefert, mit der Königin Charlotta Amalia „in das Herz Christians theilte". Er war der liebste Gesellschafter des Monarchen und der geschmackvolle Genosse seiner Vergnügungen, übrigens ein Mann, der die Künste und Wissenschaften liebte und dieselben bis zu einem gewissen Grade auch wirklich zu würdigen verstand. Wernicke übertreibt nicht, wenn er sagt, dass das Volk Güldenlöwe mit grossem Vertrauen begegnete. Der Graf hat sich dadurch, dass er den Ränken der Minister fernblieb, dauernde Achtung bei der Nation verschafft. Als der Bruch zwischen dem Alten und dem Sohne Detlevs von Rantzau eintrat, ging Wernicke auf die Seite der Güldenlöwes über. Das lobreiche Epigramm, welches die hohe Abkunft und Stellung, die edle Erscheinung, Freigebigkeit, Lebenslust und das Ansehen Ulrichs schildert, entstand unter der unmittelbaren Einwirkung des Grafen. Die alte Bekanntschaft hatte den Poeten in das Haus des Gönners geführt, als dieser sich in Hamburg niederliess. Dort verkehrte er zum Aerger der hamburger Literatengesellschaft, so lange als Güldenlöwe am Leben war. Auf diese Weise schliesst sich die Entstehung des Gedichtes eng an das Leben Wernickes an.

Durch den Verkehr mit dem Grafen und dem fremden Residenten wurde Christian in die besten Kreise Hamburgs eingeführt, die weit ablagen von den Zirkeln der Literaten, wo man Wernicke bisher immer heimisch glaubte. Man

schätzte ihn als aristokratisch gebildeten Weltmann, geistreichen Gesellschafter und liebenswürdigen Erzähler, der die reichen Erlebnisse seiner Reisen in der Unterhaltung zum Besten gab. Standen ihm die nöthigen Mittel zu Gebote, so lebte er auf grossem Fusse, aber selbst wenn er Mangel litt, wusste er die Armuth schicklich zu verbergen und liess es weder an seiner Stimmung noch an seinem Aussehen merken, dass ihn etwas drücke. Er kannte die Frauen, ohne sich von ihnen beherrschen oder aus seinem Junggesellenleben heraustreiben zu lassen. Wernicke muss ein stattlicher Mann gewesen sein; die Grösse und Ansehnlichkeit seiner äusseren Erscheinung wird sogar von Wedel bewundert[140]), und er selbst spricht oft von seiner elastischen und starken Körperkonstitution[141]). So besass er alle Eigenschaften, sich in der aristokratischen und höchsten bürgerlichen Gesellschaft Hamburgs angenehm zu machen. Zu seinen Freunden rechneten sich auch Gerhard Schott, der Begründer und Leiter des hamburgischen Opernwesens, und Hans Statius von Hagedorn, der Spross einer dänischen Offiziers- und Beamtenfamilie, der Vater des Dichters Friedrich und des Kunstforschers Christian Ludwig von Hagedorn. Schon im Jahre 1697 nennt er Hans Statius einen seiner Intimen[142]). Durch Hagedorns Hand ging seine Korrespondenz mit der dänischen Regierung. Als Gesandter Dänemarks, Minister beim niedersächsischen Kreise, Regierungsrath von Stade, Justitiarius von Pommern und in politischen Sendungen schwieriger Art hat sich Hagedorn mannigfache Verdienste erworben, die von König Friedrich reichlich anerkannt worden sind. Er wird uns als ein Mann von gediegener staatswissenschaftlicher und juristischer Bildung geschildert. Er liebte die Musen und Dichter, hielt als ein Mäcen im Kleinen offenes Haus und „wäre“, wie einer seiner Biographen etwas übertrieben sagt, „unsterblich gleich Bernstorf, wenn es damals schon Klopstocke gegeben hätte“[143]). Wie er später den Sohn zum Dichten aufmunterte, so hat er in seiner Jugend selbst Verse

gemacht, so zwar, dass man ihm fälschlicher Weise ein Epigramm zuschrieb, welches in die Ueberschriften-Sammlungen Wernickes übergegangen sein soll: „Bey Zurücklegung des * Jahres“ [144]). Dies behauptet wenigstens Schmid, dessen Quelle wahrscheinlich Christian Ludwig von Hagedorn gewesen ist. Zweifellos hat Hans Statius das Epigramm, das wie wenige das Gepräge Wernickes trägt, sich abgeschrieben, weil es ihm gut gefiel, und der Sohn hielt diese Abschrift für ein Original. Das Gedicht ist muthmasslich 1694, als der Epigrammatist 29 Jahre alt war, in der Form entstanden, welche die zweite Ausgabe bietet [145]). Wernicke arbeitete es dann für die Ausgabe letzter Hand um, indem er ihm, seiner Stimmung gemäss, eine schwermüthige Färbung und eine Spitze gab, die von der Natur seiner Dichtungen hergenommen ist.

„Mein gantzes Leben ist gleich einer Ueberschrifft“, durfte Wernicke der Epigrammendichter κατ᾽ἐξοχήν, aber nicht der dilettirende Hagedorn sagen. So tief brauchten wir übrigens gar nicht zu gehen, denn der blosse Umstand, dass das Gedicht in einer Doppelform vorhanden ist, lässt jeden Zweifel an der Autorschaft Wernickes schwinden [146]).

Aus dem Irrthume Schmids geht das Eine als sicher hervor: Wernicke muss mit Hans Statius in regestem persönlichen und geistigen Verkehr gestanden haben. Als Christian dänischer Gesandter in Paris war, entwickelte sich zwischen beiden Männern ein eifriger Briefwechsel, der einigemale sogar über das Mass des Erlaubten hinausgegangen ist. Eine königliche Verfügung vom 28. März 1718 befiehlt Wernicke, „er solle mit Hagedorn nur das kommuniciren, was den niedersächsischen Kreis anginge, weil Hagedorn die Korrespondenz nicht menagierte“ [147]). Sie tauschten ihre politischen Meinungen aus und berichteten einander über die Kriegs- und Staatsaffären. Hagedorn besorgte für Wernicke die Geldangelegenheiten bei den dänischen Agenten in Hamburg, die oftmals aus Geldmangel oder bösem Willen die Auszahlung

des Gehaltes verzögerten. Dies that er als Freund und nicht als Beamter. Familienereignisse werden zwischen ihnen besprochen und Mittheilungen über gemeinsame „hohe“ Bekanntschaften ausgewechselt [148]).

Die Personen Güldenlöwes und Hagedorns bezeichnen den vornehmen Charakter der Gesellschaft, in welcher sich Wernicke zu Hamburg bewegte. Die politischen Bestrebungen seines Lebens mussten ihn an und für sich schon von den Literaten entfernen; er hat sich nie als Schriftsteller oder Poet gefühlt, wiewohl er Epigramme verfasste, die herrschende Richtung in der deutschen Literatur durchhechelte, für eine höhere und reinere Kunstanschauung eintrat und in einer schwachen Stunde der Noth seinem Verleger sich angeboten haben mag, Romane zu schreiben. Der ehemalige Studiosus „der freien Künste“, der sich nach und nach zum Politiker entwickelt hat und in die gesicherte Laufbahn des Staatsmannes einzutreten sich bereitet, kehrt gleichsam als Gast bei den Beschäftigungen ein, die seine Jugend verschönten, gereift an Talent und Geist.

„Pour tromper l'oisiveté“, und doch mit künstlerischem Ernst und Gewissenhaftigkeit ordnet, sichtet, überarbeitet Wernicke die alten Reste seiner literarischen Thätigkeit. Bei diesem Geschäfte kommen ihm allerhand neue Gedanken, die einer höheren und reiferen Lebensbetrachtung, seinen persönlichen Stimmungen und Erlebnissen, sowie den Beobachtungen des gesellschaftlichen Lebens entspringen. Er formirt die neuen Einfälle gleichfalls zu Epigrammen oder zu Aphorismen, welche er als Anmerkungen unter die Gedichte streut, so dass er, wie wir sahen, 1701 mit einem stattlichen Bande, und darauf im Januar 1704, nachdem ihm Erfolg zu Theil geworden, wiederum mit einer vermehrten Sammlung vor die Oeffentlichkeit treten kann. Er hüllt sich in eine dichte Anonymität, aus welcher er zuerst im Jahre 1708 öffentlich hervorgezogen wird, und zwar durch Christoph Woltereck in dessen kritischer Zeitschrift „Ausführlicher

Bericht von allerhand neuen Büchern etc.“[150]), während Barthold Feind in demselben Jahre seltsamer Weise den rechten Namen des Mannes noch verschweigen zu müssen glaubt[151]). Wernicke selbst will ein Maler sein, den man „an seinem Pinsel“, nicht aber an der Unterschrift des Bildes erkennen soll:

„Denn was für Ruhm hab ich zu hoffen,
Wo ich mit einem Strich nicht zwei zugleich getroffen,
So dass von jedem wird in jedem Stück erkannt,
Dein Angesicht und meine Hand,“

sagt er im Eingang des achten Buches[152]).

Sahen wir den jugendlichen Poeten an die Vergangenheit, die Tradition gebunden, so erscheint uns der Vierzigjährige durchaus im Zusammenhange mit seiner Zeit und zugleich in die Zukunft deutend. Er entfesselt, ganz wider Willen, durch leicht, aber sicher hingestreute Aussprüche einer besseren künstlerischen Ueberzeugung jenen literarischen Hader, den man stolz „die erste Polemik in der deutschen Literatur“ genannt hat. Wernicke sprach nur seine Empfindung und ehrliche Meinung aus, als er, über dem zuchtlosen Treiben der hamburger Schöngeister stehend, davor warnte, auf dem gefährlichen Wege weiter zu schreiten, den die Lohensteinische „Erbsünde“ und die sinnlose Nachahmung Hofmannswaldaus geschaffen. Der seltsame Spuk, welchen die beiden Schlesier nach irdischem Tode in ursprünglich gesunden Köpfen trieben, reizte den überlegenen Mann freilich mehr zum Spott, als zu ernstem Eifermuth. Aber gerade durch diesen Spott zog sich Wernicke die hamburger Literaten auf den Hals. Sittlichen Ernst und Eifer hätten sie, wie die wilden Ausbrüche einer zelotischen Geistlichkeit, einfach verlacht; aber, dass Einer sie lächerlich zu machen wagte, fühlten sie richtig, könne ihre literarische Existenz gefährden. Sie behandeln den Verfasser der Ueberschriften wie einen frechen Eindringling in die heiligen Räume ihrer

Musentempel und glauben das Hausrecht wahren zu müssen. Durch eine geschickte Verdrehung des Thatsächlichen stellen sie nicht sich, sondern ihre Meister als die Bedrohten dar. Unter dem Zeichen Lohensteins, das ihm freilich kein Zeichen des Sieges wurde, greift Postel, der vornehmste und achtbarste der hamburger Literaten, im Herbst 1701 den kühnen und scharfen Wernicke an. Dieser unterschätzt den Gegner nicht und macht ihn durch eine schwere, ernstgemeinte Abfertigung mundtodt. Jener erste Akt des Streites spielte sich im Laufe weniger Wochen ab. Bald nachdem Postel vom Schauplatze verschwunden war, erscheint Christian Friedrich Hunold, ein zugewanderter, liederlicher Schöngeist, der eben durch einige frivole, auf den gewöhnlichen Geschmack berechnete Romane in den Boudoirs der hamburger Weltdamen und in den Gesellschaften oberflächlicher Lebemänner von sich reden gemacht. Er nimmt den bereits abgethanen Zwist wieder auf; durch die Parteinahme für eine anerkannte Literaturgrösse will er sich selbst ein gewisses prahlerisches Ansehen geben; er möchte zugleich das Bändchen galanter Lyrik und Epigramme, in welchem er talentlos und schablonenhaft Hofmannswaldau nachgeäfft hat, durch einen Angriff auf den vermeintlichen Verächter des Schlesiers decken. Konnte man Postels Vertheidigungsmittel allenfalls noch eine anständige Waffe nennen, so erscheint Hunolds Kampfwerkzeug wie ein ungefüger, schmutziger Knüttel. Es war kein ehrlicher Streit, der da entbrannte, sondern ein skandalöses Gezänk voll bitterer, ehrenkränkender Beleidigungen, persönlicher Verhetzungen und Angebereien. Auch Wernicke ging aus diesem Zwiste nicht ganz rein hervor, denn die Art, wie er sich in einem Falle über Hunold stellte, war eines anständigen Charakters nicht würdig, — er denunzirte. Ueberall da aber, wo er den Gegner literarisch abfertigte, traf er das Rechte. Er behandelte ihn einfach wie einen scheltenden Gassenbuben mit einigen leichten, wohlgezielten Hieben. Im ganzen ging der ungezügelte Eifer Hunolds ihm nicht sehr nahe, selbst

nicht, als der Gegner zum Pamphletisten wurde und Wernicke durch ein von Verläumdungen und schmutzigen Ausfällen strotzendes Machwerk, welchem er den hochtrabenden Namen einer „Komödie“ zu geben wagte, persönlich blosszustellen versuchte. Nach dem Erscheinen des „thörichten Pritschmeisters“ schwieg Wernicke, denn er fühlte, dass jede Antwort ihn erniedrigen musste. Es ist eitle Renommisterei, wenn Hunolds Freund Wedel behauptet, „Monsieur Warneck“ sei durch die Komödie „völlig prostituiret worden“ [153]). Auf den Weinbänken und an den Kaffeetischen der Schöngeister vom Schlage des Menantes mögen diese Händel wohl einige Zeit das Gespräch gebildet haben, in den Kreisen Wernickes dagegen interessirten sie kaum, ebensowenig in den Zirkeln ernster Schriftsteller. Barthold Feind erwähnt ihrer mit keinem Worte. Wernicke lebte nach wie vor an seiner Stellung und Reputation unangetastet in Hamburg, wie auch Postels Ruf durch die Angriffe Wernickes nicht im Geringsten gelitten hat. Der ganze Streit ist mit Allem, was an ihm berechtigt und beachtenswerth war, damals überhaupt wirkungslos geblieben und erst später, durch eine reifere Kritik der Vergessenheit entrissen, zu einiger Bedeutung erhoben worden. Es wird eine besondere Aufgabe sein, diese „Hamburger Polemik“ in ihren Einzelheiten darzustellen, den guten Kern des unerquicklichen Beiwerkes zu entkleiden und die fragmentarische, formlose, scheinbar widerspruchsvolle Kritik Wernickes, welche sich durch diese Polemik zieht, in eine Art von System zu bringen.

Aber auch noch in anderer Beziehung hat die letzte Ausgabe der Ueberschriften gleichsam eine biographische Bedeutung. Es ist oben angedeutet worden, dass einer der Hauptunterschiede zwischen der Jugenddichtung und der Epigrammatistik der späteren Jahre in dem starken Hervortreten des persönlichen Momentes besteht. Man hat gesehen, wie schon im Jahre 1697 Wernicke vereinzelte, schüchterne Versuche machte, seine innere und äussere Lage in den Ge-

dichten auszudrücken. Diese Epigramme von persönlicher Färbung schrieb und veröffentlichte er damals aber nicht sowohl, um sich selbst von drückenden Stimmungen loszumachen, als vielmehr um die Aufmerksamkeit Anderer auf seine Lage und sein Missgeschick zu lenken. Wo er nicht sprechen konnte, sollten seine Verse für ihn reden. Mit der Zeit jedoch versank ihm eine Hoffnung nach der andern, und das Ziel, welches seiner Laufbahn gesteckt war, rückte in immer weitere Fernen. Neben dem Zweck, sich die Neigung und Sympathie fremder Menschen zu erwerben, erwacht in Wernicke der Trieb, sein Herz vor sich selbst auszuschütten, über seine eigene Person zu richten und sein Inneres dem äusseren Leben gegenüberzusetzen. So entstehen einzelne Epigramme, in welche er, von einer Art lyrischer Stimmung ergriffen, ohne jede Nebenabsicht die Bekenntnisse seines Gemüthes niederlegt. In den Jahren nun, wo uns andere Dokumente aus seiner Hand mangeln, werden diese subjektiven sowie die wenigen religiösen, auf seine Stellung zum Christenthum deutenden Gedichte und die dazu gehörenden Noten von Wichtigkeit.

„Denck', ich bin ein Mensch wie du", ruft Wernicke einem Splitterrichter zu, indem er ihn auffordert, zwischen dem harten Tadel der Feinde und dem lauten Lob der Freunde die Mittelstrasse zu wählen, — und als einen Menschen, mit irdischen Gebrechen und Vorzügen ausgestattet, bekennt er sich, sobald er nur auf seine Person zu sprechen kommt.

„Nicht dass ich thöricht mich für einen Engel halt',
Wenn ich mit kühner Hand manch scheusslich Laster striegle;
Offt, wenn ich mein Gesicht in meinem Glass bespiegle,
Erschreck' ich über die Gestalt,"

heisst es in einem Epigramme der Selbsterkenntniss. Der Autor will sagen, dass er nicht die Laster und Schwächen Anderer blosstelle, ohne sich über seine eigenen Fehler klar

geworden zu sein. Er hat in sich manche Eigenschaft entdeckt, die ebenso tadelnswerth ist, wie die von ihm durchgehechelten Laster, und er hat dies schmerzlich empfunden: Denn

„wer bedachtsam schreibt, fühlt offt den grössten
Schmertzen,
Wie der der unbedachtsam schlägt.“

Klar über seine Person und den Werth alles Menschlichen, sucht er sich über die Eitelkeiten der Erde zu stellen und nie die „Ewigkeit“, d. h. die Kürze des irdischen Daseins im Gegensatz zu der Unendlichkeit und Herrlichkeit des Lebens nach dem Tode, aus dem Auge zu verlieren [154]). Er strebt nicht nach der Unsterblichkeit des Namens, wenn er thätig die Stunde wahrnimmt, denn er fühlt, dass sein „Nachruhm nach dem Schein gleichwie ein Wiederschall verschwindet“ [155]). So gelangt er dahin, sich der Undankbarkeit und dem Missgeschick gegenüber, das ihm in der Welt begegnet, ein gleiches Herz zu bewahren; weiss er doch, dass die Undankbarkeit sich selbst bestraft, und auf dieser runden Erde derjenige schnell oben stehen kann, welcher eben noch unten stand:

„Undankbarkeit!
Du rächst mein zugefügtes Leid;
Und bist darum von mir unangefochten blieben
Weil du die stürtzest, die dich lieben“ [156])

ruft er aus und ermahnt den Minucius — das ist er selbst — sich durch die Missgunst auf seinem Wege nicht hemmen zu lassen, sondern getrost und sicher weiter zu schreiten und das Mass des Weges nicht zu verlieren:

„Der Menschen Sinn ist wanckelbar,
Und Heut und Morgen trifft nicht ein:
So dass, der Erst der letzte war,
Zuletzt der Erste pflegt zu seyn“ [157]).

Ein Schüler des Horaz, lobt Wernicke den goldenen Mittelweg und wünscht sich „einen mittelmässigen Stand, der so weit vom Ueberfluss als dem Mangel entfernet; und was die Ehre betrifft, so weit über einen Kirspelvogt als unter einem geheimen Raht ist“ [158]). Im Zusammenhang mit dieser Anschauung steht ein kleines Gedicht, worin er die gemüthlichen Wirkungen des Glücks und Unglücks gegen einander abwägt und so schliesst:

„Hör', o Himmel, mein Gebeht:
Und mache mich nicht alt zu früh', und klug zu spät.“

So sucht er Wahrheiten alter und allgemeiner Art mit seinem persönlichen Fühlen und dem jeweiligen Zustande seines Lebens in Einklang zu setzen. Nicht selten schlägt die überlegene Klarheit des Geistes und Sicherheit des Gemüthes in ein trauriges Sinnen um. Wie der Tag in der Dämmerungsstunde sich der Nacht zuneigt, so scheint ihm auch vor seinem Leben der Tod herzueilen. Gleichwie das Licht bald vor der Nacht schwinden und die Finsterniss die Thätigkeit des Tages unterbrechen muss, so wird der Tod ihn hemmen, das Gewollte zu vollbringen [159]):

„Ehe was ich vorgenommen,
Zu seinem Endzweck ist gekommen;
Eh' ich, was ich jetzt schreibe, schlüss,
So stört mich dort der Tod, und hier die Finsternüss.“

Ein anderes Mal [160]) vergleicht er der abnehmenden Kerze des Schreibtisches sein niedergehendes Leben: Wie jene vergeht es „so still und unvermerkt, ob gleich so sehr geschwinde“, dass erst der „Verlust“ ihn an die Vergänglichkeit mahnt. Doch giebt ihm das Licht auch eine Lehre. In der hellen, spitzen Flamme symbolisirt sich der echte Charakter seines Dichtens, und in des Lichtes Schicksal erscheint ihm seine eigene Bestimmung: Anderen zu dienen, sich „selbst verzehrend“.

In den wenigen religiösen Epigrammen, die wir von

Wernicke besitzen, gelangt sowohl seine Gemüthsbeschaffenheit als seine Stellung dem Christenthum gegenüber zu treffendem Ausdruck; so bilden dieselben eine Ergänzung zu den Stimmungsepigrammen, von denen eben die Rede war.

Eine ausgesprochene Verstandesnatur, hütet er sich ängstlich, mit dem überlieferten Glauben in einen Gegensatz zu gerathen. Was er als moralisch und recht erkannt hat, sucht er in Uebereinstimmung mit der Schrift zu setzen. So innerlich verschieden Vernunftgebot und das überlieferte Gesetz der Kirche erscheinen, er sieht nur das Gleiche darin. Mit zäher Kraft hält er sich an der kirchlichen Anschauung fest, ohne grosse und tiefe Anstrengungen zu machen, mit ihr das, was seine Vernunft nicht begreifen kann, innerlich zu durchdringen. Die protestantisch-orthodoxe Jugenderziehung hat mit ihren Eindrücken so sein ganzes Thun und Denken bestimmt, dass sie ihn auch später weder äusserlich noch innerlich losgelassen hat. Er sucht energisch die Ansicht zu widerlegen, dass die Philosophie den Glauben erschüttern könne; vielmehr meint er, sie sichere und schütze den Glaubensstarken:

„Die Weltweissheit wirckt in dem Glauben,
Das, was bey einem Feur der Wind ausrichten kann;
Das kleine lescht er aus, das grosse blässt er an“ [161]).

Wie das Unbegreifliche geschah, dass die göttliche Allmacht durch den Heiland in die menschliche Erscheinung trat und „zum Kinde“ ward, darüber grübelt er nicht nach:

„Ich glaub einfältiglich, was niemand nicht ergründt,
Gott und mein Glaube wird zu einer Zeit ein Kind“ [162]).

Das Abendmahl empfängt er

„einfältig wie ein Kind, entschlossen wie ein Mann,
Und von dem Glauben voll der Berg' versetzen kan“ [163]),

und mit dieser kindlich-anspruchslosen Auffassung nimmt er das unerfassliche Geheimniss, das in der heiligen Handlung

liegt, hin, ohne es vor den Richterstuhl seiner Vernunft zu ziehen. Denen, welche die Lehre der Schrift, die Seele sei unsterblich, im Widerspruche mit dem Leben der Natur sehen, ruft er zu:

„Werdt nur alt, und schaut: dass weil der Leib abnimmt,
Die Krafft der Seele sich vermehrt“ [164]).

Er kennt die erziehende Kraft des Unglücks und die Weisheit, die in Gottes Strafen liegt. Manchen, der sich im Glücke ein Held dünkt, macht das Unglück zur verzagten Memme:

„Das Unglück ist's allein,
Das in das innerste des falschen Herzens dringet:
Und den verführten Tropf zu Selbst-Erkänntnüss bringet“ [165]).

Mit Sirach sieht der Epigrammatist, dass die „Furcht des Herrn der Weisheit Anfang“: die Furcht eines Menschen, der sich nur an irdische Gesetze und Lehren hält, ist ein Kind des Lasters, im Sinne der heiligen Schrift dagegen ist sie „der Weisheit Frucht“:

„So heftig ist der Streit des Himmels und der Welt,
Dass der für Tugend schätzt, was die für Laster hält“ [166]).

Nächstenliebe und grossmüthige Vergebung, die beiden will er nach den strengen Gesetzen der Schrift erfüllt wissen, nicht ohne dass er die Grossmuth für ein besonderes Merkmal des deutschen Charakters erklärt [167]). Eine gute, aber nicht tiefe Natur, wie Wernicke, die sich vom Ueberlieferten leiten lässt, scheut sich in religiöse Konflikte und sittlich bedenkliche Lagen zu kommen, d. h. in solche Lagen, die vor seinem Gewissen als bedenklich erscheinen. Hier allein wagt er es, der „Einfalt Sittenlehr“ über das Wort der Allweisheit zu setzen. Ueber den Ausspruch der Schrift „Seid fromm wie die Tauben und listig als die Schlangen“ vermag sein einfältiger Glaube nicht hinwegzukommen. Doch ist er schnell entschieden, wie er sich zu verhalten habe:

„Ich eigne mir allein die erste Hälfte zu;
Die andre lass ich euch ihr Schriftgelehrten über.“

Er besitzt nicht den sicheren Muth, Bedenkliches zu thun, und hält sich lieber an das, was klar und unzweifelhaft ist. Wir gewahren in Wernicke etwas von der edlen Glaubensreinheit des Klosterbruders, den Lessing im „Nathan“ sagen lässt:

„Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeyne, gar zu nah'
Was gar zu Schlimmes gränzt: so thu ich lieber
Das Gute nicht“ [168]).

So weit gestatten uns die „Ueberschriften“ Einblick in das Gemüthsleben und die religiösen Anschauungen des Dichters.

Mit dem Erscheinen der dritten Ausgabe hört Wernickes literarische Thätigkeit auf. Nur von einem Epigramm noch haben wir Kunde, welches er nach der Schlacht von Höchstädt (13. August 1704) auf den siegreichen Marlborough gemacht. Im Jahre 1709, als er bereits Gesandter in Paris war, kam ihm zu Ohren, der Herzog von Marlborough habe Verdacht gegen ihn geschöpft, dass er am Versailler Hofe gegen die Alliirten intriguire. Um diesen Argwohn zu zerstreuen, ertheilt Wernicke seiner Regierung den Rath, man möge doch dem Herzoge zu verstehen geben, dass derjenige, welchen er verdächtigte, der Verfasser jenes in England mit so grossem Beifall aufgenommenen Epigrammes auf den Sieger von Höchstädt sei [169]). Dies ist übrigens das einzige Mal, dass der Diplomat Wernicke von seinen Dichtungen spricht. Das Epigramm selbst kennen wir nicht.

Es ist geschildert worden, wie Wernicke selbst als Dichter niemals das eigentliche Ziel seines Strebens aus den Augen verlor. Die dritte Ausgabe der Epigramme verdankt ihre Entstehung zum guten Theile dem Umstande, dass „der Verfasser mit Vergnügen gehöret, dieselben (d. h. die Gedichte der zweiten Ausgabe) seien „an einem grossen König-

lichen Hofe, von hohen Personen nicht allein gelesen, sondern auch mit Genehmhaltung gelesen worden". Neben dem Bestreben, die Zeit nicht zu vergeuden, tritt der Wunsch hervor, den Leuten, die glauben, er habe auch zu besseren Dingen Talent, zu beweisen, dass er „bis die rechte Zeit kommet, auf keine anderen Sachen gedencket"; er wählt die Dichtkunst, weil sie eine unverdächtige Beschäftigung ist, denn er will, wenn seine Stunde schlägt, in jeder Beziehung unangreifbar dastehen.

Es kann auffällig erscheinen, dass sich Wernicke, der doch einem Hofe gefallen wollte, als Dichter mit der grössten Freiheit über das Leben und Treiben an den Fürstenhöfen ergeht; ehrlich und derb geisselt er die Gesinnungen der Könige und der Staatsdiener, die Speichellecker, die aristokratischen Hohlköpfe und Junker, kurz Alle, „die um der Hoheit Sonnenscheibe flattern". Hier berührt er sich mit dem edlen Logau, der sich mit heiterem Scherz oder ernstem Spott gegen das leichtfertige Hofleben wandte, das er jeden Tag vor sich und um sich sah. Nur Einer, der sicher war, für einen im Grunde königstreuen, streng monarchisch gesinnten Mann zu passiren, durfte in jener Zeit dergleichen ungefährdet wagen. Mit einer Maskerade vergleicht der zornige Strafredner das Leben am Hofe, wo Thorheit vor Tugend und das Angenehme vor dem Nützlichen gilt, wo man dem guten Tänzer freundlicher begegnet, als dem grossen Kriegshelden.

„Beklagen, den man neidt und den man hasset küssen,
Verfolgen den man ehrt, so zu versprechen wissen,
Dass man nichts halten darf; mit Absehn tugendhafft,
Und nicht stets arg zu seyn; das ist die Eigenschafft
Der Hoffleut . . . .[170]).

so lautet Wernickes trübe Schilderung von den Begriffen, die unter den Höflingsschaaren herrschen. Da sind alle Verhältnisse so auf den Kopf gestellt, dass man Irrthümer aus

Absicht begeht, arm wie die Kirchenmaus, doch auf grossem Fusse lebt, um — die Gläubiger zu blenden, dass man oft „sein Unwissenheit sich selbst zum Nutzen macht“[171]), dass der Kluge aus dem Rath der Narren Vortheil zieht und der Narr sich durch den übelangewendeten Rath kluger Männer noch lächerlicher macht. Die Heuchelei triumphirt über die Tugend, die blosse Geschicklichkeit über Weisheit und Wissenschaft; wer am Hofe Jedem nach dem Sinne spricht, erreicht mehr als Derjenige, welcher „die Vernunft zu überzeugen weiss“. Wie der Pickelhäring unter den Komödianten „für die schwierigste Person gehalten und von dem Meister selbst vorgestellet wird, also sind auch zuweilen zu Hofe die Vornehmsten die grössten Gaukler“[172]). Die schwersten Verbrechen gegen das Wohl des Staates werden nicht so hart geahndet, wie ein einziges, unschuldiges Vergehen gegen die Person des Monarchen; man kann wohl unbestraft das Land bedrücken, aber niemals den Neigungen der Könige unbestraft sich widersetzen, der Könige, welche die Wahrheit nicht hören wollen[173]). Jeden Misserfolg schieben sie auf ihre Diener, selbst wenn dieselben stets nach dem Willen der Herren handeln. Einem gekränkten Minister giebt der Epigrammatist den Rath:

„Willst du ihm (dem Könige) nicht, wenn du was recht
ist thust missfallen;
So thu ihm niemals nicht, was unrecht ist, zu lieb'“[174]).

Das ist der rechte Mann, der, wie Chrysolon, seinem Fürsten in der Weise dient, dass er die kleinen Künste nicht verschmäht:

„Er kennt die dumme Welt,
Die man, wo man sie will vergnügen,
Zu ihrem Nutzen muss betrügen:
Und ist der beste Freund indem er sich verstellt“[175]).

Der Fürst ist glücklich, welcher tugendhafte, uneigennützige, treue Diener findet; jener aber klüger:

„der sie sich durch Wohlthun so verbindet,
Dass es ihm treu zu seyn, ihr eigner Nutze sei.“

Ein herbes Wort wird über die Allianzen gesprochen, welche die Fürsten aus Eigennutz, aus Furcht vor fremder Macht, oder aus Neid und Habgier schliessen[176]). Er warnt die Herrscher, ihre Unterthanen durch Schatzungen zu erschöpfen, denn diejenigen, welche etwas zu verlieren haben, werden, wenn das Vaterland in Gefahr ist, tapferer kämpfen als die Besitzlosen. Es ist

„der Unterthanen Blut
Ein edler Opfer als ihr Schweiss“[177]).

Auch auf die Diener und Kreaturen der Höfe fällt manches grelle Schlaglicht. An die Schilderung, die Wernicke von einem gelenken, schmiegsamen Hofmann entwirft, fügt er die bittere, für seine Zeit durchaus gültige Wahrheit: der, welcher steigen will, muss Tugend und Laster zu gleichen Theilen in sich vereinigen. „Denn die Welt ist zu böse, dass man darin durch die blose Tugend, und zu geschickt, dass man darin durch offenbare Laster durchkommen sollte. Die Kaltsinnigen haben hier alle Götter, und, wenn sie noch dabey schlau sind, die Hölle selbst zu ihrem Dienste“[178]). Es wird ein „Staatsklügling“ geschildert, der „klug in verwirrter Sach, in deutlicher ein Thor“, überall ein Geheimniss wittert; am leichtesten ist er dadurch zu übertölpeln, dass man ihm die reine Wahrheit sagt, weil ja Leute dieses Schlages: „es vor eine gewisse Richtschnur nemmen, dass man dieselbe allezeit verschweigen muss, und folgens alle andere nach ihrer Elle messen“[179]). Ein Höfling von plumpester Art wird in Korantes gekennzeichnet, der sich rühmt, dass Keiner fleissiger zu Hofe gehe als er. „Jawohl“, ruft der Spötter aus, „ich sah in dort —

jedoch nicht gehen, sondern — kriechen“[180]).

Kraft derselben Kritik, die er an das Leben überhaupt legt, scheut sich Wernicke nicht, das scharfe Wort der Wahr-

heit auch denen, die über dem gewöhnlichen Leben zu stehen scheinen, entgegenzuschleudern. Diese ehrliche Gesinnung söhnt uns mit Vielem aus, was uns in Wernickes Dasein abstossen möchte.

Noch bevor die letzte Ausgabe der Epigramme das Licht der Oeffentlichkeit erblickte, hatte Wernicke aufs Neue Schritte gethan, um vom Könige die oft versprochene Beförderung zu erlangen. Das war im Jahre 1703. Er nähert sich Friedrich IV. persönlich mit demselben Schriftstück, durch dessen Mittheilung er einst die Gunst des Vaters zu erringen gesucht: mit dem Traktate Meadows. Der alten Abhandlung fügt er eine neue, den veränderten Verhältnissen angepasste Vorrede und eine erweiterte Interpretation hinzu. Im letzten Kriege nämlich hatte die vielberufene Flaggensenkung eine eigenartige Rolle gespielt, und darum glaubte Wernicke, die Schrift, welche in das angemasste Seerecht Englands Bresche lege, werde dem Könige sehr willkommen sein. Er erinnert an einen Vorgang aus dem Schwedenkriege der 70er Jahre. Bei einem Zusammenstosse dänischer und englischer Schiffe hatten die dänischen den Gruss der Ehrerbietung versagt, und waren dafür von den Engländern gekapert worden; König Christian, vor die Alternative gestellt, das geraubte reiche Schiffsgut zu verlieren oder die Anerkennung der englischen Seehegemonie förmlich zu garantiren, hatte das letztere gewählt. Auf Grund des vorliegenden Traktates nun, legte Wernicke dar, könne der König die voreilige Erklärung seines Vaters zurücknehmen: Königin Anna werde allerdings auf die dänische Regierung keinen Zwang ausüben, doch könnten sich die Zeiten schnell ändern. Bezeichnend ist der Schlusssatz: Wernicke bittet den Monarchen inständigst, von dem Schriftstücke so diskret Gebrauch machen zu wollen, dass dem Uebermittler kein Schade daraus erwachse. Die englische Regierung habe sich die Unterdrückung des Traktates viel kosten lassen und würde es ihm niemals vergeben, dass durch seine Vermittlung

das Manuskript in die Hände Dänemarks gelangt sei[181]). Der Erfolg, den sich Wernicke versprochen hatte, blieb vorläufig aus. Es traf sich unglücklich, dass gerade in diesem Jahre der Einfluss Reventlows, dessen Hilfe Wernicke bedurft hatte, um vor das Ohr des Königs zu gelangen, durch den jungen Christian Güldenlöwe und Karl von Ahlefeldt zurückgedrängt wurde. Diese beiden Männer traten in der königlichen Gunst an die Stelle des alten Premierministers und Plessens. Wernicke ist in den folgenden Jahren sicherlich mehrere Male in Kopenhagen gewesen, um persönlich seine Bemühungen fortzusetzen; er spricht in späterer Zeit oftmals von den hohen Beziehungen, die er in jener Stadt und am Hofe angeknüpft hatte[182]).

Die Tage der Betrübniss und Noth waren für Christian noch lange nicht vorüber. Ein an den König gerichtetes Memoriale aus dem März 1708 stellt seine Lage in sehr düsteren Farben dar: er hat von Jahr zu Jahr geharrt, seine Existenz ist gefährdet, eine Krankheit hat ihn herunter gebracht. Man hat ihm einen Gesandtschaftsposten am kursächsischen Hofe versprochen, aber der König selbst hat ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Eine Oberauditeurstelle wird frei; Wernicke bewirbt sich um dieselbe, muss aber hinter einem Anderen zurückstehen[183]). Doch dies war die letzte Prüfung, die er zu bestehen hatte, denn noch in demselben Jahre 1708 berief ihn ein königlicher Befehl von Hamburg nach Kopenhagen, wo seine Ernennung zum Kanzleirath und Residenten am Hofe von Frankreich erfolgte.

VII.

In dänischen Diensten: 1708—1715.

Die Förmlichkeiten, durch die Wernickes Anstellung als 170
dänischer Staatsbeamter bedingt war, erledigten sich schnell. Am 15. Oktober erhielt er das Diplom[184]), das ihn zum Kanzleirath und Gesandten erhob; gleich am folgenden Tage legte er

seinen Diensteid ab. In dem Konzepte dieses „serment d'obéissance et de fidelité“ gelobt er Gehorsam, Treue, Fleiss, Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Unbestechlichkeit und selbstlosen Sinn; er will in allen Fällen, „es sey gegen freundt oder feindt, wass für troublen auch aufkommen mögen“, dem Könige und dessen Hause mit seinem ganzen Vermögen, mit „Leib, guht und Bluht“ dienen. Nach der Eidesleistung wird dem neuverpflichteten Beamten am 22. Oktober die weitläufige Instruktion, das Kreditive und der Reisepass ausgehändigt, auch der Modus der Besoldung[185]) mitgetheilt, so dass der Abreise Wernickes nach Frankreich nichts mehr im Wege steht. Er wartet nur noch auf die Auszahlung der ersten Vierteljahrsrate, von welcher er die Kosten zu bestreiten hat, um nach dem Ort seiner Bestimmung abzureisen. Aber die Rentekammer ist nicht in der Lage, die Geldangelegenheit sofort zu ordnen. Infolgedessen kann Wernicke erst am 24. November seine Reise antreten. Er kommt nach einer sehr beschwerlichen Fahrt über Amsterdam, Haag, Brüssel am 31. Dezember in Paris an. Nun befindet sich Wernicke also in dem lange und heiss ersehnten Amte und hat ungeordnete, dunkle Lebensverhältnisse mit einer, wie er glaubt, äusserlich gesicherten Stellung, ein zersplittertes, mannigfaches Wirken mit einer bestimmten Lebensaufgabe vertauscht. In dem „Neujahrsglückwunsch“ an den König giebt er seiner Freude und seinem Danke breiten Ausdruck: „Was ich bin und was ich habe, verdanke ich allein dem Könige, meinem Herrn[186])!“ Der neue Wirkungskreis war, wie man sehen wird, eng begrenzt und die Lage des Diplomaten äusserst schwierig; trotzdem tritt Wernicke seine Stellung voll Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit an.

Vor dem Ausbruche jenes blutigen Krieges, der zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg um das Erbe Spaniens geführt wurde, versuchte Ludwig XIV. auf alle Weise den Kaiser zu isoliren. Die Seemächte Holland und England hatten Philipp V. anerkannt, und eine Zahl bedeutender

Reichsfürsten hatte sich bereit erklärt, eine bewaffnete Neutralität im Lande zu bewahren. Auch dem Könige von Dänemark war der Anschluss an die neutralen Fürsten empfohlen und seitens Frankreich ausserdem ein Defensivbündniss unter guten Bedingungen angeboten worden. Friedrich hatte kein Bedenken getragen, Philipp von Anjou als spanischen König zu begrüssen; war dies doch nur eine leere Höflichkeitsbezeugung, die zu nichts verpflichtete. Er verwarf kurzweg das französische Anerbieten und schloss dafür zuerst mit dem Kaiser und dann mit den Seemächten eine Defensivallianz auf die Dauer von zehn Jahren (26. Mai und 20. Juni 1701). Dem Kaiser stellte er 8000 und den Seemächten 12000 Mann Hülfstruppen zur Verfügung. Diese dänischen Soldaten schlugen sich heldenmüthig in Italien unter Prinz Eugens Führung und liessen ihr Blut auf den Feldern von Höchstädt und Ramillies, so dass selbst der Feind Worte der Hochachtung für sie hatte. Es wurmte die französische Regierung nicht wenig, dass König Friedrich die dargebotene Freundschaft auf solche Art zurückgewiesen; sie kehrte ihren Aerger bei allen Gelegenheiten hervor. So brachte der Gesandte Chamilly die gereizte Stimmung seines Hofes in Kopenhagen ziemlich roh zum Ausdruck, indem er durch einen läppischen Rangstreit die Hofgesellschaft brüsquirte und sogar einen unerhörten Eingriff in die dänische Gerichtsbarkeit wagte. Er gewährte einem nach den Landesgesetzen verurtheilten aristokratischen Verbrecher in seinem Hause Aufnahme, um ihn unter dem Schutze der Exterritorialität der gerichtlichen Verfolgung zu entziehen. Es kam zu einem grossen Skandale, welcher mit der schimpflichen Abberufung Chamillys endete. Dieser Vorfall wurde lange nicht vergessen. — Nach den niederländischen Erfolgen der dänischen Truppen bereitete man in Paris dem Gesandten König Friedrich, Meyerkron, auf jede erdenkliche Weise Unannehmlichkeiten. Derselbe hatte nämlich im Gespräche die Aeusserung fallen lassen, die dänischen Soldaten könnten

nicht vor Ende Mai in Brabant anlangen, und doch verhalfen sie bereits am 23. des Monates dem Herzoge von Marlborough zum Siege. Der arme Meyerkron musste seine Unvorsichtigkeit bitter büssen. Man drängte ihn und seine Familie förmlich aus dem Lande heraus und liess es ruhig geschehen, dass der fremde Gesandte auf der Fahrt thätlich angegriffen und eines jungen Begleiters beraubt wurde. Dänemark hat in der Folgezeit keinen „Ambassadeur", sondern nur noch einen Sekretär und Geschäftsträger nach Frankreich gesandt.

Dazu kamen die Räubereien französischer Schiffe in dänischen Gewässern. So nahm der Admiral Fourbin bei Vardoehuus am Nordkap holländische Schiffe fort und liess der Besatzung sogar auf dänischem Boden nachsetzen. Friedrich verlangt eine Genugthuung für die „Violirung seines Territorii und Stroms". Man machte leere Worte und Ausflüchte. All dies verstärkte die Missstimmung Dänemarks gegen Frankreich.

Meyerkrons Nachfolger und Wernickes unmittelbarer Vorgänger war der Kanzleirath Gotthard Braem gewesen, der nur während 18 Monate Dänemark in Paris vertreten hat[187]), ein Mann ohne Initiative und besondere Begabung[188]): und doch fiel seine Wirksamkeit in eine Zeit, wo der französische Hof aufs Neue eine Verbindung mit Dänemark anstrebte[189]). König Friedrich hatte sich über seine Alliirten zu beklagen. Denn während er ihnen ein beständiger Bundesgenosse war, musste er zumal bei England eine betrübende Theilnahme für Gottorp und Schweden, die geschworenen Feinde des dänischen Reiches, entdecken. Hier setzte Frankreich seine Hebel an, um sich selbst diesen „beständigen Bundesgenossen" zu gewinnen. Zunächst suchte man Friedrich durch vortheilhafte Versprechungen zu bewegen, die geliehenen Truppen aus dem Heere der Alliirten zurückzuberufen. Doch der König hielt treu den Vertrag. Er hatte keinen Grund sich diesem Frankreich zuzuwenden, welches selbst die Forderung äusserlicher Achtung nicht erfüllte. Ludwig behandelte Däne-

mark wie einen Staat zweiten oder dritten Ranges, dessen Oberhaupt er nicht einmal mit dem Titel „Majestät“ ehrte. Diese Titelfrage war die eigentliche partie honteuse des ganzen Verhältnisses. Für Friedrich aber war jede Verständigung mit Frankreich ausgeschlossen, solange das Zeremoniell nicht geregelt worden.

Die Instruktion, die Wernicke empfieng, ergeht sich weitläufig über die ihm obliegenden Pflichten. Im allgemeinen Theile wird eine gewissenhafte, wahrheitsgetreue Berichterstattung über die Vorkommnisse am französischen Hofe, in den Heeren und vornehmsten Seehäfen gefordert. Ferner liegt dem Residenten der Schutz des Handels und der Schifffahrt Dänemarks, sowie der in Frankreich lebenden dänischen Unterthanen ob. Dem französischen Hofe gegenüber soll sich Wernicke höflich, dienstfertig und gefällig zeigen, soweit sich dieses mit dem Interesse seines Königs verträgt. Unter den politischen Punkten der Instruktion sind nur zwei wichtig. Dem neuen Beamten wird es besonders an das Herz gelegt, die Schwierigkeit, die der König von Frankreich wegen der Titulatur mache, zu heben und die Beseitigung des Schiffsreglements vom 23. Juli 1703, insofern es auf Dänemark Bezug hat, zu betreiben. Auf Grund dieser Bestimmung nämlich wurden die bei Frankreichs Feinden gekauften Schiffe von Frankreich als feindliche behandelt, die schwedischen ausgenommen, die man als befreundet ansah. Das Recht, welches Schweden zur See genoss, wünschte die dänische Regierung auch für ihre Unterthanen zu erlangen. Von einem Bündniss steht in der Instruktion nichts.

Dies war der Entwurf für Christians nächste Wirksamkeit. Er besitzt die Kompetenzen eines diplomatischen Agenten höherer Art, eines fürstlichen Geschäftsträgers (Chargé d'affaires) ohne besonderen politischen Charakter, des Mittlers, der zwischen beiden Regierungen Höflichkeiten austauscht und die nothwendigsten Geschäfte erledigt. Er selbst nennt sich einmal treffend „un petit Ministre“. Wichtige politische

Aufgaben, deren Lösung den klugen, gewandten Kopf gezeigt hätte, gab es vor der Hand nicht. Vorurtheile zu beseitigen, einen schroffen Bruch zwischen den beiden Mächten zu verhüten, kleinliche Etikettefehler wieder gut zu machen, das waren Wernickes nächste Pflichten.

Er erscheint fast nur als Organ; eine selbstständige Meinung soll er eigentlich blos dann haben, wenn man sie von ihm verlangt. Und doch verwebt er in die scheinbar trockene und einseitige Wiedergabe dessen, was man ihm aufgetragen, die eigene Meinung fein und unwillkürlich, so dass die ganze Angelegenheit im Lichte seiner Ansicht erscheint. Oft geht er auch wohl einen kleinen Schritt weiter als er darf, — doch schnell erfolgt eine Zurechtweisung seitens der Regierung[190]).

So unbedeutend diese Stellung äusserlich erscheinen mag, in manchen Beziehungen war sie es nicht, vornehmlich was die politische Berichterstattung im Allgemeinen anbetraf. Denn weil zu jener Zeit Paris der Hauptboden der europäischen Politik war, so konnte ein scharfer Beobachter der Menschen und Dinge seiner Regierung indirekt manchen guten Dienst leisten. In dem Verkehr der einzelnen Gesandten mit einander zeigte sich nicht selten, was an den verschiedenen Höfen selbst vorging; die Stimmungen der Heimath wiederhallen in der Fremde.

Mit unbefangenem Sinn und ohne zu verrathen, dass er ein Neuling auf seinem Posten ist, tritt Wernicke sein Amt an. Dem Premierminister Torcy, von dem er zuerst empfangen wird, bleibt er keine Antwort schuldig; das Gespräch weiss er zu führen wie ein gewandter Hofmann, und die Gebräuche der Diplomatie sind ihm so geläufig, als ob er sie immer geübt hätte. Dabei ist er offenherzig und spricht gerade heraus: „Der Erfolg meiner, des bescheidenen Sekretärs, Sendung hängt nur von dem guten Willen des Hofes ab“.

Am 8. Januar 1709 hat er die erste Audienz bei Lud- 1709
wig XIV.

Das Werk des Ausgleiches, soweit sich dieses auf die Titulatur und die Korrespondenz der beiden Monarchen bezieht, glaubt Wernicke sofort beginnen zu müssen. Es war wohl ein wenig zu früh, denn Torcy äusserte sich durchaus in verneinendem Sinne: Jene Form der Titulatur sei hergebrachte Sache und solle wahrlich den König von Dänemark nicht herabsetzen. Der König von Frankreich habe zum Beispiel nie daran Anstoss genommen, dass die Republik Venedig ihm nicht anders als „Illustrissimo Franciae et Navarrae regi" schriebe, ein Titel, dessen sich mutatis mutandis jeder Graf oder Baron erfreue. Wenn man aber trotzdem einen grossen Unterschied darin sahe, dass der König von Dänemark den König von Frankreich als „Serenité" und Ludwig XIV. den Dänenkönig nur „Vous" anrede, so solle man bedenken, dass Frankreich dieses Vorrecht schon seit unzähligen Jahren besitze und sich nicht desselben begeben könne, ohne dadurch eine Willfährigkeit an den Tag zu legen, die, bei jetziger Beschaffenheit der Verhältnisse, als Schwäche wurde gedeutet werden. Wernicke giebt sich hiermit nicht zufrieden und wendet unter Anderm freimüthig ein: Das alles bedeute nichts, bevor man nicht wüsste, wie der König die Republik Venedig *behandle*. Er hatte sich einen besseren Erfolg versprochen und geräth, als er das Gegentheil wahrnimmt, in nicht geringe Aufregung. Torcy sucht ihn zu beruhigen. Dergleichen Angelegenheiten erledigten sich nicht auf den ersten Schlag[191]). Im Uebrigen berührt der Minister schon hier die Zurückberufung der dänischen Truppen und spielt auf die Mediation Dänemarks im künftigen Frieden an. Wernicke erklärt sich in Bezug auf diese beiden Punkte vorläufig noch nicht instruirt und verlässt Torcy, nicht ohne von ihm ein Schmeichelwort über seine Sendung, seine Persönlichkeit und sein Auftreten vernommen zu haben[192]). So verläuft die erste Unterhandlung mit dem französischen Hofe.

Inzwischen haben sich die Räubereien französischer Schiffe in dänischen Gewässern wiederholt. Ein Kaper von Dünkirchen nimmt ein englisches Schiff an der norwegischen Küste fort und raubt im Hafen von Asnaes dänische Unterthanen aus. Wernicke erhält vom Könige den bestimmten Auftrag, gegen solcherlei Gewaltthaten Abhülfe zu schaffen und eine gehörige Genugthuung zu verlangen. Mündlich und schriftlich macht Christian der französischen Regierung, welche die Angelegenheit zu verschleppen beabsichtigt, Vorstellungen. Er führt, pflichteifrig und hitzig wie er ist, in seinen Memoranden eine so energische Sprache, dass er von Seiten Torcys zeitweise eine sehr kühle Behandlung erfährt: „Sie sind der pressanteste Mensch von der Welt, und Ihre Note war ein starkes Stück — wir sind nicht daran gewöhnt, dergleichen zu bekommen", sagt der Minister und fügt hinzu: „Ein Beamter darf nicht so schnell Feuer fangen". Der Eifer des Pflichttreuen wird angesichts der Weitläufigkeiten, durch welche die französische Regierung den Streitfall hinziehen will, auf eine harte Probe gestellt. Wernicke muss sich zügeln, um nicht immer wieder gegen die Hofetikette zu verstossen. Die Unaufrichtigkeit der französischen Beamten empört seinen Gerechtigkeitssinn und ermüdet seine Geduld, er vergleicht sich in pathetischer Weise mit Ixion und meint, die Kälte, welche Torcy zur Schau trage, „könne selbst einen Heiligen rasend machen". Er erreicht nur, dass die Regierung den Schiffsführern Befehl ertheilt, die Unterthanen des Königs von Dänemark auf den Meeren künftig in Ruhe zu lassen und weder die befestigten Häfen noch die Küsten zu verletzen.

Durch die grossen Niederlagen am Unter- und Oberrhein, sowie in den spanischen Niederlanden, die der Successionskrieg im Gefolge hatte, erschöpft, suchte König Ludwig den Frieden; die Versuche, Friedensverhandlungen mit den Alliirten anzuknüpfen, währten schon seit dem Jahre 1705, doch waren sie bisher erfolglos geblieben. Nun wünschte Ludwig sich einen Vermittler, und sein Blick fiel auf König Fried-

rich IV. Unter dem 19. August gelangte eine Kabinetsordre an Wernicke, des Inhalts, dass Poussin, der französische Resident in Kopenhagen, angedeutet habe, die Mediation des Königs von Dänemark zwischen Ludwig XIV. und den Verbündeten würde der französischen Regierung willkommen sein. Wernicke habe zu „sondiren", durch welche Mittel die Mediation zu erlangen wäre. Dieses Vorgehen des französischen Geschäftsträgers war nur die Folge von Verhandlungen, die zwischen Wernicke und Torcy über jenen Punkt stattgefunden hatten. Nachdem der Premierminister schon im Juni von Wernicke ziemlich heftig die Zurückberufung der dänischen Truppen aus den Niederlanden verlangt, hatte er kurz darauf die Mediationsangelegenheit zur Sprache gebracht: König Ludwig sei bereit, die Vermittlung Dänemarks anzunehmen, wenn König Friedrich dieselbe anböte, und die Alliirten ihrerseits sie angenommen hätten. Wernicke berichtet darüber an seine Regierung: er selbst ist der Meinung, dass der König sich getrost zur Mediation anbieten könne. Statt einer bestimmten Antwort erhält er nur die Versicherung, dass die Regierung mit seinem Eifer sehr zufrieden sei: „Es ist der erste Trost, den ich während meines Aufenthaltes an diesem Hofe empfange, und ich achte ihn höher als alle Schätze der Welt", schreibt er dem Monarchen, doch unterlässt er es nicht, auf die Mediationsangelegenheit mit Nachdruck hinzuweisen[193]). Da für diesen überraschenden Fall in der Instruktion nichts vorgesehen war, und der dänische Hof dem Projekte abwartend gegenüberstand, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als dass er auf eine unverdächtige und sichere Weise die französische Regierung veranlasste, die ersten Schritte zu thun. Das war geschehen. Wenn auch der König (fährt Wernicke in dem angezogenen Schreiben fort) jetzt die Mediation anbiete und Frankreich dieselbe annehme, so sei dies eine blosse Förmlichkeit, denn thatsächlich habe Frankreich sie angeboten. Es ist ihm ein Lieblingsgedanke, seinem Monarchen „eine Ehre und einen Vortheil

so bedeutender Art verschaffen zu dürfen“[194]). Doch dringt er auf schnellen Entschluss, weil er weiss, dass Frankreich neben der dänischen auch noch auf die Bundesgenossenschaft Schwedens ein Auge geworfen hat.

Da entdeckt Wernicke etwas sehr Wichtiges: Petkum, gottorpischer Minister im Haag, ein Parteigänger Schwedens, unterhält eine heimliche Korrespondenz mit der französischen Regierung[195])! Ferner macht er die Beobachtung, dass man in Frankreich dem besiegten Könige von Schweden eine starke Neigung entgegentrage, so zwar, dass die französische Regierung dem Könige Stanislaus von Polen, der mit Karl zusammen gefallen war, eröffnete, sie werde ihr Mögliches thun, um dem Schwedenkönige wieder aufzuhelfen. Der aufmerksame Wernicke hat ein bedeutungsvolles Wort, welches Torcy bei einem Diner fallen liess, schnell begriffen: „Trotzdem heute der Schein dagegen sei, so würde man sicher noch einmal den König von Schweden eine grössere Rolle spielen sehen, als er sie je vorher gespielt hätte“. In dem Augenblicke, wo Dänemark sich rüstete, im Einvernehmen mit August von Sachsen, dem Zaren Peter und dem Könige von Preussen wieder den Krieg zu eröffnen, konnten diese Mittheilungen der Regierung nicht werthlos sein.

Inzwischen wird Torcy ungeduldig, da Wernicke keine Nachricht erhält, ob die Mediationsangelegenheit seitens Dänemarks betrieben werde, und spricht schon von einer „Indifferenz“ König Friedrichs. Wernicke selbst vermag weiter nichts zu thun und verlangt von Stöcken, dem dänischen Gesandten im Haag, emsige Arbeit. Wusste er doch, dass die Seemächte in diesen Mann ein unbegrenztes Vertrauen setzten. Doch Stöcken stirbt plötzlich, und damit rückt, wie Wernicke vorausgesehen hatte, die Mediationsangelegenheit immer mehr in den Hintergrund. König Friedrich bestand in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit darauf, dass die Alliirten ihn um seine Vermittlung *ersuchen* sollten, „worüber das rechte Tempo versäumet ist“[196]).

Da Dänemark den Kampf entschieden wieder aufgenommen hat und bei den unsicheren Zuständen in Schweden die Chancen eines Erfolges besitzt, geht Frankreich gegen Ende des Jahres einen Schritt vorwärts. Es bietet durch Wernicke, unter der Bedingung, dass Friedrich IV. alle Hülfstruppen aus den Niederlanden abberufe, ein Vertheidigungsbündniss an. Weil es zum Abschluss desselben eines ausserordentlichen und „charakterisirten" Gesandten bedarf, so will Wernicke gern zurücktreten; er begnügt sich damit, die Angelegenheit eingeleitet zu haben. Frankreich ist bereit, einen „Ambassadeur" nach Dänemark zu entsenden, und verhandelt über die Art der Beförderung mit Wernicke. Beide Theile gelangen zu der Ansicht, dass es das Beste sei, wenn Dänemark zur Einholung des Ministers eine Fregatte nach Dünkirchen schicke. Die dänische Regierung kommt, scheinbar willfährig, auf das Projekt zurück[197]), erklärt aber zugleich, dass es unmöglich sei, eine Fregatte nach Frankreich zu senden, theils wegen der vorgerückten Jahreszeit, theils „weil man dadurch vielen inconvenientzien exponiret seyn würde". Als oberste Bedingung stellt König Friedrich auf, dass der französische Gesandte „zumal in Bezug auf die Titulatur mit behörigen Creditiven müsse versehen sein". Es erfüllt den pflichteifrigen Unterhändler mit grosser Freude, dass der Hof endlich einmal den Anträgen Frankreichs Gehör schenke. Er glaubt an die Aufrichtigkeit der französischen Regierung; weiss er doch, dass König Ludwig, in seiner verzweifelten Lage, zu allen Bedingungen, die ihm den Frieden verschaffen konnten, bereit sei. Die Gertruidenburgischen Konferenzen, die seit dem Jahre 1709 stattfanden, waren an den unerhörten Forderungen der Alliirten gescheitert. Wernicke erkannte recht wohl, wie leicht im Augenblicke Vortheile von Frankreich zu erlangen seien, und beschwor seine Regierung, sich nicht an Förmlichkeiten zu hängen. Man bestimmt in Paris schon einen Gesandten, den Grafen Villesavin, der im geeigneten Augenblicke nach Dänemark abreisen kann; doch

die dänische Regierung rührt sich nicht. Wernicke verlangt sodann die Entsendung einer geeigneten Persönlichkeit nach dem Haag, die unmerklich auf die Mediation hinarbeite. Doch erst gegen Ende des Jahres wird Georg von Ahlefeldt delegirt. Damals war es schon zu spät, denn mit Frankreich hatte sich inzwischen der grosse Umschwung vollzogen, der den Erfolg des Krieges auf Ludwigs Seite brachte. Allgemach kamen die kriegenden Parteien zu der Anschauung, dass man, um Frieden zu schliessen, keines Vermittlers bedürfe. Damit fiel auch für König Friedrich die Idee einer Defensivallianz zwischen Frankreich und Dänemark fort. Inmitten seiner Unterhandlungen wird Wernicke von der Regierung im Stich gelassen, erhält sogar für einen Schritt, den er über seine Kompetenzen hinaus gethan haben soll, eine Rüge und muss auch noch den Unwillen des französischen Hofes über sich ergehen lassen.

Im August verbreitete sich die Kunde, Friedrich wolle seinen Vertrag mit den Alliirten wegen der Ueberlassung von Truppen erneuern. Torcy bringt dies sogleich zur Sprache: Der König von Dänemark solle sich die Konsequenzen einer Vertragserneuerung wohl überlegen; von Frankreich könne er dieselben Vortheile und Subsidien erhalten, wie von den Alliirten, und mit aller Sicherheit, die er sich nur wünschen möge [198]).

Dabei hatte es sein Bewenden. Weitere Versuche, den Dänenkönig zu gewinnen, werden nicht gemacht; Frankreich einigt sich mit Schweden, und der Friede mit den Alliirten kommt, wie gesagt, ohne Dänemarks Hülfe zu Stande.

Dagegen erzielte Wernickes Thätigkeit auf anderem Felde einen kleinen Erfolg. Er verschafft dem Könige von Preussen die Anerkennung des königlichen Ranges seitens der Republik Venedig. Das kam so. Wernicke unterhielt mit dem venetianischen Gesandten in Paris, Mocenigo, eine intime Freundschaft auf Grund der Sympathien, welche die Republik für den König von Dänemark hegte. Friedrich

hatte auf seiner italienischen Reise (1708) Venedig besucht und war dort glänzend aufgenommen worden. Zwischen den beiden Gesandten wird der Plan einer Allianz und eines Handelsvertrages für Westindien und die Levante vereinbart[199]). Friedrich hörte die Vorschläge Wernickes an und schrieb an die Republik einen verbindlichen Brief. Der Doge Giovanni Cornaro lässt darauf Wernicke seinen Dank aussprechen. Beide Gesandten sind der Hoffnung, dass ihr Werk zu Stande kommen werde, eine Hoffnung, die sich freilich nicht erfüllte. Kurze Zeit darauf erhielt Wernicke vom König den Auftrag, durch Mocenigos Vermittelung die Republik zu ersuchen, dass sie den König von Preussen als „Majestät" anerkennen möge. Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten: Der Doge wird die Sache dem Senate vortragen, welcher sich schwerlich weigern würde, dem Könige von Dänemark einen Gefallen zu erweisen[200]). Dies war denn auch der Fall.

Schon die nächste Zeit giebt Wernicke Gelegenheit, seiner 1711
Regierung einen guten Dienst zu leisten. Während des Jahres 1711 bereiten sich in der Politik die grossen Veränderungen vor, von denen oben gesprochen wurde: Königin Anna giebt die Leitung der inneren und äusseren Politik ihres Reiches in die Hände der Tories, die auf Beendigung des Krieges dringen, um den Herzog von Malborough zu entfernen. Man deutet der französischen Regierung an, dass man einem Sondervergleiche nicht abgeneigt sei. Dazu kam, dass am 17. April Kaiser Josef das Zeitliche segnete und Karl, der spanische Kronprätendent, den Thron der Habsburger einnahm. In der Vereinigung der gewaltigen habsburgischen Erbmonarchie mit dem Königreiche Spanien schien den Mächten eine grosse Gefahr zu liegen. England fällt zuerst vom Bunde ab, aber noch nicht offen, sondern zunächst im Geheimen. Im Juli wird der Dichter Prior, ein Freund Bolingbrokes, nach Paris gesandt, um eine Verständigung einzuleiten Wernicke ist der erste, der von einer gemeinschaftlichen Politik Englands

und Frankreichs Wind bekommt und seiner Regierung in zwei ausführlichen Depeschen davon Kenntniss giebt (21. und 25. September)[201]). Er erkennt den Zweck der Reise Priors und ist von dem Auftrage unterrichtet, den der französische Gesandte Mesnager mit nach London nimmt. Auch in Bezug auf das Verhältniss Frankreichs und Englands macht er eine Mittheilung, und zwar eine „betrübende": Prior hat dem französischen Premierminister im Falle, dass der Friede zum Abschluss gelangt, ein gemeinsames Vorgehen zur „Wiederherstellung" Karls von Schweden angetragen.

Diese wichtigen Nachrichten wurden in Kopenhagen natürlich sofort ausgebeutet. Den dänischen Gesandten zu London, Wien und im Haag wird im „höchsten Vertrauen" eine Abschrift von dem Berichte Wernickes übersandt, damit sie den verschiedenen Höfen von der überraschenden Neuigkeit Kenntniss geben können. Dies geschah, ehe noch ein kaiserlicher Beamter, selbst der kaiserliche Gesandte in London, Graf Gallas, irgend etwas über jene geheimen Verhandlungen in Erfahrung gebracht. So wurde Wernickes Name im Zusammenhange mit einer grossen „Entdeckung" erwähnt. Die Regierung drückt ihm ihre grosse Zufriedenheit aus und fordert ihn auf, fernerhin wachsam zu sein[202]). Wernicke verspricht, durch eine solche Anerkennung geehrt, doppelten Eifer und doppelte Aufmerksamkeit[203]).

Im Laufe dieses Jahres gelingt es dem klugen Beamten, mit Elisabeth Charlotte, der starksinnigen und edlen Herzogin von Orleans, in vortheilhafte Beziehungen zu treten. In Dänemark wüthet die Pest. Die Regierung ersucht Wernicke, er möge sich das Heilmittel des Arztes Helvetius gegen die Dysenterie, das in der französischen Armee mit so grossem Erfolge angewendet werde, verschaffen. Wernicke geht zu Helvetius, doch der Arzt will das Geheimniss nicht preisgeben. In seiner Verlegenheit kommt ihm der Gedanke, sich an seine erlauchte Landsmännin, die Schwägerin des Königs, zu wenden. Ihr, meint er mit Recht, könne der Arzt das

Mittel nicht vorenthalten. Noch an demselben Tage, wo Wernicke sie darum gebeten, sendet ihm die Herzogin mit einem liebenswürdigen Briefe Rezept und Gebrauchsanweisung: „Ich schätze mich glücklich, wenn ich zur Heilung der holsteinischen Bevölkerung etwas beitragen kann". Seinem Dankschreiben legt Wernicke Zeitungen aus Holland bei, welche der Herzogin sehr willkommen zu sein scheinen, denn sie bittet um mehr Neuigkeiten. Den Dank Wernickes weist sie mit einer feinen Bemerkung zurück: „Wenn das Heilmittel helfen kann, so ist es meine Sache Ihnen zu danken; haben Sie mir doch Gelegenheit gegeben, ein gutes Werk zu thun. Ihnen aber bleibt das Verdienst, mich um das Heilmittel gebeten zu haben". Das Wohlwollen der Herzogin gereicht Wernicke später zu grossem Nutzen.

Die Friedensverhandlungen gerathen durch den offenbaren Widerstand des Kaisers ins Stocken. Der Kampf entbrennt am Rhein aufs Neue, — „ein blutiges Nachspiel eines blutigen Krieges". Man hatte auf französischer Seite angenommen, dass die Einigung König Ludwigs mit England unmittelbar einen Vergleich mit Karl III. nach sich ziehen würde. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. In Anbetracht der veränderten Sachlage kommt Torcy auf den alten Plan eines Zusammengehens mit Dänemark zurück. Die Hilfsvölker, die bei den Alliirten stehen, möge der König jetzt zurückberufen, da sie durch den Frieden Frankreichs mit England ja doch frei würden. Wenn Friedrich diese Truppenmacht nicht dem Kaiser überlasse, könne er Subsidien von beträchtlicher Höhe (40,000 Reichsthaler pro anno) erhalten. König Friedrich begegnet dem Anerbieten nicht, wie früher mit sofortiger Ablehnung, sondern verlangt deutliche und ausführliche „propositiones"[201]) Und in der That werden bald darauf solche Propositionen von Seiten Frankreichs im Einverständnisse mit England gemacht. Im Vordergrunde steht die Allianz zur Beförderung des allgemeinen Friedens. Wegen der ernsten Kriegesverwickelungen im Norden sahen Frank-

reich sowohl als England gern einen Sonderfrieden zwischen Schweden und Dänemark, wobei sie selbst die Vermittler machen konnten. Wernicke wird der Träger dieser Idee. Er erhält von der französischen Regierung eine breit ausgeführte Denkschrift, in welcher der König von Frankreich einerseits die Zurückberufung der dänischen Truppen verlangt und andererseits seine Mediation in den nordischen Angelegenheiten anbietet. Am 1. und 8. April beschäftigt sich Wernicke mit dieser Denkschrift. Die Betrachtungen, welche er an dieselbe knüpft, sind scharf, zutreffend und objektiv. Nur davor warnt er, dieses neue Projekt ganz zu verwerfen. Man solle Frankreich durch Hoffnungen hinhalten und sich auf diese Weise eine Auskunft offen lassen; so könne man zugleich verhindern, dass König Ludwig sich mit Dänemarks Feinden verständige. Es erfolgt überhaupt keine Antwort, weil König Friedrich, dessen Heere zu jener Zeit in den deutschen Provinzen Schwedens grosse Fortschritte machten und im Begriffe standen, sich mit den Alliirten zu gemeinsamer Aktion zu verbinden, dem Zaren Peter und dem Könige von Preussen keine Veranlassung zum Misstrauen
1713 geben wollte. Torcy wird indessen ungeduldig[205]) und klagt die dänische Regierung bitter an, dass sie ihrem Beamten keine Instruktion zukommen lasse: „Man erinnert sich ja kaum, dass Sie in Paris sind", sagte er einmal spöttisch zu Wernicke. Doch wurde vorläufig weder der Gedanke eines Bündnisses noch die Mediationsfrage von den beiden Mächten in eine entscheidende Erwägung gezogen.

1714 Der Tod der Königin Anna und die plötzliche Rückkehr des Schwedenkönigs ändern mit einem Schlage den ganzen politischen Zustand in Europa. Kurhannover kommt auf den englischen Thron; König Georg setzt sich durch Kauf in den Besitz von Bremen-Verden, das Dänemark den Schweden abgenommen hatte, und tritt in die nordische Allianz ein. Karl XII. erkennt Preussens Sequester auf Stettin nicht an und treibt dadurch König Friedrich Wilhelm I. in den nor-

dischen Bund. Das alte Bündniss zwischen Dänemark, Polen und Russland zieht sich gegen den einen gemeinschaftlichen Feind fester zusammen, und England sagt sich in Folge seiner selbstständigen Politik von dem Einverständnisse mit Frankreich los.

Es war nun die Frage, wie sich die französische Regierung zu den neuen Verhältnissen im Norden stellen werde. Wernicke verfolgt mit grösster Aufmerksamkeit jede Bewegung am Hofe. Da erfährt er, dass Torcys Bruder, der Graf von Croissy, zum Gesandten in Stockholm bestimmt sei. Weil er, auf alte Erfahrungen gestützt, glaubt, es handle sich um eine Vereinigung Frankreichs mit Schweden, geräth er in nicht geringe Bestürzung. „Ich empfing einen Dolchstich, als man mir diese Nachricht hinterbrachte", berichtet er am 7. Dezember seinem Herrn. Er führt mit Torcy erregte Verhandlungen[206]), in welchen sich Frankreichs eigentliche Absicht enthüllt. König Ludwig gedenkt, da England ihn im Stiche gelassen, die Vermittlerrolle allein weiter zu spielen. Croissy geht nach Schweden, um einem heftigen Zusammenstoss der Mächte entgegenzuwirken oder wenigstens zu versuchen, den König von Preussen aus dem nordischen Bündniss zu ziehen. Obwohl Wernicke die Versicherung empfängt, dass Croissy Befehl habe, den König von Dänemark aufzusuchen und mit den Wünschen Frankreichs bekannt zu machen, bevor er nach Stockholm gehe, traut er doch dem ganzen Handel nicht recht. „Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Subsidien bald nachfolgen werden", fügt er seinen Auseinandersetzungen pessimistisch hinzu. Er unterlässt es bei keiner 1715
Gelegenheit, die dänische Regierung zu ermahnen, dass sie die Freundschaft Frankreichs nicht zu gering anschlagen und das üble Vorurtheil, welches der französische Hof offenbar jetzt gegen Dänemark nähre, auf eine passende Art beseitigen möge. Im Januar des Jahres 1715 war nämlich während einer Konseilssitzung Frankreichs Missstimmung zu scharfem Ausdrucke gelangt. Man hatte dem Könige, der zugegen

war, über die Rücksichtslosigkeit, welche Dänemark den französischen Vorschlägen gegenüber die Jahre hindurch an den Tag gelegt, Vortrag gehalten und ihm gerathen, dies zu ahnden. Wernicke beeilte sich seiner Regierung von diesem Vorfalle Kenntniss zu geben [208]).

Durch Vorstellungen solcher Art wird König Friedrich endlich bewogen, sich nach langem Schweigen zu äussern und seinem Beamten in Paris eine neue Instruktion zu senden, die Wernicke allerdings nicht befriedigte. Der König verwahrt sich gegen den Vorwurf, dass er unfreundliche Gesinnungen gegen Frankreich hege; ein solcher Vorwurf treffe seiner Ansicht nach allein den französischen Hof. Man versage ihm eine Ehrung, die man doch der Krone Schweden, dem Könige von Preussen und dem Herzoge von Savoyen als König von Sizilien zugestehe — das Prädikat „Majestät". Wünsche man in Paris wirklich einen „charakterisirten" dänischen Beamten, so solle Frankreich zuerst einen solchen, statt des Residenten Poussin, nach Kopenhagen entsenden und „die regulirung der Titulatur" vornehmen. Mit dieser hartnäckigen Erklärung ist Wernicke kein Dienst erwiesen worden. Er kann nur die alten Argumente wiederholen, die der französische Hof von ihm bis zum Ueberdruss vernommen hat. Der Arme wird in seiner misslichen Lage selbst von den französischen Ministern bedauert [209]).

An dieser Stelle müssen wir auf Wernickes allgemeine äussere Verhältnisse einen Blick werfen, zumal er im April jenes Jahres mit einer Denkschrift vor den König tritt, in welcher er seine Sorgen und seinen Kummer schildert. Schon ein halbes Jahr nach seiner Ankunft in Paris hatte er sich in Betracht der herrschenden Theuerung, des schwankenden Geldkurses (désordre dans la monnaie) [210]), der bevorstehenden Hungersnoth veranlasst gesehen, den König um eine Gehaltszulag von 500 Thalern zu bitten [211]). Sein Kredit ist schwach, weil die Gläubiger seines Vorgängers noch nicht befriedigt sind. Er vermag sich als Repräsentant eines grossen

Reiches kaum zu behaupten. Er besitzt kein Gefährt und muss zu Fusse gehen, während selbst die untersten Beamten der übrigen Gesandten in der Karosse fahren. — Dazu kommen die Ausgaben für die kostspieligen Reisen nach Fontainebleau und Versailles, sowie die grossen Kosten für die Beförderung der Depeschen. Er will keinen Luxus treiben, aber doch anständig leben, damit er seine Regierung würdig vertreten kann. Selbst am französischen Hofe fällt seine bedrängte Lage mit der Zeit auf. Das Schlimmste jedoch ist, dass die Auszahlungen des Gehaltes nicht regelmässig erfolgen. Oft sind zwei bis drei Vierteljahrsraten im Rückstande[212]).

Im Jahre 1711 endlich wird Wernickes wiederholten Klagen — er hatte eben die Entdeckung des englisch-französischen Einverständnisses gemacht — seitens der dänischen Regierung insofern Gehör geschenkt, als man ihm für die ausserordentlichen Reisen nach Fontainebleau und Versailles eine Sondervergütung in Aussicht stellt. Aber Monate vergingen, ehe Wernicke die Gelder ausgezahlt erhielt, so dass er sich in der „äussersten Niederlage" befindet[213]). „Das Leben, welches ich führe, kann nicht trauriger sein", schreibt er noch im Februar 1712. Der schwere Krieg erschöpft die Kassen des Landes, und die übrigen Gesandten Dänemarks erleiden das Gleiche wie Wernicke. Während aber die meisten seiner Kollegen noch andere Einnahmequellen haben als ihre Besoldung, ist Wernicke als vermögensloser Mann ausschliesslich auf die Gelder angewiesen, welche er als Beamter zu erhalten hat[214]). Aeusserlich sucht er seine Noth zu verbergen, und doch entgeht sie den Ministern, mit denen er zu verhandeln hat, nicht. Um die Wende des Jahres 1714 ist er, wie er selbst berichtet, mehr als 6000 Thaler schuldig. Bald darauf beschäftigt sich die französische Regierung amtlich mit diesen Schulden, und nun muss sich Wernicke entschliessen, dem Könige in einer ausführlichen Denkschrift über seinen Zustand, seine dringenden Bedürfnisse und die Unvermeid-

lichkeit eines traurigen Defizits völlige Klarheit zu geben, damit der französische Hof nicht „für ihn nachtheilige mesures nehmen möchte“[215]). Er rechnet vor, dass nach dem jetzigen Stande seiner Besoldung bei grösster Einschränkung der Ausgaben 743 Reichsthaler ungedeckt seien. Auf diese dringenden Vorstellungen hin beschliesst der König im Juli 1715, Wernicke 1000 Thaler Zulage zu gewähren, zahlbar vom 1. Januar jenes Jahres. Erleichtert athmet der bedrängte Mann auf; nur ein Wunsch bleibt ihm noch: die Rangerhöhung[216]).

Wernicke hatte recht gehabt, die Sendung des Grafen Croissy nicht ohne Besorgniss zu betrachten. Frankreich mischt sich über Gebühr in die Angelegenheiten des Nordens, so zwar, dass Croissy mit allen Kräften an einer Entzweiung des Königs von Preussen und der Alliirten arbeitet. Solange der Graf in Berlin weilt, ist Wernicke beunruhigt. Bald meldet er von einmaligen Subsidien, die Frankreich an Schweden gezahlt hat, bald von eifrigen Versuchen Karls XII., Truppensukkurs von der französischen Regierung zu erlangen. Allerdings kann er seinem Könige wiederum die Beruhigung geben, dass Frankreich keine entscheidenden Massregeln zu Gunsten Schwedens ergreift[217]).

Die Regierung Ludwigs XIV. neigt sich ihrem Ende zu. Wernickes Schilderungen von der zunehmenden Erkrankung und dem besorgnisserregenden Zustand des Monarchen, über die Hoffnungslosigkeit, das königliche Leben zu erhalten, über die Vorbereitungen zum Tode und die Ansprachen Ludwigs an die Ueberlebenden sind ergreifend. Am 1. September scheidet der Roi soleil von der Erde.

VIII.

In dänischen Diensten: 1715—1723.

Da Wernicke sich inzwischen in der Gunst der Herzogin Elisabeth Charlotte immer mehr befestigt hatte, so wurde ihm der Uebergang in die neue Regierung sehr leicht gemacht. Das Testament Ludwigs XIV. war vom Parlamente

umgestossen und Philipp von Orléans aus der Stellung des „Vorsitzenden in einem nach Stimmenmehrheit entscheidenden Rathe“ zum selbstständigen Regenten an des unmündigen Ludwig XV. Statt berufen worden. Man fürchtet Umtriebe seitens der Herzoge von Maine und Toulouse, Prinzen vom Geblüte des verstorbenen Königs, weil dieselben „das Geld mit vollen Händen ausstreuen“. Die Mutter theilt im vertraulichen Gespräche Wernicke ihre Besorgniss mit, es möchte Philipp durch Gewalt das „Recht der Regentschaft“ (ein schönes „Recht“!) streitig gemacht werden, und Wernicke versteht sich aus eigener Machtvollkommenheit dazu, der Herzogin die Hülfe seines Königs in Aussicht zu stellen, falls es ernste Unruhen gebe[218]). Elisabeth ist über die Parteinahme des dänischen Ministers hocherfreut, ohne zu verkennen, dass es sich hier nur um eine Höflichkeit handle, und macht ihrem Sohne sogleich Mittheilung davon, der Wernicke infolge dessen einen sehr gnädigen Empfang bereitet[219]).

Die dänische Regierung schenkt der Stellung Wernickes von jetzt an grössere Aufmerksamkeit als früher. Der König macht ihn zum Justizrath[220]), um auf diese Weise ihm eine geringe Entschädigung für die mühevolle und bisher so wenig erfolgreiche Thätigkeit zu gewähren. Doch am französischen Hofe genügte dieser Rang und Titel des Beamten keineswegs. Die Herzogin deutet Wernicke an, dass die Bezeichnung Sekretär in Frankreich kein Relief habe und eigentlich nur dem Bedienten eines Privatmannes zukomme. Die Titel „Kanzleirath“ und „Justizrath“ seien im Lande zu wenig bekannt, als dass man etwas Wesentliches dahinter vermuthe. Das Kabinet des Regenten werde ihm trotzdem offen stehen, doch wünsche man ihm auch nach Aussen hin mehr Ansehen und Achtung[221]). Wernicke macht seiner Regierung den Vorschlag, dass sie ihm in dem neuen Beglaubigungsschreiben, welches er erhalte, irgend einen diplomatischen „Charakter“ verleihen möge. Da aber König Friedrich mit der Rang-

erhöhung seines Beamten zugleich seine Politik Frankreich gegenüber hätte ändern müssen, so liess er den Wunsch Wernickes unerfüllt. Er befahl ihm vielmehr, in den Unterhandlungen Alles zu vermeiden, was „den hohen Alliirten einen ombrage verursachen könne", vor Allem aber die „Mediationsfrage" geschickt zu umgehen. Andererseits solle er dafür sorgen, dass Frankreich von den Subsidienzahlungen an Schweden abstehe[222]). Wernicke stellt darauf dem Regenten vor, dass eine Unterstützung Schwedens dem Wunsche Frankreichs, im Norden Frieden zu schaffen, gerade entgegenlaufe, weil dadurch König Karl in seiner Hartnäckigkeit nur bestärkt werde. Zudem habe der verstorbene König sein Versprechen gegeben, eine vollkommene Neutralität im Norden bewahren zu wollen. Der Regent läugnet es nicht, dass er Schweden Hülfsgelder auszahlen lasse[223]) und meint, dies sei ja das Geringste, was Frankreich als Garant des westphälischen Friedens dem Schwedenkönige gewähren könne. Nach einer solchen Erklärung musss Wernicke schweigen.

Bald darauf macht er den Versuch, seinem Herrn die Majestätstitulatur auf Umwegen zu verschaffen. Der König von Dänemark hatte der Herzogin-Mutter zu der Regierung ihres Sohnes ein Glückwunschschreiben übersenden lassen. Elisabeth antwortet mit einem deutschen Briefe[224]), dessen Brouillon sie Wernicke übergiebt, um von ihm zu hören, ob sie das Rechte getroffen. Wernicke äussert über die Benennung Monsieur (so hatte die Herzogin den König angeredet) sein Bedenken und fragt an, ob Elisabeth statt dieser gar zu familiären nicht lieber die passendere Anrede „Durchlauchtigster, grossmächtigster König" wählen möchte. Die Absicht des Beamten, seinem Herrn ein vom französischen Hofe kommendes Schriftstück in die Hände zu liefern, worin die gewünschte Titulatur angewendet war, trat so deutlich an den Tag, dass eine energische Ablehnung erfolgen musste. Die Herzogin weist mit klaren Worten jede Einmischung in

die hohe Politik zurück. „Frankreich ist leyder nur zulang in weiber händen gewesen, drum will ich an frau und töchtern ja an alle weiber in Frankreich das exempel geben sich in keine staats-sachen zu mischen“ — schreibt sie dem verblüfften Wernicke[225]).

Die kriegerischen Ereignisse im Norden haben inzwischen für Karl XII. eine bedrohliche Wendung genommen. Die schwedische Veste Strahlsund wird von den Alliirten am Ende des Jahres eingenommen; aus Deutschland gedrängt, flieht der Schwedenkönig in seine Erbstaaten, um fortan den Krieg gegen Dänemark und Russland allein zu führen. Frankreich beginnt allmählich entschieden zu den nordischen Verhältnissen Stellung zu nehmen. Das geschah in Folge der 1716
Annäherung Englands an den Regenten.

Königin Anna hatte den Stuart Jakob III. zu ihrem Nachfolger bestimmt, unter den Einwirkungen der Tories, deren Führer Bolingbroke war. Nach ihrem Tode bemächtigte sich aber der deutsche Thronerbe Georg Ludwig, Kurfürst von Hannover, der Regierung. Dieser schenkte der Partei der Whigs Gehör und setzte den Premierminister der Königin ab. Bolingbroke zog mit dem Prätendenten nach Frankreich, um von dort aus eine Verschwörung gegen die englische Regierung zu organisiren, die aber misslang. Solange Ludwig XIV. lebte, war Paris der Mittelpunkt aller unzufriedenen Tories. Philipp von Orléans neigt sich dem Könige Georg zu; es wird zwischen beiden Herrschern ein Bündniss vereinbart, welchem auch Holland beizutreten beabsichtigt. Die ersten Nachrichten von der französisch-englisch-holländischen Trippelallianz empfängt die dänische Regierung durch Wernicke, welcher auch zuerst von einem Zusammengehen des englischen Prätendenten mit Schweden erfährt[226]). Die schwedisch-jakobitische Vereinigung war durch den Grafen Görz zu Stande gebracht worden, der im Auftrage Karls XII. die europäischen Höfe bereiste, um Anhänger für die schwedische Sache zu werben. In Britannien und auf dem Festlande

hatte er sich mit den rebellischen Tories besprochen und war dann nach Paris gegangen, wo er die alten Bemühungen um die französische Gunst fortsetzte, aber abgewiesen wurde. Wernicke begegnete dem schwedischen Werber, der einst vor Tönningen an Dänemark schnöden Verrath begangen. „Der Herr Graf wagte nicht mich anzublicken, ein so seltsam Ding ist es um das Gewissen eines Feiglings und Verräthers", schreibt er an den König[227]).

Das Werden der Tripelallianz verfolgte Wernicke, einem königlichen Befehle gemäss, auf das schärfste und theilte früher als die andern Gesandten die näheren Bestimmungen des Bundes mit: Aus dieser Allianz wird der künftige nordische Friede hervorgehen, lautet der Schlusssatz seiner Betrachtungen. Zugleich machte er die Beobachtung, dass der Zar, welcher sich um diese Zeit von Dänemark loszumachen strebte, die Freundschaft Frankreichs suche.

König Friedrich empfindet angesichts der Tripelallianz eine leichte Eifersucht auf England, seinen Bundesgenossen, und erklärt sich plötzlich „sehr geneigt", wieder einen Briefwechsel mit Frankreich zu unterhalten. Er befiehlt Wernicke, gehörig zu „sondiren, ob man nicht zunächst dem Könige von Dänemark den Titel Majestät geben wolle". „Sobald die Schwierigkeit gehoben sein wird, wird man daran denken, Euch in den Stand zu setzen, mit mehr Distinktion an dem Hofe, wo Ihr Euch befindet, erscheinen zu können", heisst es in einer Verfügung vom 24. Oktober. Mit mehr Distinktion! Und doch hatte man Wernicke noch nicht einmal das neue Beglaubigungsschreiben geschickt, um welches er seit dem September des vorhergehenden Jahres unaufhörlich gebeten. Ohne dasselbe kann er gar nicht amtlich mit der französischen Regierung verkehren, und wenn er dennoch am Hofe Zugang findet, so hat er dies nur seiner langjährigen Thätigkeit und der Gunst der Herzogin zu verdanken. Bircherod, der um diese Zeit als Sekretär in Wernickes Dienste getreten war, schildert anschaulich, in welche

Verlegenheit sein Herr durch das Ausbleiben der „Lettre de créance“ versetzt wurde: „Es alarmirte ihn; er lebte zwischen Furcht und Hoffnung“. Darum fordert Wernicke auch nach Empfang der neuen Ordre vor Allem das Beglaubigungsschreiben. Ohne dasselbe sei er ausser Stande dem „Chef“ die königlichen Wünsche offen vorzutragen. In einer kurzen Vorbesprechung macht er den Premierminister de Huxelles, den Nachfolger Toreys, mit dem Auftrage seines Königs bekannt. Beide Minister beschliessen zunächst Mittel und Wege zu suchen, um zwischen den Kronen irgend einen Vertrag zu stiften, der zur Regelung der Titulatur benützt werden könne. Wernicke macht sofort seiner Regierung den Vorschlag, ihm zur Einleitung eines solchen Vertrages, vielleicht eines Handelsvertrages, die nöthigen Vollmachten zu übersenden: „Ich bedarf der Autorität, des diplomatischen Charakters“, ruft er aus [229]).

Nachdem (Ende Dezember) das Kreditive eingetroffen 1717
ist [230]), kann Wernicke sich im neuen Jahre dem Herzoge nahen, um demselben eine Denkschrift zu überreichen, in welcher er sowohl die Wünsche König Friedrichs als auch seine eigenen Vereinbarungen mit dem ersten Minister des Regenten klar und ausführlich darlegt [231]). Bei dem neuen schwierigen Geschäfte kommt ihm die Theilnahme der Herzogin zu statten. Elisabeth hatte, wie man weiss, zwar ausdrücklich erklärt, dass sie sich in politische Verhältnisse ernster Natur nicht mischen werde, doch mochten die eifrigen, aber vergeblichen Anstrengungen des Mannes, durch gute Leistungen sich selbst weiter zu bringen, ihr Mitgefühl erweckt haben, so dass sie sich entschloss, zum Vortheil ihres Schützlings Schritte zu thun. Sie suchte Wernicke die Geschäftsführung zu erleichtern, indem sie die Verbindung zwischen ihm und dem Regenten herstellte. „Als die Agentin Dänemarks beim Herzoge“ [232]), studirt sie fleissig die Denkschrift, um mit ihrem Sohne besser verhandeln zu können. Herzog Philipp macht Schwierigkeiten. Als er sich nämlich

zu Gunsten der dänischen Forderungen im Staatsrathe erklärte, fand er Opposition[233]). Es sei, meinte man, sehr gewagt, ein Recht des Vorranges, in dessen Besitz sich der König befinde, während einer Regentschaft leichthin fortzugeben. Doch die Herzogin wünscht es nicht, dass der Regent die Anträge Dänemarks in Bausch und Bogen verwerfe, sondern schlägt folgenden Ausweg vor: Wernicke soll von seiner Regierung eine im neuen Stile geschriebene Lettre de créance für Ludwig XV. verlangen; der Regent hingegen verpflichtet sich, bevor Wernicke das Schreiben öffentlich überreiche, schriftlich dazu, dass er in demselben Stile antworten werde[234]). König Friedrich erklärt sich mit keinem Worte. Was auch Wernicke in der nächsten Folgezeit verhandelt und räth, ist in den Wind gesprochen: „Pour amuser le tapis" sagen die Diplomaten[235]).

Es werden unbestimmte Gerüchte vom Haag aus verbreitet, dass man in Paris am nordischen Frieden arbeite. Wernicke soll sich hierüber äussern. Im September entdeckt er, dass im Haag, und nicht in Paris, thatsächlich ein „Freundschaftsbündniss", d. h. eine Defensivallianz, welche mittelbar die nordischen Angelegenheiten betrifft, zwischen Preussen, Frankreich und dem Zaren geschlossen werde[236]). Durch Wernicke erfährt also die dänische Regierung wiederum zuerst von einem wichtigen politischen Ereignisse, das König Friedrich auch angeht. Nicht einmal der dänische Geschäftsträger im Haag, dem Verhandlungsorte des Bündnisses, hatte gemerkt, dass etwas im Werke sei. Wenn auch zwischen den drei Mächten nichts beschlossen worden ist, was dem Könige von Dänemark zum Schaden gereichen konnte, so bedauert es Wernicke doch, dass der Zar und der König von Preussen bei dieser Gelegenheit so ganz ihres Bundesgenossen vergessen haben. „Wäre diese Angelegenheit", so schreibt er am 17. September, „hier und unter meinen Augen vor sich gegangen, so hätte ich — und hätte es mein Leben gegolten — meine besondere Rache genommen". — Erst durch

dieses Ereigniss wird die dänische Regierung bewogen, auf den Plan eines Freundschaftsvertrages oder Bundes zurückzukommen, der zwischen de Huxelles, der Herzogin und Wernicke besprochen worden war: „Sobald sich Wernicke geäussert habe, auf welchem Fusse der besagte Traité gemacht werden könne, solle er instruirt und zur Verhandlung autorisirt werden“[237]). Bald darauf trifft eine zweite Note ein, in welcher der König darauf dringt, dass der Geschäftsträger die Angelegenheit eifrig bei den Ministern betreibe und „sondire, was man wolle, einen Traité d'amitié oder commerce“: „Da wir denn nicht allein zu sothanem Werke alle mögliche facilitet beytragen, sondern dich auch mit zureichender Instruktion versehen werden“.

Da es sich nur um einen schicklichen Vorwand handelt, dem Konige von Dänemark die Majestätstitulatur zu verschaffen, so wäre, meinte der französische Premierminister, ein „Traité d'amitié“ hinreichend; man könne ihn als eine Art Vorvertrag für eine enge Defensiv- und Handelsallianz betrachten. Wernicke hält seinerseits einen Sondervertrag mit dem Regenten für nothwendig, kraft dessen König Friedrich dem Herzoge von Orléans, im Falle, dass der minderjährige König sterbe, die Thronfolge in Frankreich sichert[238]). Vor allem jedoch verlangt er einen „Charakter“, damit der Regent mit ihm in Ehren verhandeln könne. Monatelang harrt er schmerzlich auf einen Entschluss seines Herrn. Erst im Mai des folgenden Jahres zieht die dänische Regierung 1718
Wernickes Vorschläge in eine ernste Erwägung: „Es werde alles darauf ankommen, dass man erst die Sache wegen der Titulatur festsetze, sodann würde der König alle Willfährigkeit zeigen. Spräche man sich favorablement aus und bringe man in specie die Angelegenheit mit der Titulatur zur völligen Richtigkeit, so solle Wernicke den Charakter eines Envoié extraordinaire nebst einiger Verbesserung der Appointements-Gelder erhalten“[239]). Dies ist ein förmlicher Antrag, auf den der König eine formliche Antwort erwartet.

Mit neuen Schwierigkeiten hat Wernicke zu kämpfen. Die dänische Regierung trifft eine Massnahme, welche die Verhandlungen in Paris hemmt. Der französische Gesandte in Stockholm, la Marck, hätte nämlich die Freiheit, seine Briefe über den Sund gehen zu lassen, missbraucht und war dafür von Dänemark in der Weise bestraft worden, dass man ihm jene Erlaubniss nahm. Wernicke beschwört den König, das Verbot aufzuheben, denn es war dadurch eine peinliche Spannung zwischen der französischen Regierung und dem unschuldigen dänischen Geschäftsträger eingetreten, die beseitigt werden musste. Mit leeren Worten speist man ihn ab, und so scheitern seine besten Absichten. Die Gunst des Königs, welcher ihm am 26. Juli die Würde eines Staatsrathes verlieh, hob ihn über die bitteren Enttäuschungen hinweg. Er schlägt diese Gnade um so höher an, als er weiss, dass der Monarch eine Zeit voll schwerer Sorgen durchlebt.

Denn trotz der kriegerischen Erfolge standen die Dinge in der Heimath nicht zum Besten. Der Zar hatte sich von Dänemark und England getrennt, um einen Sonderfrieden mit Schweden einzugehen, über den zu Lafoe Verhandlungen gepflogen wurden. Er versprach unter Anderm dem bevollmächtigten schwedischen Minister Görz, der bekanntlich mit dem englischen Prätendenten gemeinschaftliche Sache machte, dem Stuart gegen Georg I. zu Hülfe zu kommen. Nun schlug der König von England seinerseits Schweden einen Sonderfrieden vor, der vorläufig nicht zu Stande kam. Karl XII. wartet den Ausgang der Lafoer Verhandlungen nicht ab, sondern fällt, vom Kriegsteufel gejagt, in Norwegen ein und legt sich vor die Festung Friedrichshall. König Friedrich, dem es nicht an zäher Ausdauer, wohl aber an Geschwindigkeit und Klarheit im Entschlusse fehlte, befand sich, von seinen Bundesgenossen verlassen, über die Politik, die zu befolgen war, in arger Verlegenheit. Er beschliesst, die Rathschläge Vieler anzuhören, um danach seine eigenen Massregeln zu treffen. Zu diesem Zwecke fordert er von

allen bedeutenden Beamten seines Reiches Gutachten darüber ein, „ob und auf welche Bedingungen hin er einen Frieden mit Schweden suchen, oder ob er den Krieg fortsetzen solle“; im letzteren Falle verlangt er Vorschläge, „durch was für Allianzen er sich am vortheilhaftesten stärken könne“. Auch an Wernicke ergeht diese Aufforderung. Von der Auszeichnung überrascht, schreibt er: „Tausend Dank Eurer Majestät, für die schmeichelhafte Anerkennung, die meinem Eifer zu Theil geworden; gefalle es Gott, dass meine Fähigkeit diesem Eifer gleichkomme. Ich würde der glücklichste Mensch von der Welt sein, wenn ich Eurer Majestät dienen könnte“ [240]). Das Schriftstück, welches seine Vorschläge enthält, ist leider verloren gegangen. Jedenfalls hat etwas von einer französischen Allianz darin gestanden, denn in einer Unterredung, die er Mitte Oktober mit dem neuen Premierminister Dubois hat, äussert er sich etwa so: „Es ist wahr, die Treulosigkeit unserer Verbündeten hat unsere Angelegenheiten ein wenig in Unordnung gebracht; wir bedürfen einer Ermuthigung, und Seine Königliche Hoheit ist im Stande sie uns zu geben“ [241]).

Durch die glückliche Beilegung der „Affaire Marck“ wird der Boden für neue Verhandlungen geebnet. Der König von Dänemark sah sich nach Stützpunkten und festen Anschlüssen um. Darum liess er gegen Ende des Jahres — die Verfügung ist vom 20. Dezember datirt — der französischen Regierung durch Wernicke ein ernstgemeintes Handelsbündniss antragen; seinem Geschäftsträger ertheilt er die unumschränkte Vollmacht, die Verhandlungen nach eigenem Ermessen zu führen [242]), „damit der französische Hof sehen möge, dass es Unss ein rechter Ernst sey“, wie es in dem Begleitschreiben heisst. Zu diesem Entschlusse Friedrichs wirkte auch die Eifersucht auf Holland mit, welches durch die Quadrupelallianz für seinen Handel Vortheile erlangt hatte. Wernicke ging tapfer an das Werk, musste aber schon bei den ersten Besprechungen mit der französischen Regierung böse Erfahrungen machen. Dubois erklärte ihm, man sei im besten

Falle einem einfachen Freundschaftsvertrage geneigt, stelle aber die Bedingung, dass der König von England in das Vertrauen gezogen werde. Frankreich steht auf dem Punkte, sich mit der englischen Regierung über den Frieden zu einigen, und möchte darum dem Könige Georg nicht gern „quelque sujet de jalousie“ geben. Man verlangt dänischerseits hierauf von Wernicke einen nur für den König bestimmten Entwurf des besprochenen Vertrages. Doch Wernicke wird bald jeder weiteren Bemühung enthoben, denn der Regent eröffnet ihm, dass er aus bekannten Gründen augenblicklich jedem festen Engagement mit Dänemark entgegen sei[243]).

Nachdem Karl XII. in den Laufgräben von Friedrichshall sein Leben gelassen hatte, beeilte sich Georg I. der neuen Regierung in Schweden seine Friedensvorschläge zu wiederholen. Diesmal mit mehr Erfolg als früher. Er erhält die Herzogthümer Bremen und Verden und kann nunmehr im Verein mit Frankreich das „Pacifikationswerk des Nordens“ betreiben. Indessen setzen Dänemark und Russland den Krieg fort, um einen recht günstigen Frieden zu erzielen. Sie meinten, Schweden müsse, um die neue Verfassung zu befestigen, bald um jeden Preis den Frieden suchen. Darum erhielt Wernicke auch die strenge Weisung, in den Gesprächen mit Dubois „über Friedensverhandlungen Moderation zu bewahren“. Der Zar richtet an der schwedischen Küste greuliche Verwüstungen an und Friedrich dringt durch Norwegen erfolgreich in Schweden ein. Nunmehr sucht König Georg Dänemark zu bestimmen, mit Schweden Frieden zu machen. Er bietet dem früheren Bundesgenossen seine Vermittlung an und sichert ihm das ganze Herzogthum Schleswig sowie den Sundzoll; im Falle, dass der König den Frieden ausschlage, droht England sich mit Schweden zu verbinden und seine Schiffe in die dänischen Gewässer zu entsenden. Kurz darauf trägt auch Dubois im Namen des Regenten Wernicke die französische Mediation an[244]). Friedrich entschied sich schnell auf Englands Anerbietungen einzugehen

und schloss am 30. Oktober mit Georg I. eine „Friedenskonvention", welche ein Monat später ratifizirt wurde. Eine Verfügung vom 21. Dezember belehrt Wernicke über den Inhalt jenes Vertrages und verbreitet sich besonders über die „Garantie von Herzogthumb Schleswig Gottorfischen Antheils". Wernicke hat die gleiche Garantie von der Krone Frankreich zu verlangen. Darüber entstehen allerlei formale Schwierigkeiten, die Wernicke in den nächsten Monaten viele Arbeit und grossen Aerger bereiten. Der Regent will die Garantie nicht eher geben, als bis „der Friedensvertrag mit Schweden signirt sei". Vergeblich beruft sich Wernicke darauf, dass ihm der Premierminister noch vor Kurzem erklärt habe, „das sei eine ausgemachte Sache" [245]).

Mit der Antwort Frankreichs unzufrieden, giebt die dänische Regierung ihrem Vertreter den strengen Auftrag, die fragliche Garantie zu verlangen, und zwar „auf dem gleichen Fusse, wie der König von Grossbritannien sie in der Konvention vom 30. Oktober gegeben". Man fordert, dass die Garantirung dem eigentlichen Akte der Mediation vorhergehe [246]). Zwischen der englischen und französischen Garantieleistung war ein Unterschied. König Georg hatte den Besitz des Herzogthums Schleswig im Falle eines günstigen Friedensschlusses bereits 1715 Dänemark verbürgt, als er in die nordische Allianz eintrat, und jetzt die alte Bürgschaft nur erneuert. Frankreich aber wollte nicht eher etwas gewährleisten, als bis seine Mediation thatsächlich angenommen, d. h. Dänemarks Friede mit Schleswig unter französischer Vermittlung zu Stande gekommen und König Friedrich in den friedlichen Besitz des Herzogthums gelangt sei. Dagegen verlangt Wernicke ein ähnliches Schriftstück, wie der König von England es gegeben, und sein Eifer führt ihn so weit, dass Dubois äussert, jeder Andere an seiner Stelle hätte Wernickes Abberufung verlangt [247]). Die Unterredungen, welche er mit dem Premierminister führt, sind lang und heftig, und seine Berichte werden breit und wort-

reich. Zu allen Qualen, die er wegen der eigensinnigen Forderung des Königs auszustehen hat, muss er noch Vorwürfe hinnehmen: er solle sich alle Raisonnements ersparen und nur mit den Dingen beschäftigen, die den königlichen Dienst betreffen [248]).

Trotz der bündigen Erklärungen Dubois' fordert Dänemark noch einmal, dass die Garantie sogleich ausgestellt werde. Die französische Regierung ist entrüstet und beharrt auf ihrem Entschlusse [249]). Nun schränkt der König von Dänemark seine Forderung dahin ein, dass die Garantie wenigstens nach der Ratifizirung der Friedenspräliminarien und nicht erst nach dem formellen Friedensschlusse gegeben werde. Dies erreicht Wernicke mit vieler Mühe [250]). Bald darauf jedoch kehrt die dänische Regierung aus nichtigen Gründen zu der alten Forderung zurück. Wernicke solle dafür sorgen, dass die Garantie vor der Ratifizirung der Präliminarien, die inzwischen aufgestellt und von den verantwortlichen Ministern gezeichnet sind, eingeliefert werde. Dubois geräth darüber in hellen Zorn. „Macht Euren Frieden, und wenn Ihr ihn gemacht habt, wird Frankreich Euch die Garantie gewähren und zwar lediglich zu Gunsten Schwedens!“ [251]). Nach dieser geharnischten Erklärung lässt sich der König von Dänemark aufs Neue zu einer Herabminderung seiner Wünsche bestimmen [252]), doch Wernicke erhält von der französischen Regierung überhaupt keine entschiedene Antwort mehr und lebt lange Wochen in Angst und Ungewissheit. Dubois selbst gesteht ihm, nachdem die Garantie nach Schweden abgegangen und alles auf das Beste erledigt ist: „Das Geschäft, welches Ihnen oblag, war dornenvoll; man hat Sie leiden lassen, von der einen und von der anderen Seite. Was mich betrifft, so habe ich Sie gerade dadurch gut kennen gelernt. Sein Sie meiner Freundschaft versichert und erhalten Sie mir die Ihrige“.

Als sich seine Beziehungen zur französischen Regierung von Tag zu Tag besserten, nahm er die Unterhand-

lungen wegen des Vertrages und der Titulatur wieder auf. Mit einem ganz neuen Beweisstücke trat er vor Dubois: einem Briefe Heinrichs IV. von Frankreich an Christian IV. von Dänemark, worin sich beide Herrscher „Majestät" titulirten. Doch findet er die Regierung sehr zurückhaltend. Die Salbung des jungen Königs steht bevor und die Regierungsprincipien nehmen eine neue Wendung. Wernicke muss infolgedessen vorsichtig auftreten. Seine Unterhandlungen werden plötzlich durch Gerüchte gestört, die er aus dem Munde Dubois (dieser ist inzwischen Kardinal geworden), vernimmt. Die französische Regierung werde benachrichtigt, dass man am dänischen Hofe Wernickes Zurückberufung betreibe, weil man ihn nicht aufgeweckt genug befunden habe. „In Dänemark scheinen sie zu glauben, dass man sich hier nur zu bücken brauche, um zu nehmen", fügt der Minister bitter hinzu[254]). Da bricht der bestürzte Mann in diese Worte aus: „Lassen Sie mich, der ich dreizehn Jahre lang meinem Könige treu gedient habe, meine Laufbahn glücklich vollenden, indem sie mir das Einzige gewähren, was mir bleibt, um meinen König ganz zufrieden zu stellen. Sie haben mir schon Wichtigeres zugestanden. Dies hier ist nur eine einfache Sache des Ceremoniells. Es ist die einzige und vielleicht die letzte Gnade, um die ich Sie angehe". Doch der Kardinal weigert sich, weiter mit ihm zu verhandeln, bevor die Ursache des Gerüchtes aufgeklärt sei.

Eine königliche Note bezeichnet die Nachricht von Wernickes Abberufung als falsch: Man sei im Gegentheil mit ihm zufrieden und verlange, dass er die Verhandlungen über Traktat und Titulatur „seiner Pflicht gemäss" fortsetze. Jene Aeusserung Dubois' betrachtet man am dänischen Hofe, vielleicht mit Recht, als eine leere Ausflucht[255]). Wernicke jedoch ist nicht der Ansicht, dass der Premierminister das Gerücht nur erfunden habe, um einer Antwort auf seine Anträge auszuweichen. Er kennt ihn zu gut, um nicht zu wissen, dass dergleichen Ränke seinem Charakter fremd sind.

Nicht ohne innere Erregung hat der Kardinal von dem Gerüchte zu ihm gesprochen[256]).

1722 Zu allem Missgeschick kommt auch noch der Verlust seiner treuen Helferin: Elisabeth Charlotte scheidet am 8. Dezember 1722 aus dem Leben. Der Tod der edlen Frau versetzt ihn in Bestürzung und Betrübniss. Die Worte, welche er ihrem Heimgange widmet, sind warm empfunden: „Freimüthig bis zur Naivetät, eine Feindin aller Niederträchtigkeit, kannte diese Fürstin ihren Wirkungskreis genau und überschritt denselben nie. Sie war so edelmüthig und wohlwollend, dass alle Menschen rühmen, sie habe Keinem etwas Böses gethan. Auch wird sie allgemein beklagt und die Trauer, welche wegen ihres Todes angeordnet wurde, ist echt“ [257]). Er stellt dem Kardinal vor, dass man jetzt, wo das Ableben der Herzogin dem dänischen Hofe amtlich mitgetheilt werden müsse, eine gute Gelegenheit habe, die Titulaturfrage zu erledigen. Allein der Minister setzt ihm ein entschiedenes „Nein“ entgegen. So geht auch dieses Jahr erfolglos zu Ende.

1723 Bald darauf stirbt der Kardinal. „Neue Regierung, neue Pein!“ Bei dem Grafen von Morville, der an Dubois Stelle tritt, versucht Wernicke mit frischen Kräften sein Glück. Er unterrichtet den Minister von dem Stande seiner Angelegenheiten und wird von ihm zu neuer Hoffnung ermuthigt. Morville ist im Gegensatze zu dem Kardinal für einen Handelsvertrag, hegt aber gegen die „Vollmacht“ Wernickes formale Bedenken. Wernicke habe wohl eine Vollmacht erhalten, sei aber in dem Dokumente nicht als bevollmächtigter Gesandter bezeichnet worden. Wenn die französische Regierung ernstliche und bindende Unterhandlungen mit ihm führen solle, so müsse unter allen Umständen zuvor seine Ernennung zum „Plénipotentiaire“ erfolgen. Wernicke macht den König sofort mit dem Verlangen Morvilles bekannt, bemerkt jedoch dazu, dass eine solche Erhöhung eine beträchtliche Vermehrung der Repräsentationsgelder erfordere, also

mit neuen Kosten verbunden sei. Er klagt über den niedrigen Kurs der Speziesthaler und den starken Verlust, den er leider an seinen Einnahmen erfahre. Er kann so nicht weiter bestehen, abgesehen davon, dass er seit sechs Monaten „keinen Sol“ erhalten hat [258]).

Von Jahr zu Jahr haben sich Wernickes Geldverlegenheiten vermehrt. Oft ist er gezwungen, aus der Tasche seiner Freunde zu leben oder ein vortheilhaftes Schachspiel zu betreiben. Seine Gesundheit steht auf sehr schwachen Füssen, denn er leidet an Schwindelanfällen, die sich im vergangenen Jahre sogar zu einem Schlagflusse gesteigert hatten.

Die geschäftlichen Auseinandersetzungen und persönlichen Klagen Wernickes hatten diesmal einen ganz anderen Erfolg, als er erwartet hatte: Man berief ihn ab.

Die dänische Regierung wollte ihre Politik Frankreich gegenüber in entscheidender Weise ändern, glaubte aber, dazu eines jüngeren Mannes, einer frischeren Kraft zu bedürfen. Dem alten Beamten vertraute man nicht mehr. Der „ausserordentliche Gesandte“ wurde thatsächlich delegirt, allein es war nicht Wernicke, sondern ein gewisser Gottfried von Wedderkop. Auch trug er, wie Wernicke einst vorgeschlagen, ein Beglaubigungsschreiben in der Tasche, in welchem der König von Frankreich als Majestät angeredet war, welches er jedoch erst dann abgeben sollte, wenn er einen Revers erhalten, dass die Antwort Ludwigs XV. in gleichem Stile erfolgen werde [259]). König Friedrich übte Nachgiebigkeit, aber er übte sie nicht durch Wernicke, der Jahre lang dazu gerathen. Die Früchte seiner Arbeit zu ernten, war ein Anderer berufen.

Am 18. Oktober empfing Wernicke den „Rappel“, als er eben im Begriffe stand, einen hoffnungsreichen Bericht abzusenden: Der Regent ist auf Ansuchen Morvilles dem Plane eines Handelsvertrages insoferne nahe getreten, als er befohlen hat, Vollmachten für drei zu ernennende Commissäre auszustellen, die mit Wernicke die Unterhandlungen beginnen

sollten. Der Entschluss des Königs schlägt ihn zu Boden. Weil in der königlichen Verfügung nichts von einem anderen Posten oder von einer Pension erwähnt ist, verzweifelt er an Allem; glaubt er doch, dass er in Ungnade gefallen sei und seine Stellung als Beamter verloren habe. Allein, er legt dem Könige sein Wohl und Wehe an das Herz: „Sire, ich habe weder Verwandte noch Freunde in Kopenhagen. Ich erwarte die Bestimmung meines Schicksals aus Ihrem königlichen Munde! Fünfzehn Jahre lang habe ich an dem kleinen Hause gebaut, um bei Regen und schlechtem Wetter unter Dach und Fach zu sein". Der Zurückberufung vermag er im Augenblicke nicht Folge zu leisten. Er fürchtet, dass die schlimme Winterszeit seinem kranken Körper schade, und bittet, ihm bis zum Frühling Zeit zu lassen, damit er die Bäder von Bourbon besuchen und so seine Heilung in Frankreich vollenden könne. Noch immer hofft er, dass der König den Entschluss rückgängig mache. Wenn dies nicht mehr geschehen kann, so begnügt er sich auch mit irgend einer untergeordneten Stellung; der neue Gesandte, meint er, brauche gewiss als Berather einen Mann von Erfahrung. Wernicke hat sich zu sehr in Frankreich eingewöhnt und steht in einem Alter, wo man der Gewohnheit nicht mehr gern entsagt. Ihn plagen bittere Nahrungssorgen, denn er hat weder die Juli- noch die Oktoberrate ausgezahlt bekommen: „Geruhen Sie, Sire, sich eines treuen Dieners zu erinnern, der um so unglücklicher ist, als sein körperliches Leiden sich steigert, je näher die Tag- und Nachtgleiche kommt", schreibt er am 6. Dezember. Die Ungewissheit über seine Zukunft macht ihn kleinmüthig und verzagt.

1724 Der französische Hof zeigt sich, nachdem Wernickes Abberufung bekannt geworden ist, kalt, zumal seit dem Tode Philipps von Orléans neue Minister an das Staatsruder gelangt sind. Die Ernennung Wedderkops ist inzwischen erfolgt und wird Wernicke im Januar 1724 mitgetheilt: Er soll den Ankömmling „über die Verhältnisse am Hofe in-

struiren und ihm alle Schriftstücke, Dokumente und Briefschaften ausliefern“[261]). Am 8. April trifft Wedderkop ein, und Wernicke ist seines Amtes quitt.

In der ersten Zeit hält der neue Gesandte zu seinem Vorgänger. Er bittet sogar, dass ihm Wernicke zur Einleitung eines Handelsvertrages beigegeben werden möge[262]). Die dänische Regierung erreicht durch Wedderkop ebensowenig die Erfüllung ihrer Wünsche als durch Wernicke. Man findet den französischen Hof unbeugsam wie zuvor. Erst im Jahre 1727 kam ein Bündniss zwischen Frankreich und Dänemark zu Stande, nachdem Wedderkop schon lange seinen Posten verlassen.

So schied Wernicke gebrochenen Körpers und krank an Gemüth aus einem Amte, das er fünfzehn Jahre hindurch gewissenhaft und ernst verwaltet hatte. Er scheiterte an den Zeitverhältnissen; ihm fehlte weder der gute Wille noch die Tüchtigkeit. Seine Geistesgaben und Fähigkeiten gelangten in diesem engen Wirkungskreise nicht zu fruchtbarer Entwicklung, denn es fehlten die grossen Aufgaben, mit denen sie hätten wachsen können. Er war ein Beamter zweiten Grades, und das Gefühl, Grösseres leisten zu können, aber gebunden zu sein, bereitet ihm manche trübe Stunde. Er ist kein Staatsmann in des Wortes höherer Bedeutung, sondern nur ein brauchbarer Staatsdiener gewesen. Wo Thaten nicht sprechen, da mag der Wille für ihn reden. Er hat auf einem verlorenen Posten gestanden.

Der glühende Eifer, der ihn beseelte, verleitete Wernicke nicht selten, mehr zu thun, als ihm aufgetragen war, was denn nicht immer in gutem Sinne gedeutet wurde. Als ein treuer Knecht seines Herrn, hat er stets seine Pflichten brav und oft unter grossen Schwierigkeiten erfüllt. „Schweigen und tüchtig schaffen“, war seine Devise. Und stets wusste er seiner Person und seinen Handlungen, so geringfügig dieselben sein mochten, ein gewisses Ansehen zu geben, das auch die französische Regierung respektirt hat.

Trotz seiner beschränkten Verhältnisse trat Wernicke nach Aussen doch immer würdig auf und zählte seine Freunde unter den Personen der höchsten Gesellschaft. Kurz, er wusste etwas aus sich zu machen. Bei Hofe angesehen, verstand er es, sich schnell in die Grundsätze der verschiedenen Regierungen hineinzufinden. Sein Auftreten war bescheiden, doch energisch und rücksichtslos, wenn es sein musste. Das Schmeichelwort, welches Torcy ihm einmal sagte, enthält etwas Wesentliches: „Sie machen an diesem Hofe gar Viele eifersüchtig, besonders unter den fremden Ministern. Man begreift nicht, durch welche Vorzüge Sie sich das Wohlwollen des Kanzlers Pontchartrain zu erringen gewusst".

Wiewohl ihm nur geringe Aufgaben gestellt waren, hat Wernicke sich doch als gewandten, taktvollen Politiker gezeigt. Die verschiedenen politischen Ereignisse und Konstellationen der grossen Epoche, in die seine Thätigkeit fiel, hat er immer schnell überschaut, erkannt und richtig beurtheilt. Auch in die inneren Verhältnisse und Geschäfte Frankreichs gewann er Einsicht: Ueber das Finanz-, Bank- und Heereswesen hat er sich oft mit einer Kenntniss und Sicherheit ausgesprochen, die man bewundern muss. Seine unzähligen „Relationen" bieten ein Bild seltener Aufrichtigkeit und Pflichttreue; er meldet das Gute und das Schlimme ohne täuschende Beschönigung: „Ich suche in meinen Berichten weniger zu gefallen, als zu belehren", schreibt er einmal[263]). Die „exactitude", deren Wernicke sich rühmt, spricht sich in allen seinen Relationen deutlich aus; er verschweigt nichts von dem, was er erlebt und gethan, selbst auf die Gefahr hin, „langweilig zu werden"[264]). Die Gespräche, die er mit den französischen Ministern führt, giebt er in ihrer ganzen inneren und äusseren Belebtheit wieder, so dass man mitunter dramatische Szenen vor sich zu haben glaubt. Meistens geschieht dies freilich bewusst und mit Aufwendung stilistischer Künste, um Wirkung zu erzielen. Oft machte sich in den Depeschen auch Persönliches und

scheinbar Nebensächliches breit. Nicht ohne Eitelkeit und Ueberschätzung spricht Wernicke von seinen Leistungen, die er bei jeder Gelegenheit herzählt. Doch thut er dies mit solcher Offenheit und Naivetät, dass der üble Eindruck dadurch abgeschwächt wird. Während die Weisen im Kopenhagener Staatsrathe über die reichen persönlichen Mittheilungen Wernickes ungehalten ihre Köpfe schüttelten und mehr als einmal verlangten, er „solle sich concincte" fassen, so ist für uns gerade dieser Theil der Berichte wichtig geworden. Denn hier liegen die eigentlichen Quellen für die Biographie.

Wernicke muss recht fleissig gewesen sein. Da die Informationen sehr viel Zeit in Anspruch nahmen und Wernicke die Abfassung der Berichte selbst besorgen musste, so war er gezwungen, die Nächte zu Hülfe zu nehmen. Oft schläft er nur „une couple d'heures", um keinen Posttag zu versäumen. Seine Mittel gestatteten ihm nur während dreier Jahre, sich einen Kopisten und Sekretär zu halten. Dies war der bekannte Bircherod.

Die Zahl der Berichte, welche er vom 4. Januar 1709 bis zum 11. Oktober 1723 dem Könige schickte, stieg auf 1344! Dazu kommen unzählige Briefe und Depeschen an die königlichen Räthe v. Sehestedt, v. Wibe und v. Hagen [265]), ferner eine lange Reihe Noten und Denkschriften an Minister und Beamte des französischen Hofes, sowie an die ausländischen Gesandten in Paris, schliesslich die grosse Masse der politischen Cirkulare, welche er an die dänischen Gesandten in anderen Ländern und Städten (v. Weyberg, v. Waldersee, v. Hagedorn, v. Ahlefeldt, v. Stöcken, v. Söhlenthal, v. Rantzau u. A. m.) von Amtswegen zu senden hatte. Diese Briefe, Berichte und Noten sind, mit wenigen Ausnahmen, auf das sorgfältigste abgefasst, und zeigen einen gleichmässig durchgebildeten, geistvollen Stil und eine erstaunliche Gewandtheit in der Behandlung der französischen Sprache [266]). Selbst das rein Geschäftsmässige gewinnt Farbe in Wernickes Darstellung, und in den politischen Auseinander-

setzungen pulsirt das frische Leben des Tages. Bircherod bemerkt einmal zu dem „Memoriale“ aus dem Jahre 1717: „Dies Schriftstück wird jeder, der die französische Sprache versteht, estimiren. Alles, was Wernicke im Französischen schrieb, war hochgeachtet“.

Das Element der Satire, welches einen Theil von Wernickes Natur ausmachte, kam dabei reichlich zur Geltung. Die äussere Pracht des Hofes und das hohle Zeremonienwesen blenden ihn nicht, reizen ihn vielmehr zu leichtem, überlegenem Spotte. Ueber die Wichtigthuerei und Aufgeblasenheit der Hofleute, ihre leeren Komplimente und Lügen, ergeht er sich mit demselben Witze der Entrüstung, welchen wir schon in den Epigrammen wahrgenommen haben. Er schildert in ergötzlicher Weise, wie er sich oft hüten muss, nicht offen seinen Spott „eclatiren zu lassen“. Mit Vorliebe theilt er allerlei literarische Merkwürdigkeiten mit, politische Gedichte, wie sie der Tag erzeugte. Besonders rief der Tod Ludwigs XIV. und die Einsetzung des Regenten mancherlei Bonmots und Spottverse hervor, die Wernicke wiederzugeben sich beeilt. Die Zeit und ihre Menschen hat er vortrefflich verstanden, und oft mit wenigen Worten gekennzeichnet. Sein Talent zu schildern hat sich zumal in jenen Jahren bewährt, wo ganz Europa ein Schlachtfeld war: Der Krieg mit seinem wechselnden Glücke, das Steigen und Fallen der massgebenden Persönlichkeiten, die feineren politischen Bewegungen und Stimmungen der Zeit, das ganze diplomatische Getriebe, die Interessensucht der Grossen und Kleinen, die Ränke der Staaten gegen einander, treten in Wernickes Berichten deutlich zu Tage.

Neben dieser politischen Berichterstattung lagen Wernicke aber auch noch jene Pflichten ob, die heute der „Konsul“ eines Staates zu erledigen pflegt. Er hat sich auch hier als tüchtigen Sachwalter und Geschäftsmann gezeigt. Alle, die mit ihm zu thun hatten, lobten die liebenswürdige

Art, mit der Wernicke dänische Unterthanen in Paris einführte und ihnen die Geschäfte erledigen half. Sein Beistand und Einfluss wurden von vielen Landsleuten in Anspruch genommen. Er muss für Handelsleute, die nach Frankreich gehen oder französische Gewässer und Küsten befahren, Pässe anschaffen, hat den Nachlass dänischer Landeskinder, die in Paris gestorben sind, zu hüten, führt Prozesse für fremde Leute, treibt Forderungen ein und ordnet Zollangelegenheiten. In dieser Thätigkeit hatte er viele Scheerereien und Sorgen, doch willig und voll Höflichkeit unterzog er sich einer Arbeit, die keineswegs mit seinen Bestrebungen in Einklang stand.

IX.

Rückkehr nach Dänemark. Tod.

Wernickes letzte Lebenszeit ist erfüllt von Leiden, Bitterkeit und einer nervösen, krankhaften Unruhe, welche durch die Unsicherheit seiner Existenz hervorgerufen wurde. Seinen wiederholten Bitten, ihm über sein zukünftiges Schicksal Klarheit zu geben und ihn noch einige Zeit in Frankreich zu lassen, war von der dänischen Regierung nur insofern entsprochen worden, als sie ihm erlaubte, die Thermen von Bourbon zu gebrauchen, damit er seinen Körper ausheilen könne. Am 11. Mai reiste er in das Bad; sein Auf- 1724
enthalt dort wird ihm durch Sorgen und Kummer verbittert. Da über seine zukünftige Verwendung im Staatsdienste nichts verlautet, macht er allerhand Pläne und Vorschläge: u. A. räth er dem Könige, ihm in Spanien einen Posten zu geben, in dem milden, gleichmässigen Klima dieses Landes werde er seine Gesundheit wieder erhalten und eifrig, wie in vergangenen Tagen, seinem Berufe nachgehen können.

Ungern verlässt er Frankreich, an dessen Art und Sitten er sich so sehr gewöhnt hat. Die dänische Regierung schweigt zu allen seinen Klagen. Da wagt er einen Schritt, der nur mit seinen schlimmen Verhältnissen und seiner

trostlosen Stimmung zu entschuldigen ist: Er wendet sich an den alten Marschall von Villeroy mit der Bitte, ihm zur Erlangung einer Pension behülflich zu sein, die ihm von dem verstorbenen Könige einst angeboten worden, als er einmal von seiner eigenen Regierung im Stiche gelassen wurde. Damals schlug er das Geld aus, weil er es für unehrenhaft hielt, „aus zwei Händen zu empfangen“ [268]). Mit höflichen Worten umgeht der Marschall Wernickes Wünsche: König Friedrich werde zweifellos die Belohnung, die ein bewährter Diener fordern dürfe, nicht schuldig bleiben.

Um diese Zeit nun erstehen dem bedrängten Manne in dem Geheimrathe Johann Georg von Holstein und dessen Sohn, dem Kammerjunker Karl, zwei einflussreiche Fürsprecher und Freunde am dänischen Hofe, die ihm über die traurige Lage hinwegzuhelfen suchen. Mit dem jungen Holstein war er einst in Paris, wo derselbe sich seiner Ausbildung wegen aufhielt, bekannt und vertraut geworden. Der erste Brief der Holsteins, den wir besitzen, ist vom 6. September 1718 datirt und enthält die Antwort auf zwei vorhergehende Schreiben Wernickes [269]): Es werden in freundschaftlicher Sprache Familienangelegenheiten erörtert, der Minister gratulirt dem neuen Staatsrath zu seiner jungen Würde und widmet der künftigen Thätigkeit Wernickes gute Wünsche. Die Briefe der Holsteins sind sich in ihrem freundlichen und wohlwollenden Charakter immer gleich geblieben. Selbst dienstliche Mittheilungen tragen das Zeichen milder Familiarität. Ein lebhafter Briefwechsel entspinnt sich erst im Juli 1724. An Johann Georg wendet sich Wernicke in seiner Noth. Er ist aus dem Bade heimgekehrt, ohne völlige Heilung gefunden zu haben; er ist genöthigt, Bourbon zum zweiten Male aufzusuchen. Er fleht den Minister an, sich für ihn zu verwenden. Um seine Reise nach den Bädern machen zu können, hat er seine besten Sachen verkaufen müssen. Nunmehr befindet er sich ganz auf dem Trockenen: „Wer hätte geglaubt, dass ich

je in eine so unglückliche Lage kommen und Mangel an dem Nöthigsten leiden könne, nachdem ich einem grossen Könige 16 Jahre hindurch treu gedient". Es ist die unglücklichste Zeit seines Lebens.

Im August endlich beglücken die Kopenhagener Freunde Wernicke durch eine frohe Mittheilung: Der König weist ihm einen mit 1000 Thalern dotirten Posten in der Regentschaft von Glückstadt oder beim schleswiger Obertribunal an und gewährt ihm für seinen Unterhalt und die Heimreise von der Ankunft Wedderkops bis zum letzten Oktober des laufenden Jahres 10 Thaler täglich. Die Rentekammer hat schon Befehl erhalten, die Gelder des ersten Monats auszuzahlen. Wernicke darf zum zweiten Male nach Bourbon gehen, soll sich aber bis Ende Oktober in Kopenhagen einfinden. Eine königliche Verfügung bestätigt die vorauseilende Botschaft der Holsteins[270]). Zugleich trifft das amtliche Schreiben in Paris ein, welches dem französischen Hofe Wernickes Abberufung anzeigt. Wernicke selbst hatte darum gebeten, weil über die Gründe seiner Zurückberufung am Hofe die sonderbarsten Gerüchte verbreitet waren[271]). Er übergiebt das Dokument und erhält von der französischen Regierung eine Antwort, in der es heisst: „Wir haben den Minister nicht wollen ziehen lassen, ohne ihm einen Beweis der Befriedigung zu geben, welche wir über sein Betragen empfunden haben, so lange er an unserem Hofe sich aufhielt".

Nun band Wernicke auch keine äussere Verpflichtung mehr an die frühere Stätte seiner Wirksamkeit. Anfang September reist er wieder nach Bourbon, zwar getröstet, doch nicht glücklich. Trotz der königlichen Gnade „kann er vor Elend umkommen", denn die versprochenen Gelder sind noch nicht ausgezahlt, weil über den Zeitpunkt der Auszahlung Differenzen obwalten. Seine Genesung schreitet nur langsam vorwärts, und er muss um eine Verlängerung des Reisetermines bitten. Noch am 23. Oktober hat er Paris nicht verlassen, weil wegen der Saumseligkeit des Agenten

in Amsterdam das Reisegeld noch nicht eingetroffen ist. Die vielen Widerwärtigkeiten und Kränkungen, die er zu erleiden hat, werden durch das gemeine Benehmen des Gesandten Wedderkop noch vermehrt. Dieser erzählte Jedem, der es hören wollte, Wernicke habe die Absicht, überhaupt in Paris zu bleiben, weil er Papist geworden sei. Die Verläumdungen des ihm feindlich gesinnten Mannes versetzen den Kranken in die äusserste Bestürzung. Glaubt er doch, Wedderkop habe dergleichen „schwarze Lügen" auch nach Dänemark berichtet und auf diese Weise den Hof gegen ihn eingenommen. Auf andere Art kann er sich die heftige Forderung des Königs, dass er seine Abreise beschleunigen möge, gar nicht erklären. Er beklagt sich über Wedderkops Ränke bei den Holsteins, die jetzt die Vermittler zwischen ihm und der Regierung machen, und fleht sie an, für ihn zu sprechen, um das Vorurtheil des Königs zu zerstören. Die Freunde thun, was in ihren Kräften steht, und Wernicke seinerseits weiss recht gut, wieviel er ihnen schuldet: „Euer Excellenz verdanke ich Alles. Sie vergelten mir reichlich und mit Zinsen die geringen Dienste, die ich einst Ihren theuren und würdigen Herren Söhnen leisten konnte. Euer Excellenz sind mein einziger Trost! Zu Ihnen allein kann ich in all meinem Ungemach noch Vertrauen haben".

Die Aufregungen und Sorgen machen die Wirkung des Bades zunichte. Am 1. November wirft ein neuer Schlaganfall Wernicke auf das Krankenlager zurück. Die Aerzte erklären schriftlich, dass er nicht im Stande sei, die lange Reise nach dem Norden anzutreten. Er lässt der Regierung sowie seinen Freunden das ärztliche Zeugniss zusenden; es soll ihm zum Schutz gegen ungerechten Zwang dienen: „Wiewohl der Schlagfluss meinen Kopf verschont hat, suche ich doch vergeblich, was ich sagen will, ich möchte sprechen, doch ich stottere, schreiben, doch meiner Hand versagt die Feder. Alle Kräfte meiner Seele verlassen mich!" so heisst es in dem Schreiben an Johann Georg. Sein Unglück, hofft

er, werde die künstlich erregte und genährte Verstimmung des Monarchen mildern oder beseitigen. Auf die „Lettres justificatoires", welche er an den Hof richtet, erfolgt zwar keine Antwort, doch senden ihm die Holsteins einen tröstlichen Brief des Inhaltes, dass der König nicht unversöhnlich sei. Wernicke soll seine Gesundheit wiederherstellen, dann aber unverzüglich heimreisen, weil der Monarch darauf bestehe: „Es ist das beste Mittel, lieber Herr", schreibt ihm Johann Georg, „alle die hässlichen Gerüchte zu zerstreuen, von denen ihre Briefe sprechen, und mit einem Schlage den Mund Ihrer Feinde zu schliessen. Gehorsam dem Befehle der Majestät, können Sie bei Ihrer Rückkehr königlicher Wohlthaten gewärtig sein". Diese milden Worte, denen noch die Versicherung beigefügt ist, dass man ihm Geldmittel nicht vorenthalten werde, beruhigen Wernickes aufgeregtes Gemüth, und diese Ruhe kommt auch seiner Genesung zu Statten.

Im Anfange des neuen Jahres glaubte Wernicke soweit 1725
wieder hergestellt zu sein, um reisen zu können. Er liess für sich und zwei französische Diener, die ihn seiner schwachen Gesundheit wegen begleiten sollten, durch Holsteins Pässe besorgen. Der Termin der Abreise zieht sich aber neuer Schwierigkeiten wegen tief in das Jahr hinein. Während Wernicke früher gern in Paris geblieben wäre, wird er jetzt von Unruhe und Ungeduld vorwärts getrieben. Er ist wiederum aller Mittel entblösst. Die „ersten drei Monate Tagegelder", die er Ende Oktober erhalten, hat er aufgebraucht theils, um davon zu leben, theils, um dringende Schulden zu bezahlen; für die Reise ist ihm nichts übrig geblieben. Er hat eine Eingabe an den König gemacht, die von den Holsteins unterstützt wird: ihm den Rest der Tagegelder oder einen Theil des für die neue Stelle ausgeworfenen Gehaltes (1000 Thaler) als Vorschuss senden zu lassen. Im Februar schon machen ihn die Holsteins darauf aufmerksam, dass der König hartnäckig Wernickes Rückkehr verlange und kaum eher zur Auszahlung des Geldes Befehl geben werde.

Amtlich wird ihm freilich ein anderer, wenig stichhaltender Grund angegeben, warum die Anweisung der Tagegelder von Seiten der Rentekammer nicht erfolge. Wernicke könne nicht „dechargirt“ werden, bevor das Sekretariat Meldung erstattet, dass er alle ihm anvertrauten Dokumente und Papiere abgeliefert habe; er solle dies so schnell als möglich thun und die Quittung, welche ihm der Obersekretär von Hagen darüber ausstellen werde, einschicken. Diese Nachricht überrascht Wernicke im höchsten Grade, denn schon im Mai des vorhergehenden Jahres hatte er Alles, was er an Dokumenten besass, selbst die Brouillons, in die Hände Wedderkops gelegt und dessen Bescheinigung dem Sekretariate übersandt. Er lässt dies den Holsteins mittheilen, damit sie es bei dem Obersekretär und der Rentekammer, welcher er nicht schreiben kann, weil sein Diener nicht deutsch versteht und er selbst an der Hand gelähmt ist[270]), geltend machen könnten. Im März endlich schreibt der Obersekretär Hagen selbst; die Generalquittung sei allerdings in seiner Hand, doch „existire noch etwas, das nicht abgeliefert sei“[271]). Daraufhin lässt Wernicke seine Sachen noch einmal gründlich untersuchen und findet wirklich einige unbedeutende Stücke (fariboles), die er sofort dem Sekretär Wedderkops übergiebt. Er schwört, dass nichts weiter in seinem Besitze sei. „Ich bin elend, ohne Hülfe, und ohne Mittel, mich auf die Reise zu begeben[275]).

Mit Recht besteht er auf der Auszahlung der Gelder, die bedingungslos erfolgen müsse, weil der König ihm dieselben verbürgt habe. Doch Pedanterie und böser Wille verschleppen die für Wernicke wichtige Angelegenheit, so dass selbst die Holsteins nichts ausrichten können und von „Chikanen“ Hagens und der Rentekammer reden. Wernicke wartet nun nicht länger auf das Geld, sondern verkauft seine Möbel bis auf das Bett und borgt sich von einem ihm befreundeten Kaufherrn namens Germain dazu eine gewisse Summe. Doch bittet er zugleich die Holsteins, dahin zu

wirken, dass ihm wenigstens nach Amsterdam einiges Geld entgegengeschickt werde.

Bevor er, noch krank und schwach, die Stadt verlässt, wo er einen guten Theil seines Lebens verbracht hat, will er die heilige Kommunion nehmen, weil er nicht weiss, ob er die Reise überstehen werde. Die lutherische Strenggläubigkeit hat sich in dem alternden Wernicke immer stärker und schärfer, beinahe bis zu starrer Unduldsamkeit, ausgebildet. Der Umstand, dass er des Gottesdienstes lange Jahre entbehren musste, bereitete ihm Gewissensangst und Skrupel, die sich in seinen Berichten oft wiederspiegelten. Im Jahre 1714 war der Kronprinz von Sachsen in Paris, der sich, was den Kirchenbesuch anbetraf, auf die Geistlichkeit der dänischen Gesandtschaft verlassen hatte. Wernicke gestand beschämt dem Fürsten, dass er selbst auf alle Seelsorge verzichten müsse. „Gleichsam als Opfer", so schrieb er um jene Zeit an den König, „lasse ich täglich meine Gebete zu Gott emporsteigen, in der Ueberzeugung, dass der Herr sie gnädig aufnehme; weiss er doch, dass ich ihm nicht anders dienen kann" [276]).

Bircherod schildert, wie Wernicke sich engherzig vor Allem, was katholisch ist, hütet, wie er selbst das Venerabile nicht in sein Haus kommen lässt, wie er nicht einmal für einen geschickten norwegischen Arbeiter, der Katholik ist, sich zu verwenden wagt und seine Untergebenen eindringlich vor den Proselytenmachern in Paris warnt. Einem dänischen Diener, der schwerkrank darniederliegt, lässt er endlich den Geistlichen der ihm so sehr verhassten schwedischen Gesandtschaft holen, schickt aber während der Zeit seine katholischen Bedienten aus dem Hause. Darum schmerzen und ärgern ihn auch Wedderkops Verläumdungen so sehr. Vor der Abreise also schleppt sich Wernicke in die dänische Gesandtschaftskapelle, um das Abendmahl zu nehmen. An der Thüre aber lässt ihn der Geistliche abweisen, unter der Begründung, Wernicke sei ja katholisch geworden. Er bittet

den Seelsorger zu sich und stellt ihm vor, wie abscheulich die Verläumdung, wie ungeheuerlich der Vorwurf sei, den man gegen ihn erhebe. Da macht ihm der Geistliche das Geständniss, er habe die Kunde von Wernickes Abfall an der Tafel Wedderkops gehört, sei jedoch nunmehr bereit, den heiligen Akt zu vollziehen. Er besänftigt den erregten Mann und fordert ihn auf, seinen Feinden zu vergeben, bevor er das Sakrament aus des Priesters Hand empfange. Einen Tag darauf erhält er das Abendmahl.

Am 5. Juni endlich tritt Wernicke seine Reise an, um sich über Brüssel nach Amsterdam zu begeben, wo er am 26. desselben Monats eintrifft. Das Geld ist nicht angekommen. Verzweifelt bittet er die Holsteins um Beistand. „Gott erhalte mir Ihr erlauchtes Haus; dort werde ich ein Asyl finden". Am 2. Juli verfügt der König, dass ihm die Hälfte der schuldigen Tagegelder nach Amsterdam geschickt werden solle. In Hamburg nimmt Wernicke (4. Juli) das Geld in Empfang. Seine Freude ist gross: „Ich erkenne hierin das Werk Eurer Excellenz", schreibt er an seinen Fürsprecher in Kopenhagen. Es drängt ihn nach Hause. Er verlässt Hamburg am 10. Juli, giebt aber zuvor seinem früheren Sekretär Bircherod, der ihn, von Roskilde aus, einholen will, die Weisung, solch' einen auffallenden Empfang nicht zu veranstalten. Am 14. oder 15. Juli ist er in Kopenhagen eingetroffen.

Der Hof und die Hofgesellschaft befinden sich auf dem Lande. Ueber sein Schicksal bleibt Wernicke, wie zuvor, im Ungewissen, und doch hatte er geglaubt, dass er nach seiner Rückkehr sogleich den versprochenen neuen Posten antreten dürfe. So ist er nur ein Privatmann, der von der Gnade des Königs lebt. Die Holsteins geht er aufs Neue an, seine Sache bei der Regierung zu betreiben, und lässt sich in Kopenhagen häuslich nieder. Am 1. August zieht er in das Haus des Garkochs Toyon (in der Pilestræde), wo er Pension nimmt, wie es sich für einen Mann von Stande

geziemte. Der Verpflegungskontrakt, den er mit dem Franzosen machte, zeigt, dass Wernicke gut zu leben verstand und als ein Grandseigneur angesehen sein wollte [277]).

Die Fäden persönlicher Bekanntschaften, die ihn ehedem an Kopenhagen fesselten, sind längst zerrissen. Während seiner langen Abwesenheit waren die alten Freunde zum Theil gestorben, zum Theil hatten sie ihn aus dem Gedächtnisse verloren, wie er ihrer vergessen hatte. Er kam zu fremden Menschen, in fremde Verhältnisse.

Kaum hatte Wernicke sich in Kopenhagen wieder eingelebt und einer behaglichen Ruhe hingegeben, als er von einem neuen Schlaganfall getroffen wurde, welcher diesmal tödtlich verlief. In der Morgenfrühe des 5. September hauchte er seinen Geist aus.

Wenige Tage darauf trug man ihn unter den herkömmlichen kalten Ehren zu Grabe. Die Leiche wurde zunächst in dem Gewölbe der deutschen St. Petrikirche beigesetzt, um nach drei Monaten der Erde übergeben zu werden. Von der geringen Habe des Mannes gelangte, einer letzten Verfügung gemäss, ein guter Theil in den Besitz der Diener, die mit seltener Treue Wernicke bis zu seinem letzten Athemzuge gepflegt hatten. Das Uebrige wurde versteigert und der Erlös zur Deckung der unbedeutenden Pariser Schulden verwendet, die nach Abzug aller Aktiva 1050 Livres (etwa 840 Mark) betrugen. Wernickes Neffe, Konrad Wernicke, der in der Leibgarde des Königs diente und plötzlich auftauchte, als es sich um des Oheims Erbschaft handelte, giebt, nachdem man ihm die Hinterlassenschaftsakten vorgelegt, eine förmliche Erklärung ab, dass er unter solchen Umständen auf die Erbschaft verzichten und mit der ganzen Angelegenheit nichts zu thun haben wolle. Den geringen Rest des Defizits übernimmt nach vielen Schreibereien schliesslich die dänische Regierung, „um des Mannes Reputation zu schonen“.

So ging Christian Wernicke aus der Welt, klanglos,

vergessen und verlassen. Man wusste nicht einmal, dass man in ihm auch einen Dichter begraben hatte. Von Denen, die dem Sarge folgten, trugen wohl nur Bircherod, der junge Holstein und die beiden Diener echte Trauer im Herzen. Bircherod vor Allen hat den Mann nicht nur als seinen „Herrn" geachtet, auch wie einen väterlichen Freund geehrt. Schreibt er doch von Wernicke: „Es giebt Niemand in der Welt, der mich mehr als er liebt". Durch Christians Charakter ging ein Zug von grosser Gutmüthigkeit und wohlwollender Gesinnung. Er hatte eine offene Hand, wenn ihm die Mittel zu Gebote standen. Gegen seine Untergebenen war er nachsichtig, liebevoll und freundlich. Bircherod hat seinem alten „Prinzipale" ein Trauergedicht (Umbra) gewidmet, das nach dem 12. October 1730 entstanden sein muss, weil König Friedrich IV. darin als todt beklagt wird. Es ist ein weitschweifiges, verworrenes Poem, welches der Verfasser in sehr naiver Art zum Preise gewisser Grossen und zur Bespiegelung seiner eigenen kleinen Person benützt. Doch zeugt es immerhin von Bircherods Dankbarkeit und treuem Herzen; auch enthält es einzelne Stellen, die Wernickes Wesen und Thun gut charakterisiren: Der Schatten des Verstorbenen wandelt auf der Erde, er will den königlichen Hof aufsuchen, fragt sich aber zuvor: „Darf ich das wagen? Wahrscheinlich werde ich eine üble Antwort erhalten". . . . Ferner legt Bircherod dem todten Wernicke die bezeichnenden Worte in den Mund: „Der Hof ist es, der mich kümmert, das Uebrige ist mir gleichgültig".

So war es. Das ist Wernickes Ideal gewesen: im Wettbewerb mit den Mächtigen und Hochgestellten eine entscheidende Rolle zu spielen. Doch der Erfolg blieb, wie man gesehen hat, weit hinter den Wünschen zurück. So war dem strebsamen Manne nur ein bewegtes Dasein und ein trauriges Alter beschieden. Freilich gab es nach seinem Tode Manche, die von einer „glorreichen Laufbahn" sprachen[278]). Doch es waren Philister, denen ein Titel und

äusserlich glänzender Rang als etwas Hohes, Erstrebenswerthes erscheinen. Wir aber wissen, wie kläglich es um jene „glorreiche Laufbahn" bestellt war, wie unglücklich Wernicke sich in seinem glänzenden Elend gefühlt hat. Wollen und Wünschen und stolzes Streben sind vergeblich, wenn das Glück dem Strebenden fehlt, welches allein die Erfüllung bringt und ein Geschenk des Schicksals ist. Und eben dieses Glück blieb Wernicke versagt. Er ging an seiner Zeit zu Grunde: sie besass eine vernichtende Macht in sich, diese merkwürdige Zeit, ein Gift, welches in den tüchtigsten Geistern und besten Gemüthern verderblich wirkte. So tritt uns, wenn wir Christian Wernickes irdischen Wandel betrachten, etwas wie ein verfehltes Leben daraus entgegen, verfehlt darum, weil es dem Manne trotz seines Eifers und aller Arbeit nicht beschieden war, den Kreis seiner Begabung ganz zu durchlaufen. Darin liegt eine gewisse Tragik. So dürfen wir an den Schluss dieser Lebensbeschreibung jenen Ausspruch des Petrarca stellen, welcher, eine milde Entsagung athmend, dem Schaffen und der Pflichterfüllung ihren Werth zuertheilt, auch wenn sie ohne rechten Erfolg und Lohn geblieben sind:

„Si quis toto die currens ad vesperam venit, satis est".

Nachtrag.

Inzwischen hat — was hier in aller Kürze mitgetheilt werden soll — Herr Dr. L. Neubaur, Stadtbibliothekar in Elbing, die in der Vorrede erwähnte Jugenddichtung nebst zwei unbedeutenden Gelegenheitsgedichten Wernickes, welche gleichfalls die Elbinger Stadtbibliothek barg, herausgegeben. (Altpreussische Monatsschrift Bd. XXV. 1888. Hft. 1/2). Es geht aus dieser Publikation als unumstössliche Thatsache hervor, dass Christian Wernicke im Januar 1661 zu Elbing als der Sohn des Sekretärs Johann Wernicke (aus Alsleben i. Sachsen, gest. 22. April 1669)

und der Cordula Smyth von Cuerdley geboren wurde. Die im 1. Abschnitte der vorliegenden Arbeit aufgestellte Hypothese wird auf diese Weise hinfällig. Der Biograph, dem aus dem Funde Neubaurs eine neue Aufgabe erwächst, wird in der Buchausgabe die Darstellung von der Knabenzeit des Dichters umarbeiten. Alles Andere bleibt unangetastet.

Berlin, am 17. April 1888.

J. E.

Anmerkungen.

Abkürzungen:

Ahg = Anhang
A = Ausgabe vom Jahre 1697
B = „ „ „ 1701
C = „ „ „ 1704
in dem schweizerischen Neudruck (1749)
RF = Relationen aus Frankreich } im geheimen Staatsarchive
GH bezw. Dtsche Kzlei = Geheimregistratur } zu Kopenhagen

Die römische Zahl bedeutet den Monat, die arabischen Ziffern nach und vor derselben das Jahr bezw. Datum (1700).

[1]) Adrastea VI, S. 93.

[2]) Das Historische schöpfte ich aus A. v. Richters „Geschichte der Ostseeprovinzen 1857", Droysens „Geschichte der preussischen Politik IV, 2. Abtheilung" und den ausgiebigen Kollektaneen des Herrn Arbusow.

[3]) C p. 31.

[4]) Bircherod (vgl. Einl.) schreibt u. A.:

„Mein principal war aus dem polnischen Preussen, er kannte das Land und erzählte mir Nachfolgendes. Kein laquai in diesem Lande trägt livré aus dem Grunde, weil mancher Diener von Adel ist und oft von besserem als sein Herr. Dort ist es dem Herrn erlaubt, seinen Diener todtzuschlagen, wenn er eine Summe von ungefähr 1 Reichsthaler auf dessen Körper legt. Die Mehrzahl der Polacken ist abergläubischer als die anderen katholischen Völker." — „Ich bin im Polenlande geboren", sagt Wernicke in dem Trauergedichte Bircherods. Vgl. Ahg S. 254

[5]) Ahg S. 202.

[6]) In einem Briefe an seinen Gönner den Marschall v. Villeroy (vgl. Ahg S. 218 sagt er von sich „n'etant pas né sujet de Roi de Dannemarc", und in R F 22 V 16 erzählt er, wie ein ihm übelgesinnter Diplomat ausgesprengt habe, der Beamte des Königs von Dänemark, d. h. Wernicke, sei gar kein geborener Däne. Bei einer Zusammenkunft mit diesem Diplomaten kann er, wie er schreibt, sich nicht versagen: „de lui faire une remonstrance modeste et honnete sur cet article le priant de me laisser jouir paisiblement de l'honneur d'un nom dont il faisoit si peu de cas."

[7]) Hier bricht der Eintrag ab.

[8]) Pastor J. A. Hollenhagen, von 1689 bis 1696 Seelsorger der deutschen Gemeinde, hielt dieselbe.

[9]) Das Facsimile hat der Herr Pastor Busch in Bauske angefertigt.

[10]) An die Bemerkung: „Mein principal war Lutheraner" knüpft er verschiedene Erzählungen über Wernickes Verhältniss zu den Katholiken.

[11]) Ahg S. 207.

[12]) B p. 150, C p. 202.

[13]) In B heisst es viel weniger stolz: „Von dem viel grosse Leut sich nennen".

[14]) Ich muss hier einer geistvollen Notiz gedenken, die mir Herr Dr. Karl Blind in London über die Herkunft der Maria Danck zugehen liess, die jedoch im Fortgang meiner Studien bedeutungslos wurde. Der „erste Freyherr" Englands (so schreibt mir Herr Blind unter d. 3. Dezember 1885) ist der sog. Premier Duke of Norfolk. Von weiblicher Seite sind die Norfolk Plantagenets, mit anderen Worten: d'Anjon.

Englisch gesprochen, ergiebt sich daraus „Dankschue oder Dankschi". Die Nachforschungen, welche im Archiv der Norfolks für mich angestellt wurden, sind erfolglos geblieben.

[15]) Ahg S. 249.

[16]) Ahg S. 218.

[17]) Der Verfasser gesteht offen, dass dies nicht immer seine Meinung war. Als er nämlich die Mittheilungen des Herrn Arbusow zum ersten Male mit dem zusammenhielt, was er zu der Zeit, als sie erschienen, gefunden hatte, schrieb er der Briefstelle von 1712 eine höhere Bedeutung zu als der Einleitung von 1697 und meinte, man solle bedenken, „dass jetzt (d. h. 1712) der ernste geprüfte Mann spricht, während der Dichter die Genauigkeit der Ausschmückung opfern darf". Damals besass er aber einen grossen Theil des Materials noch nicht, das über Wernickes private Verhältnisse Aufschluss giebt. Durch die Auffindung des neuen und die wiederholte Durcharbeitung des alten Stoffes erlitten des Verfassers Ansichten wesentliche Modifikationen.

[18]) In der dritten Ausgabe der Gedichte [1704] (vgl. oben).

[19]) J. G. L. Napiersky, „Die Libri reddituum der Stadt Riga. Leipzig 1881" Liber III Nr. 216.

[20]) Diese Bruchstücke werden in der Stadtbibliothek von Riga aufbewahrt.

[21]) J. Eckardt, „Livland im achtzehnten Jahrhundert" 1876, I, S. 63.

[22]) C. Schirren, „Zur Geschichte der ersten schwedischen Universität in Livland" in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Gesch. Liv-, Ehst- und Kurlands Bd. VII Heft 1 (1853) S. 41 f., Beilage I.

[23]) Ebend. S. 172 f.

[24]) Eckardt S. 548 und 563.

[25]) Thomas Hiärn, — „Ehst-, Lyf- und Lettländische Geschichte" gedruckt in Monumenta Livoniae antiquae I, 347, erzählt dies unter dem Jahre 1583.

[26]) Kelch, Liefländische Historia 1695, S. 420.

[27]) Auch von einem Andreas Wernicke haben wir Kunde „Comes Palastinus Caesareus, et Serenissimi potentissimique Electoris Brandeburgensis Consiliarius", welcher dem Johannes Rosner, Diakonen zu St. Nikolaus in Berlin und Verfasser der „Rosae poenitentiae" (Lüneburg 1663) das folgende in den Osterferien 1641 verfasste Poem widmete:

„Edenti, Compatri, et Amico amando.
Heus Mortalis in hoc rigidum colis orbe vepretis
Proque Rosis laesus puncte cruenta geris
Fertilius longe est Rosneri dulce Rosetum
Dum licet hinc caeli carpere, carpe Rosas
Poeniteat culpae digneque bibatur, Edatur
Sic Rosa Paschali tincta cruore sies."

Ueber diesen Wernicke vermag ich weiter nichts zu sagen.

[28]) Dies ist wenigstens Herrn Arbusows Ansicht. (Brief an den Verfasser vom 21. September 85.)

[29]) Vorrede zu C.

[30]) In dem Epigr. „Mütterliche Liebe“ C p. 132 f.

[31]) C p. 18. Anm.

[32]) Vorrede zu C.

[33]) Abg S. 222.

[34]) Vorrede zu C.

[35]) Fehlt in A; B p. 75, C p. 93—95.

[36]) Vorrede zu C.

[37]) Einl. zu C.

[38]) Geb. 6. Febr. 1639, gest. 30. Juli 1691.

[39]) Die Erziehung im elterlichen Hause, wo man fromm und einfach lebte, war die beste. Morhof sagt selbst:

„Ego vero laetor DEOque gratias ago me isto parente ortum, cui bonam indolem et educationem debeo. (D. G. Morhofi Vita et honores, S. 4, in den „Dissertationes 1699“).

[40]) Er nennt ihn „Cartesii potissimum partibus addictum“ und sagt in Bezug auf sein persönliches Verhältniss zu dem Lehrer: „Multum viro illi debeo, qui amore me singulari prosequebatur; vgl. Vita, S. 6–7.

[41]) Unterricht S. 390 f.

[42]) 1665 durch den Herzog Christian Albrecht von Holstein-Gottorp.

[43]) Vorrede zur 3. Ausgabe des „Polyhistor“ 1732.

[44]) Fabricius' Vorrede zum „Polyhistor“ 1732.

[45]) Joh. Alb. Fabricii „Decas scriptorum recentiorum“ 1688, Nr. 1.

[46]) Christian Thomasius über Morhof: Freymüthige, Lustige und Ernsthafte jedoch Vernunfft- und Gesetz-mässige Gedancken Oder Monats-Gespräche, über allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher, durch alle zwölf Monate des 1688. und 1689. Jahres, S. 273. 274. 287 ff.

[47]) „Morhofio huomo di gran lettione, di vasta eruditione, Poeta egregio et Filosofo buono“. Aus einem Brief an Antonius Magliabecchius (Ephem. literar. von Benediktus Bacchinus 1692 S. 67; vgl. Mollers Ausgabe des „Polyhistor“ 1714, Proleg. S. 22). — In unsern Tagen haben Richard Treitschke (Prutz' „Literarhistorisches Taschenbuch“ 1848 S. 439 ff.) und Konrad Bursian (Geschichte der klass. Philologie in Deutschland S. 303) des „Polyhistor“ voll Anerkennung gedacht.

[48]) Vgl. auch Raumer, „Gesch. der germanischen Philologie“ S. 154 ff.

[49]) Vorrede zu den Gedichten 1682.

[50]) Unterricht S. 3. (Wir zitiren nach der Ausgabe von 1702).

[51]) Diss. de enthusiasmo seu furore Poetico Rostochii 1661.

[52]) Unterricht S. 678 f.

[53]) Vorrede zu „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer deutschen Gedichte“ Bd. I 1695.

[54]) Die Zitate sind der Einleitung zu der (sehr seltenen) ersten Ausgabe der Gedichte aus dem Jahre 1682 entnommen. Diese Einleitung wurde später nicht wieder abgedruckt.

[55]) Moller spricht begeistert über Morhofs bewundernswerthen Charakter und reine Sitten (Proleg. ad „Polyh". S. 16):

„Animo in Deum erat religioso, et, Hypocrisin omnem exosus, Pietati vitaeque probitati infucatae serio studebat. Candor, res licet hoc aevo pene intermortua, in Verbis pariter ac Factis illius omnibus, illustres adeo spargebat radios, ut Aetatis priscae sive Aureae non nostrorum temporum, ferreis pejorum,

„..... quorum sceleri vix in venit ipsa Nomen, et a nullo posuit natura metallo", Hominem esse crederes. In ipso certe, si in quoquam alio, Persiani illi Viri boni Characteres spectabantur:

„Compositum Jus Fasque Sanctique recessus
Mentis, et incoctum generoso Pectus Honesto".

[56]) S. 501 f.

[57]) „— Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die centralische Sonne —"
Schiller, die Piccolomini II, 6.

[58]) Wie anders setzt hundert Jahre später Kant die innere Welt des Menschen mit dem Sternen Himmel in Zusammenhang: Die Gegensätze sind aufgehoben; zwischen dem Kosmos und der Menschenbrust spinnen sich zarte und doch feste Fäden, die eine Verbindung zwischen beiden vermitteln. Der unendliche Sternenraum ängstigt den Menschen nicht mehr; er erhebt ihn und erfüllt ihn mit unendlicher Wonne. In der menschlichen Brust aber thront kein eifersüchtiger Gott, sondern das ewige Sittengesetz. (Vgl. Kritik der praktischen Vernunft 1788, „Beschluss".)

[59]) Proleg ad Polyh. Seite 20:

„Verum istam Chymicorum Ἀστρομάντειαν et vanas pollicitationes, parum moramur, nec dissimulamus Naevum Morhofii; ex quo studiis hisce hermeticis animum applicuit, in nimiam ac superstitiosam quandam prolapsi credulitatem, Chymicis plerisque familiarem, cujus vitio Vir caetera Κριτικώτατος Narrationes de his rebus falsas aut incertas pro veris, Scriptaque istius argumenti spuria, Veteribus supposita, pro geminis justo audacius subinde venditavit".

Seite 80:

Studium Chymiae nimium cum aliis Viris Magnis, Errore eodem amabili sive delectatis, sive dementatis, Nostro fuit commune et vel hoc nomine excusationem admittit....

Verum hos aliosque naevos, in Opere tantae molis Argumentique adeo diffusi ac multiplicis nemo Cordatus morabitur aut in partem interpretabitur pejorem, sed Homerum etiam quandoque dormitare, imo fas esse in Opere longo somnum obrepere a Vate Venusino edoctus, suum Autori πολυμαθεστάτῳ, suum Volumini eximio, et tot Eruditissimorum quorumvis candidos promerito calculos, nihilominus statuet pretium,

Ubi plura nitent in Libro, non ego paucis
Offendar maculis, quas non incuria fudit
Verum humana parum curavit natura.

Vgl. auch Tenzel, Dialog. Menstr. 1689 Januar S. 45 ff. und Februar S. 197 f.

[60]) In einem (undatirten) Brief an Ramler 1779; vgl. Redlichs Ausgabe der Briefe Lessings I, 521.

[61]) C p. 170 f. — Er nennt ihn u. A. einen „tummen Poeten".

[62]) C p. 121.

[63]) C p. 126.

[64]) Vgl. auch das Epigr. „Auf die schlesischen Poeten" C p. 120.

[65]) In B p. 13 und C p. 14 völlig verändert.

[66]) Aus „Susanna und die zwey Alte"; die Wendung ist aus A sogar in B (p. 4) übergegangen.

[67]) Das Kapitel „von den Epigrammatibus" ist das XVII. des „Unterricht". — Die Schrift „De disciplina argutiarum" erschien zuerst im Jahre 1694 und wurde 1705 unter dem Titel „De arguta Dictione" zum zweiten Male gedruckt.

[68]) In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war Friedrich v. Logau so gut wie verschollen. J. A. Plener spricht in der Vorrede seines Buches „S. v. G. Auferweckte Gedichte" von ihm wie von einem vergessenen, unbekannten Manne, nennt ihn einen „uhralten Poeten" und geberdet sich als ob er den Logau recht eigentlich der deutschen Nation schenke. Der Zufall wollte es, dass diese „Wiederbelebung" Logaus in die Zeit fällt, wo Christian Wernicke als reifer Epigrammendichter auftritt, in das Jahr 1702.

[69]) Unvorgreiffliche Gedancken von Teutschen Epigrammatibus 1698, Einleitung.

[70]) „Es ist zwar nicht ohne, dass sich die lateinische Sprache wegen der sonderbaren Kürze, welche sie vor der teutschen hat, sonderlich wohl zu Ueberschrifften schicke; Als worinnen man die Zierde mehr in kurzen, nervösen, reinen, gebräuchlichen und nachsinnlichen, als hochtrabenden, weitläufftigen und prächtigen Worten und Redner-Blumen zu suchen pfleget", sagt Weissenborn in der Vorrede zu der genannten Sammlung.

[71]) Frankfurter Ausgabe, 1709 S. 135.

[72]) „Unterricht", S. 697.

[73]) C p. 19 f.; 30; 28.

[74]) Die neue Fassung lautet:

„Als einst Susann entblösst im kühlen Brunnen stand,
Und die zween geile Greis' an ihrer Seite fand
So schaute man, wie hier in einerley Gefahr
Die Geilheit in dem Feur, die Zucht im Wasser war."

[75]) C p. 12 Anm. und „Unvorgreiffliche Gedancken" S. 68.

[76]) C p. 10:

Beyderley Geschlechte zwingen dich
Die Jünglinge durchs Feur, die Jungfern durch das Wasser.

[77]) Joh. Dan. Major, geboren zu Breslau am 16. August 1634, wurde 1664 als Pestarzt nach Hamburg und 1665 als Professor der Medizin an

die kieler Universität berufen. Er stirbt, als Leibarzt Christian Albrechts von Holstein, am 3. August 1693 während eines Aufenthaltes in Stockholm.

[78]) Diss. de scypho vitreo 1672 S. 7 und „Unterricht“ S. 430.

[79]) In den „Kollektaneen“, Lachmann Bd. 11, S. 334.

[80]) Vgl. C p. 96 das Epigramm „Auf Phorbas Urtheil über die Musick“ und die Anmerkung dazu.

[81]) Teutsche Gedichte S. 188—195.

[82]) Opera poetica (1697) S. 133 und Teutsche Gedichte S. 59—61. Die beiden Gedichte tragen das Datum des 8. Juli 1668; Morhof muss also gleich, nachdem er in jene Gegenden gekommen war, mit den Rantzaus bekannt geworden sein.

[83]) Opera poetica S. 966.

[84]) Vgl. Gedichte S. 179—188 „Nachruhm der Margaretha Dorothea Gräfin zu Rantzau Frauen auf Breitenburg“ — der Schwester Detlevs (1642—1666), die mit dem Grafen Friedrich von Ahlefeldt, dem nachmaligen Statthalter in Schleswig-Holstein verheirathet war und im Januar 1666 starb; die Pindarische Trauer-Ode der Gräfin Sophie Ida, Gattin des Hans von Rantzau, Statthalters im Lande Hadeln (Ged. S. 159—200); den „Gewinn des Todes“ beim Leichenbegängniss des Hans von Rantzau (Ged. S. 232—236).

[85]) Nach dem Tode Catharina Hedewigs verheirathete sich der Graf am 22. Juni 1690 aufs Neue mit Dorothea Benedicta von Ahlefeldt, die am 20. Juni 1696 im ersten Wochenbette starb.

[86]) Ahg S. 213.

[87]) B p. 161; C p. 261.

[88]) Die „Eclogen“ beschäftigen uns an dieser Stelle nur insofern, als sie Beziehungen auf Wernickes Leben enthalten.

[89]) Die Literatur über die Gesch. der Rantzaus: Durchlauchtige Welt Ausz. 1710 Theil II; Nachrichten vom Grafen Detlev 1697 (bezw. Clüvers Cypressenkränzlein); Niemann, „Miscellaneen“ 1798; Historia Ranzoviana vom Pastor Hieronymus Saucke, herausgegeben vom Pastor Kroymann zu Herzhorn 1826; Hieron. Henniges, Generalogia aliquot familiarum nobilium in Saxonia 1787; Hoyer, König Friedrichs d. Vierten glorwürdigstes Leben 1829, II. S. 81 ff.; Ph. Schmidt, Einziehung der Grafschaft Rantzau durch König Friedrich IV. in „Schleswig-holsteinische Provinzialberichte 1826“ S. 176 ff., Kneschke, Neues allgem. Adels-Lex. 1867 Bd. 7 S. 340 ff. und E. M. Oettinger, Geschichte des dänischen Hofes von Christian II. bis Friedrich VII. 1857 Bd. 4.

[90]) Sie war 1645 zu Hamburg geboren.

[91]) Hoch-Gräfflicher Rantzovischer, Erster Frewden-Blick. Als dem Hochwolgebohrnen Graffen und Herrn Dethlev etc. und der Hochwolgebohrnen Gräffin und Frawen Catharina Hedewig etc. dehro Gnaden das Erste Gräffliche Fräwlein Sophia Amalia, den XXIIX Augusti des 1666. Jahres — — geschenckt worden. Von M. Johann Lassenio, S S Theol.

Candid. Rostock bei Johann Richeln. (Im Besitze der hamburger Stadtbibliothek). — Es heisst hier weiter:

„Es ist nicht zu beschreiben mit was euserster und höchster Vergnüglichkeit E. H. G. gesampte Unterthanen und mit was hertzlichen Wünschen der auffrichtigen und frommen E. H. G. getreusten Unterthänigsten dieses Beylager becrönet werden."

Eine andere, auf die Geburt Friedrichs verfasste Gratulationsschrift, welche gleichfalls die hamburger Stadtbibliothek aufbewahrt, führt den Titel:

„Reiouissance à Monseigneur Dethlev Conte de Rantzow seigneur de Breitenberg, grand Conseiller du Roy de Dennemarque Norvegen etc. et a Madame Catherine Hedewig Contesse des Rantzow, Dame de Breitenberg. Sur le Festin du Baptesme de leur premier Fils Friederich, Dont par la benediction du Ciel la dite Dame estoit heureusement accouchée le 8 du mois de Jeuillet dernier, et cet recit treshumble est presenté à Breitenberg, sur le dit festin ce 25 d'Aoust l'an M. DE. LXIIX (1668) Par Johan-Lassenius, Licent. de la sainte Theologie." — à Glückstadt, Chez Melchior Koch, Typograph. ordinaire du Roy.

Der Verfasser richtet folgende Worte an den Grafen:

„Vous aviez donc mis vos yeux et laissé tomber vostre amour sur une de plus belles dames du Monde à la quelle la Nature mesme avoit donné toutes les perfections possibles d'une beauté incomparable d'haute condition, d'un sang genereux et les astres par leurs influences invisibles l'avoient reparti toutes les vertus divins dont une ame est capable; la quelle par des honnestes conversations avoit aussy tellement charme vostre esprit que s'a rendu une conqueste digne de vos merites, comme elle est à present Vostre tres-chere Dame, et compagnie, la tresvertueuse Dame Catherine Hedwig."

[32]) Vgl. hierzu Morhof's Gedicht auf den Tod der Gräfin (Gedichte S. 188 ff.) und die in der hamburger Stadtbibliothek befindlichen, schwulstigen „Canzoni lugubri Nella Morte etc." Schmid theilt aus der verlorengegangenen Leichenrede folgende Stelle mit (Provinzialberichte 1826, Heft 2, S. 176):

„Ihr angenehmster Zeitvertreib war ein gutes Buch, worin sie mehr Nutzen und Vergnügen als Simson in dem Aas des Löwen Honig fand. Ihr Cabinet war ein Behältniss der auserlesensten Bücher, so jemals in teutscher und französischer Sprache herausgekommen. Es war nichts so Stachlichtes in den Satiren, nichts so Wunderwürdiges in der Natur, nichts so Scharfsichtiges in den Weltweisen, nichts so Herrliches in den Thaten der grössten Helden, nichts so Abentheuerliches auf dem Schauplatz des Glückes, nichts so Angenehmes bei den Poeten, nichts so Merkwürdiges in den Registern der Geschichtschreiber, zu finden, wovon sie nicht eine vollkommene Wissenschaft gehabt hätte. Mit welcher sie sich dann eine grössere Zuneigung und Verwunderung bei

allen denen, die mit ihr umgingen, erwarb als oftmals derjenige thut, der die Grundsätze der sieben freien Künste auf den Fingern herzählen kann.

[93]) Der jetzige Majoratsherr des Hauses, Graf von Rantzau, hat sich auf Grund der Arbeiten Schröders und Schmidts, was den Aufenthalt Wernickes bei seinen Vorfahren betrifft, folgende Ansicht gebildet, die er mir dd. 26. März 1885 (Schloss Breitenburg) mitgetheilt:

„Für die Stellung des Warneck kam nur der Sohn Christian Detlev in Betracht. Wenn Warneck auch seinem Alter nach nicht der Lehrer und Hofmeister des jungen Grafen sein konnte, so ist es doch nach der Sitte der damaligen Zeit sehr wahrscheinlich, dass Warneck durch den Einfluss der gebildeten Gräfin Catharina Hedwig an ihren Hof gerufen wurde, um dem jungen Grafen beigegeben zu werden und auf seinen ungestümen, zu Ausschreitungen geneigten Charakter einen wohlthätigen Einfluss zu üben. — Warneck hat keinen Einfluss auf den jungen Grafen gehabt; auf sein jugendliches Gemüth hat aber die Gräfin Catharina Hedwig (Amaryllis) stark gewirkt."

[94]) Vorrede zu A.

[95]) C p. 26; 40; 69; 117; 168; 183.

[95a]) Vgl. Valerius Maximus IX, 3, 4. — Calderons Hija del aire.

[96]) C p. 37 f.; 45; 16; 104; 40; 40; 81 und 156 f.; 178.

[97]) C p. 8. — Nach dem Valerius Maximus V, 6 ext. 4.

[98]) C p. 86.

[99]) Vgl. **B**: p. 83; 91; 126. **C**: p. 41; 144; 126; 169 f. — Nr. 1, 2 und 3 lauten in der B-Redaktion:

1. „Der Richter der annoch des Vorfahrn Straffe kennt,
   Wird von dem rechten Weg durch keine Gunst gewennt;
   Dem Laster wird ein Grab, der Zucht ein Thron gebaut
   Mich dünckt, es sitz' ein GOtt auf dieser Menschen-Haut."
2. „Sie dacht ihr Sohn sey todt, und saas entseelt vom Wahn,
   Doch als sie diesen schaut als Nachlas beyder Leichen,
   So schöpfft sie Lufft, doch nur noch einmahl zu erbleichen,
   Es that die Freude das, was vor der Schmerz gethan:
   Die übergrosse Freud wirckt ungemeines Leid
   Und tödt die Traurige, sowie die Traurigkeit."
3. „Es zeigt des Eschils Todt, dass was auf Erden lebt
   Umsonst dem Schicksal wiederstrebt;
   Nichts hilfft Behutsamkeit noch Witz,
   Wenn man zuletzt erreicht das unverrückte Mahl:
   Die Langsamkeit wird den zum Blitz,
   Und eine Schildkröt selbst zu einem Donnerstrahl."

[100]) RF 30IX09: Wernicke spricht zu Torcy von den „drei Jahren, welche er einst in Frankreich verbracht."

[101]) C p. 292 f.

[102]) Diese Anschauung, die Wernicke u. A. in dem Epigr. „Auf den Lauf und Fall Frantzösischer Verse“ (C p. 214) sehr scharf ausgesprochen, hat ihm die unverdiente Ehre verschafft, für den Autor eines Buches gehalten zu werden, das erst zwei Jahre nach seinem Tode herauskam. Gottsched berichtet nämlich 1732 in den „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache etc.“ 1. Bd., 2. St., S. 202 der Verfasser des Traktates „Reflexions d'un Allemand sur les defauts de la versification Françoise,“ habe man ihm erzählt, sei Christian Wernicke. Die Schrift ist 1727 erschienen und Wernicke starb bereits 1725. Das einzige Exemplar der „Reflexions“, das ich kenne, besitzt die hamburger Stadtbibliothek (Realcatal. S D b Vol. VI, p. 90): Es stammt aus der Büchersammlung Friedrich v. Hagedorns, der seinen Namen hineingeschrieben und auf dem Titelblatt bemerkt „par Mr. Ginheimer de Nordstrand.“ Die 6 Seiten umfassende Einleitung ist mit „G. G.“ unterzeichnet; dem zweiten G hat Hagedorn mit Tinte hinzugefügt „inheimer“. Das erste G bedeutet Guillaume. Wer dieser Wilhelm Ginheimer gewesen ist, vermag ich trotz mannigfacher Nachforschungen, in denen mich das preussische Landrathsamt in Husum (Nordstrand) bereitwillig unterstützt hat, nicht zu sagen. Ich kenne von ihm noch einen Artikel in den „Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen“ 1741, Nr. 42, S. 353 ff., der aus kritischen Bemerkungen über vorangegangene Aufsätze anderer Autoren besteht, und eine Schrift „Discours sur la preéminence du Roi de Dannemarc au dessus des autres rois de l'Europe 1731“ in der deutschen Uebersetzung (F. W. Ginheimers unvorgreifliche Gedanken von den Vorzügen der Könige zu Dänemarck=Norwegen für andere europäische Könige, Frankfurt und Leipzig 1740; Kgl. Bibliothek zu Kopenhagen). Eine Anzeige der „Reflexions“ findet sich in den „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen des Jahres 1727,“ Nr. 89, S. 883. Es geht aus derselben hervor, dass der Druckort der Abhandlung Lübeck ist. Vgl. auch B. Kordes, Lexikon der Schleswig-Holsteinischen und Eutinischen Schriftsteller 1797, Einleitung S. XV f. — Schröder (Provinzialberichte 1825, S. 161) zitirt Kordes. Der Gegenstand selbst wird in einem andern Zusammenhange behandelt werden.

[103]) C p. 20.

[104]) C p. 182 und 186.

[105]) Um die Spitze zu verstehen, muss man eine Anmerkung Wernickes hinzuziehen (C p. 76):

„Dass drey Kröten in dem Wappen von Frankreich vor Alters geführet, aber von den ungeschickten Mahlern so unförmlich verstellet worden, dass die Nachkommen sie für drei Liljen genommen haben, wird von den Frantzosen nicht geleuchnet.“

[106]) C p. 136.

[107]) 1694 S. 190.

[108]) Einleitung zu A. — Diese Einleitung hat Anspruch auf höhere Beachtung, denn sie war vornehmlich zu dem Zwecke geschrieben worden, damit man sie am dänischen Hofe lese. Wenn er also über seine

Schicksale während des Aufenthaltes in England berichtet, so musste der Verfasser sich vor Uebertreibung und Flunkerei hüten, denn in Dänemark wusste man über seine Person, wie über seine Erlebnisse sehr gut Bescheid.

[109]) Ahg S. 227.

[110]) Ahg S. 227.

[111]) So ist folgende Stelle aus der Einleitung der A-Ausgabe zu deuten: „Zum andern (scil. habe er gelernt), dass eine ein wenig mehr als gemeine Wissenschaft der weltlichen Händel und Begebenheiten, ohngeachtet dieselbe nicht anders als mit dem rechten Nutzen angewandt werde, dennoch, wo sie nicht verborgen gehalten wird, einen nur vor sich selbst lebenden in nachtheiligen Verdacht zu bringen fähig sei.“

[112]) Ahg S. 212 f.

[113]) R F 25 VIII 12.

[114]) S. 44—45; 90—91.

[115]) Vgl. Einleitung zur vorliegenden Biographie. — Das Ergebniss der Forschung fasst sich in dem folgenden Schreiben zusammen, welches dem „Auswärtigen Amt“ des deutschen Reiches zuging und durch die Preuss. Gesandtschaft in München mir übermittelt wurde:

„Auf Grund einer Mittheilung der Königl. Grossbritannischen Regierung hat der Kaiserliche Botschafter in London berichtet, dass der im Tower aufbewahrte Schriftwechsel, welcher sich auf die innere und äussere Politik unter der Regierung König Wilhelm's III. und der Königin Marie II. bezieht, einer sehr eingehenden Durchsicht unterworfen worden ist, dass aber keine auf das Leben Christian Wernickes bezügliche Notiz sich daran vorfindet, und dass auch Wernicke nicht in Howells „State Trials“ unter den im Jahre 1696 wegen eines Mordversuchs gegen den König angeklagten Personen genannt wird. Englischerseits ist ferner bemerkt worden, dass die in dem Record Office befindlichen sogenannten „Tower Archives,“ welche Geschichtsschreiber häufig zu benützen wünschen, ausschliesslich Gerichts-Akten enthalten.“

[116]) Ahg S. 204.

[117]) Riegel nennt ihn in seiner „Geschichte Christians V.“ S. V „einen der grössten Weltmänner im Norden.“

[118]) Für die Darstellung der innern Politik Dänemarks benütze ich das vortreffliche Werk von Eduard Holm: Danmark-Norges indre Historie under Enevaelden fra 1660—1720. II, S. 113—119; 123—131.

[119]) Der Druckort Amsterdam ist erdichtet.

[120]) Vorrede zu den Eclogen B S. 161 ff.

[121]) Der Frieden von Ryswijk beendete den sogenannten pfälzisch-orléansschen Krieg am 20. September (Frankreich, Holland-England, Spanien) und 30. Oktober (Kaiser und Reichsstände).

[122]) Aus einem Brief an Jessen dd. 17. August 1697. Vgl. Ahg S. 208.

[123]) S. 67 ff.

[124]) Susanna und die zwei Alten. Clölia und Mucius Scävola. Antonius und Cleopatra. Auf die vielen Frantzösischen Bücher. Auf Taciti Historien. Auf die Julia.

[125]) Vgl. die Briefstelle: „La pluspart des ministres en cete ville me connoissent et m' honorent de leur amitié, ceux d'Angleterre s'y distinguent le plus.“ Ahg S. 214.

[126]) Vgl. Ahg S. 214.

[127]) Ahg S. 217.

[128]) Dies geht aus einem Schriftstücke hervor, das unten (Anmerkung Nr. 183) mitgetheilt ist.

[129]) Vgl. Vorrede zu B.

[130]) B p. 56 f.; C p. 68.

[131]) Unter „Nouvelles d'Angleterre“ S. 450.

[132]) Ebend. S. 460.

[133]) 1671, S. 302.

[134]) König Wilhelm war ein beliebter Gegenstand der Epigrammendichter; u. A. hat Wernickes Gegner Hunold ein Epigramm „Auf das Marmor-Bildnis Wilhelms III. von England“ (Galante Ged. I, S. 71) verfasst:

„Hier blitzt der tapfre Held, mit dem die Erden pranget,
Vor dem die stoltze See vergnügt die Segel streicht.
Der Freyheit, Ehr und Ruhm den Britten hat erlanget,
Der in Batavien allein der Sonnen gleicht.
Es leget Hercules vor ihm die Keulen nieder,
Weil seine tapfre Faust nicht über diese kam.
Er stärckt den tapffren Arm durch sieben tapffre Glieder,
So kennt ein Blinder auch den grossen William.“

Michael Richey hat Wernickes Sinngedicht auf folgende Weise umgearbeitet:

„Mahl Holland Friedenvoll und Irrland als besieget,
Wenn Wilhelms tapfre Faust die Feinde kränkt und beugt;
Entwurf das Parlament als willig und vergnüget,
Wenn Wilhelms sanfter Mund die Herzen lenkt und neigt;
Lass allgemeine Ruh ein Bild der Wirkung werden,
Wenn Wilhelms hoher Witz tiefsinnig denkt und schweigt.“

Die Umarbeitung stammt aus dem Jahre 1715 und ist von Gottfried Schütze in die Gedichte Richeys (1764—66, I, S. 221) aufgenommen worden.

[135]) B p. 101—102; C p. 130 f.

[136]) Am Schlusse gedenkt Wernicke „des Glücks das ihm (dem König) zur Seite sitzt“ und als „Lohn der Tugend“ geschenkt sei, ihm,

„Der als ein König alle schützt,
Als Eh'Gemahl nur eine liebet.“

Als Wernicke diese Worte schrieb, war der König noch der wackere Gatte; bald darauf entpuppte Friedrich, der Verstandesmensch und praktische Kopf, sich als leidenschaftlicher Don Juan, so dass Wernicke taktvoll handelte, wenn er die vier letzten Verse strich und durch die folgenden ersetzte, die freilich etwas spitzfindig und gezwungen ausgefallen sind:

„Du überwindst dich selbst, und zeigst dein Recht der Welt,
Und deiner Grossmuht Ruhm wird niemals nicht veralten:
Ihr Vorwand war den Fried Europens zu erhalten;
Und du bist's, der ihn itzt allhier allein erhält."

[137]) B p. 63; C p. 74. — Reventlow ist am 21. April 1644 geboren. König Friedrich III. machte ihn 1665 zum Kammerherrn und zwei Jahre später zum Hof- und Kanzleirath; 1860 wurde er Ritter vom Elephanten, Patron der Universität Kopenhagen und Oberjägermeister, 1699 Grosskanzler. Er ist zu verschiedenen Gesandtschaften gebraucht worden und hat es u. A. erreicht, dass Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark kamen. Der Verfasser der „Relation d'un voyage en Dannemarc" (1706) giebt (S. 77) von Reventlow die folgende Beschreibung: „Mr. le chancelier est un seigneur tres-bien fait et de bonne mine, grand de taille et assez puissant, avec un visage plein un peu coloré, des yeux vifs, portant une perruque blonde". Er stirbt am 21. Juli 1708. — König Friedrich IV. verheirathete sich 1712 mit der Tochter Reventlows, die als Königin den Namen Anna Sophie führte.

[138]) C p. 214.

[139]) Vgl. C p. 146.

[140]) Wedel S. 33 Anm.

[141]) U. a. R F 15 III 09.

[142]) In dem Briefe an Reventlow vom 10. April Ahg S. 206.

[143]) Chr. H. Schmid, Biographie der Dichter. 1770 II S. 359—411. (in der Biogr. Friedrich von Hagedorns).

[144]) B p. 65 f., C p. 78.

[145]) Noch eins so hab' ich (30) Jahr,
Noch eins vielleicht so lieg ich auf der Bahr:
Und eins hernach, so bin ich schon vergessen:
Drum lasst mich Zeit und Stunde messen.

Durch Werck nicht Wort, mit Klugheit nicht mit Witz.
Ein Baum der reife Früchte trägt,
Und diese willig niederlegt
Dem wird das Schütteln gar nicht nütz.

[146]) Vgl. auch Eschenburgs Ausgabe der Werke Fr. von Hagedorns IV. S. 6 f. Anm.

[147]) Aus den Jahren 1708—1715 allein existiren 276 Briefe Hagedorns. Oft sind es nur Zirkular-Notizen, stets aber hat der Minister am Schluss etwas Persönliches hinzugefügt. Die königliche Verfügung steht GH 1718.

[148]) Wernicke hat sich einmal über eine Unterbrechung der Korrespondenz zu beklagen und schreibt (21. Juli 1713) im Tone des Beleidigten an Hagedorn, als ob seine Freundschaft dem Hamburger Kollegen mit der Zeit lästig falle. Umgehend (11. August) antwortet der überraschte Hagedorn mit einem erklärenden und beschwichtigenden Schreiben, worin

es heisst: „Je vous puis pourtant protester, Monsieur que cela ne m'est jamais venu dans la pensée; votre correspondence, m'etant trop agréable, et d'ailleurs j'ay tant de Confiance dans votre amitié, que je m'estimerois très-ingrat moy-meme si je voulois faire quelque chose, qui y pourroit prejudicier .... J'espere Vous m'absoudrés et que Vous me continuerés votre chere correspondence, cependant j'ay raison de vous gronder, Monsieur, de n'avoir pas une meilleure opinion d'un Ami qui vous venere assurement, et qui connoit votre merite."

[149]) Hunolds „Pritschmeister" S. 29. Anm.

[150]) Frankfurt und Leipzig St. 3. Nr. 4. S. 295 ff. Anm.

[151]) In den gleichfalls 1708 erschienenen „Deutschen Gedichten": „Von dem Temperament und Gemüths-Beschaffenheit eines Poeten" S. 61 f. — Feind nennt ihn, um ihn vor der Oeffentlichkeit näher zu bezeichnen „Narrweck": In dieser Weise hatte Hunold (Pritschmeister) Wernickes Namen durch Anagrammatisirung verstümmelt. Uebrigens ist Feinds Kritik eine der günstigsten, die der Verfasser der „Ueberschriften" gefunden.

[152]) C p. 187 f.

[153]) Wedel S. 40.

[154]) C p. 212.

[155]) C p. 128.

[156]) C p. 197.

[157]) C p. 238.

[158]) C p. 150.

[159]) „Gedancken in der Dämmerung" C p. 72.

[160]) „Gedancken zur Abendzeit bey Licht" C p. 186.

[161]) C p. 200.

[162]) C p. 37.

[163]) C p. 81.

[164]) C p. 219.

[165]) „Es ist uns gut Herr, dass du uns züchtigest." C p. 178.

[166]) C p. 180.

[167]) C p. 107.

[168]) IV, 7. — Bei Lachmann II, S. 322.

[169]) RF 1 XI09: Sire il ne seroit pentetre pas mal-à-propos, que sans faire semblant de rien savoir de ce que le Duc de Marlborough auroit dit au sujet de mes pretendues audiences, ce qu'on ne pourroit faire sans aigreur et consideration de ce qu'il s'ingeroit dans des choses qui ne le regardoient pas on lui donnoit adroitement à entendre que l'homme de V. M. à la cour de France etoit celuy qui au sujet de la bataille de Hochstedt a fait les six vers Anglois à Son Honneur qui ont été si fort applaudis en Angleterre.

[170]) Mummerey bei Hofe, C p. 151.

[171]) Vgl. C p. 188 Anm.

[172]) C p. 53. Anm.
[173]) C p. 165.
[174]) C p. 167.
[175]) C p. 222.
[176]) C p. 233.
[177]) C p. 117.
[178]) C p. 22—23.
[179]) C p. 31.
[180]) C p. 235.
[181]) Vgl. Ahg S. 231.
[182]) RF: 30IX09; 1V, 22V16; 10II19.

[183]) Wernickes darauf bezügliche Eingabe lautet:

„Allerdurchlauchtigster, groszmächtigster könig, allergnädigster könig und herr, Sintemal ich nach dem e. königl. majestät allerunterthänigst überreichten letzten memorial und darauf überstandenen harten krankheit von dem hrn. geheimbden raht Blome vernommen, dasz e. königl. majestät sich annoch nicht entschliszen können, jemand an den chursächsischen hoff zu verschicken, so finde mich wegen meines bedrängten zustandes gemüsziget e. königl. majestät um die anitzo vacirende ober-auditeur charge allerunterthänigst zu ersuchen. Es ist unnöthig e. königl. majestät meine so lange expectantz, die darauf erfolgte gäntzliche erschöpfung und dabey geleistete bestmöglichste treuhertzige dienste zu dero königl. mitleidendem gemüthe zu führen, indem ich nach allem diesem mich vor nichts anders als einen unnützen knecht halte und das verlangte stücklein brod blosz allein von dero unüberschwencklichen königl. gnade erwarte.

Wie ich denn e. königl. majestät allerunterthänigst zuversichern mich erkühne, dasz nach erfolgtem allergnädigsten fiat ich nicht allein meines ambtes treulich warten, sondern auch in allen andern fällen, darinnen man sich etwa zu e. königl. majestät diensten meinen feder zu gebrauchen vor gutt befinden würde, mich jederzeit willigst und bereit finden laszen auch von mir selbst dero königl. allerhöchstes interesse nach meinem euszerstem vermögen zu befordern jede stunde bedacht sein und in allertieffster unterthanigkeit lebenslang verbleiben werde allerdurchlauchtigster groszmächtigster könig, allergnädigster herr e. königl. majestät allerunterthänigster diener und knecht Christian Wernike."

Das Datum fehlt zwar; doch geht es aus der folgenden Kanzleibemerkung hervor:

„nº 2 d. 26. martii 1708.

8. Christian Wernicke, welcher secretaire bey dem seel. stathalter Güldenlew gewesen, bittet, weile er von dem h. geheimbten rath Blome vernommen, dasz ihre mayᵗᵗ sich annoch nicht entschliszen können, jemant an den chur sächsischen hoff zu verschicken, dasz jhre mayᵗᵗ ihm aus königl. gnade die anietzo vaçirende ober-auditeur charge allergnäd. conferiren wolle." (G A Kriegs Cancelliets referede sager.)

[184]) Sämmtliche angezogenen Schriftstücke stehen im Wortlaut Abg S. 236–241.

[185]) Nach Beschluss des „Königl. Conseils“ vom 26. Okt. 1708 (Pat. S. 253) erhielt Wernicke:

1. An jährl. Subsistenz- und Besoldungsgeldern 1500 Rigsdaler in specie in Pränumerandozahlung quartaliter.
2. An „Equipage“-Gelder 500 Rigsdaler in Kronen. — Anfänglich sollte er seine ganze Gage (nach Beschluss vom 22.) nur in Kronen erhalten. Jetzt tritt die Vergünstigung ein, dass ihm „gleichwie bey dem verstorbenen Legations-Secretaire Braem“ Speciesthaler ausgezahlt erhalten werden sollten. (Vgl. William Scharling, Pengenes Synkende Vaerdi belyst ved Danske Aktstykker Kjöbenhavn 1869).

[186]) RF 4 I 09.

[187]) Seine Bestallung war am 21. Dezember 1708 erfolgt; im September 1708 starb er plötzlich.

[188]) Alles, was aus seinem Aufenthalte in Frankreich resultirte, war eine Schuldenlast von 5000 Livres, mit der sich die Regierung noch im Jahre 1711 zu beschäftigen hat. (RF 26 VII 09.)

[189]) Torcy äussert zu Braem: „König Friedrichs Gedult vor seine Alliirte sei so gross, dass ein jeder Potentat sich so beständige Bundesverwandte wünschen mögte, es sei aber zu vermuhten, dass seine Grossmuht endlich ermüden dürfte, anstatt der schuldigen Dankbarkeit vor seine Alliirte überlassenen Völker lauter Schwedische und Gottorfische Neigungen anzutreffen.“ Hoyers Jahrbücher (Manuskript.)

[190]) Beispielsweise RF 18 X 09: „Si le zele que j'ai pour le service de V. M m'emporte un peu au delà de ma sphere, j'espere que V. M. et son Conseil Roial pardonnera cet effet en faveur de la cause.“

[191]) RF 11 I 09: „Monsieur, Monsieur, ne vous rebutez pas. Ces sortes d'affaires ne s'accordent guère sur la première proposition qu'on en fait.“

[192]) Wernicke schreibt (11 I 09) offenherzig an den König: „Cependant je supplie très-humblement votre Majeste d'être persuadée, que des paroles si flatteuses, ni quoique ce soit au monde, ne me detournera jamais de mon véritable chemin, puis qu'outre mon devoir qui m'y oblige, je ne respire aprez autre chose que de pouvoir finir mes jours le plus prez de Votre Personne Roiale, qu'il me sera possible.“

[193]) RF 1 VII 09.

[194]) RF 20 IX 09.

[195]) RF 18 X 09: Nous pourrions nous servir avantageusement de cete decouverte contre nos ennemis, mais il faut qu'on cache bien que je l'ai faite. Cela me nuiroit en cete cour et par consequence aux affaires de V. M. On pourroit surprendre ce correspondent pour peu qu'on en fut averti à la Haye.

[196]) Dies bemerkt Hoyer sehr richtig. Leben Friedrichs IV. S. 150.

[197]) Ordre aus der deutschen Kanzlei vom 4. Januar 1710.

[198]) RF 29 VIII 10.

[199]) Wernicke schreibt darüber 28 VII 09 an den König: Etant arrivé chez lui, il m'a fait voir une lettre du Doge qu'il avoit receuë la veille où il lui mande entre autres choses: Que la République avoit appris avec plaisir l'étroite amitié et union qu'il y avoit entre cet ambassadeur et moi; qu'elle lui ordonnoit de la cultiver avec soin, et de me faire connoitre l'estime que la République avoit pour ma personne, avec asseurance qu'elle ne manqueroit pas de m'en donner des marques dans les occasions.

[200]) RF 25X09; Wernicke schreibt dem König: „Qu'on y aura (im Senate) de grans egards comme en toute autre chose à la recommandation de V. M., dont ils tacheront de conserver l'amitié par toutes sortes de bons offices."

[201]) Der Hauptinhalt der Berichte ist:

„Comme pour la conservation du throne d'Espagne pour le Roi Philippe la France offre a l'Angleterre de se conformer aux Preliminaires en tant qu'ils n'y sont pas contraires, de rendre la Sicile, de laisser Gibraltar et le Port Mahon entre les mains des Anglois: qu'elle leur offre même des places aux Indes Espagnoles et dans la mer du Sud, et que ce dernier point fait le plus d'impression sur leurs esprits, on leur a envoye le sieur Mesnager homme habile au commerce que le Roy T. C. a employé cy-devant en Espagne et ailleurs, et qui est à-present actuellement à Londres. Ce qu'il y a de facheux pour nous c'est qu'on m'assure que le Sieur Prior a sondé le M. de Torcy si la France en cas de paix se voudroit joindre aux Alliés pour l'entier retablissement du Roi de Suede. Je veillerai à cete derniere affaire avec soin . . .

Ces negotiations (secretes de paix) se font comme entre le Roi Philippe d'Espagne et l'Angleterre. Le premier propose à l'autre de lui laisser en toute proprieté Gibraltar et le port Mahon, de lui ceder aux Indes l'Isle de Cuba avec la Havanna et le Roi de France y ajoute Dunkerken pour le mettre entre les mains des Anglais dans l'estat où il est à present. Le Roy Philippe propose de plus ceder au Portugal les 3. places que les Alliés luy ont stipulé dans le Traité qu'ils ont fait avec lui et pour ce qui regarde la Hollande et les autres Alliés on se remet à la Mediation de la Reine de Grande-Bretagne. Comme après ces propositions on a bien voulu envoyer le Sieur Prior en France, il semble que l'Angleterre trouve ces propositions à son grè il ne tient qu'à s'exprimer sur la sureté de commerce que l'Angleterre demande en Espagne et aux Indes, ca esté la le sujet du voyage du Sr. Prior et c'est encore celuy du voyage que le Sieur Mesnagner vient de faire en Angleterre. Ce dernier est un Marchand de Rouen."

[202]) Da inzwischen der Fleiss und die Mühe, so der Herr Canzlei Rath, nach Inhalt seiner verschiedenen Relationen und Zumahlen der beiden vom 21. und 25. passati zur Approfundirung der Königl. Gross-Brittanischer Seiten entamirten secreten Friedens Negotiation zu Paris bisshero angewandt Ihr Königl. Maj. und dero Conseil nicht anders, dan zum respective allergnädigsten und besonderen Vergnügen gereichen können. So

wird Er seiner gewöhnlichen Adresse und application nach, was darunter ferner passiren möchte, zu penetriren und davon zuverlässige Rapporten abzustatten, hoffentlich nicht ermangeln, folglich darunter von seinen zu Ihr. Königl. Maj. interesse und Diensten bisshero bezeugten Eyfer, eine besondere probe an den Tag zu legen, auch sich dagegen dero beharrlichen Königl. Gnade und Hulde umb destomehr versichern können. (Dtsche Kzlei 17. Oktober 1711.)

[203]) RF 2 X 11.

[204]) Dtsche Kanzlei 9. März 1711. Es heisst am Schluss des Reskripts: „Die Sachen konnten sich anjetzo gar leichte endern und würde ein jeder aldan bedacht sein müssen, solche engagements zu nehmen, die seinem Interesse am convenabelsten wehren."

[205]) RF 25 VIII 12 „. . . . il (T.) me dit fort brusquement qu'il scavoit bien que je n'avois rien à lui dire. Est-ce donc, Monsieur, répondis-je, que vous trouvez mauvais que je sois venu m'acquitter de mon devoir envers V. E. Non, me repliqua-t-il, je suis au contraire ravi de vous voir: Mais je scais bien que de chez vous on ne vous envoie aucune instruction, qu'on ne vous ecrit aucune Lettre, et qu'on se souvient à-peine que vous êtes icy. C'etoient la ses propres paroles, dont je ne diminue ni n'ajoute la moindre syllabe. Et voila, Sire, le beau succès de mon voiage très-désagréable pour moi . . ."

[206]) Das dramatisch bewegte Gespräch sei hier auszugsweise wiedergegeben: „Le Roi ne veut point la guerre, mais il se trouve obligé à faire quelque demarche en faveur du Roi de Suede, à cause qu'il se trouve engagé à la garantie du Traité de paix de Westphalie. Wernicke (zornig): Monsieur, vous faites sonner bien haute ce mot de garantie. N'ai-je pas dit plusieurs fois que l'on donne une trop grande etenduë à ce mot, et qu'au fonds il n'importe autre chose si ce n'est que les Garands en cas de rupture emploieront leurs bonnes offices pour remettre la paix entre les partis conformement à la justice et à l'equité de leurs pretensions. Sans cela un Souverain se donneroit un maitre en acceptant un Garand. Torcy: Mais ce n'est aussi que par la voye de mediation que le Roi pretend ramener la paix au Nord. Wernicke: Eh vous croyez Monsieur que nous vous y fions aprez la demarche que cete cour vient de faire. Torcy: Je ne puis m'offenser de votre colere, puis qu'elle est trop flateuse et pour moi et mon frere. Mais je vous dirai et vous m'en croyez, si vous voulez, qu'aiant de très-bonnes intentions pour le Danmarc et pouvant plus sur mon frere que sur un autre, sa nomination bien loin de nuire ne fera que les avancer d'avantage."

[207]) RF 10 XII 14.

[208]) RF 1 III 15.

[209]) Der Kanzler Pontchartrain sagt zu ihm (RF 12 IV 15): „Pour votre personne, soiez en assurance, nous en sommes contens, et nous vous plaignons tous les jours rien n'étant plus douloureux que la situation, où vous vous trouvez, non seulement par raport aux affaires

publiques dans lesquelles vous êtes si peu secondé de chez vous, mais encore à l'egard de vos affaires particulieres, dont nous connoissons la misere." „Mais en quoi paroit donc si fort cete misere, lui dis-je, mes habits sont-ils dechirés ou mon petit equipage n'est-il peut-etre pas en assez bon etat." „Pour les dehors, me repondit-il, vous savez les sauver que c'est merveille, et c'est une science d'economie qui vous semble particuliere, quoique nous voions bien aussi que vous en êtes à bout, mais ouviez votre sein, si vous le pouvez, et montrez nous votre coeur, nous le trouverous tout dechiré . . ."

[210]) 12 Franken sind so viel wie vordem 6. — Ein Reichsthaler = 3 Franken.

[211]) RF 26 VII 09.

[212]) Wernicke leitet dies aus Chikanen der dänischen Geldagenten Hertoghe in Hamburg her, die gegen ihn aufgebracht waren, seit er die Korrespondenz mit ihnen abgebrochen. Er hatte nämlich in Erfahrung gebracht, dass die politischen Berichte, welche er ihnen von Zeit zu Zeit geschickt, in die Hände von Zeitungsschreibern gefallen seien.

[213]) In seinem an den König gerichteten Neujahrsbriefe sagt er (28 XII): „Celui (sc. état) ou je me trouve à-present est tel que je ne scais comment m'y prendre pour m'acquiter de la coutume ordinaire à l'aproche d'une nouvelle année, les voeux d'un homme distrait ne pouvant être d'un fort grand prix."

[214]) Am 11. März 1712 schreibt ihm Hagedorn: „J'ay eu la chere votre du 4. du cour. Ce n'est pas Vous seul Monsieur, qui n'est pas payé, il n'y a personne des ministres etrangers, qui ait touché un sol depuis St. Michel et Mrs. de Harthoghen sont en avance, il faut bombarder la chambre avec des requetes, pour etre payé à l'exemple des autres qui crient assés.

[215]) RF 8 IV 15: Die Vorrede dieser Denkschrift lautet:

„Allerdurchlauchtigster grosmächtigster König Allergnädigster könig und herr.

Ich habe viel jahre hero in meinen an E. Königl. Majestät abgelaszenen allerunterthänigsten relationen denselben meinen aus mangel des lange nicht zureichenden mir allergnädigst zugelegten appointements herrührenden bedrängten kläglichen zustand. Von zeit zu zeit und da mich derselbe am meisten gedrücket, aus höchster noth gezwungen allerunterthänigst vorgestellet; auch mitt der unaufhörlichen hoffnung, dasz E. Königl. Majestät wegen leicht zu begreiffender wichtigen folge deswegen endlich ein allergnädigstes einsehen haben würden, getröstet. Nun mehro aber da es so weit gekommen, dasz wegen den von jahre zu jahre anwachsenden schulden und hieraus entstehender ermanglung alles weiteren credits hiesiger hof sich deswegen zu formalisiren angefangen, auch wenn der sache nicht raht geschaffet würde deswegen sehr nachtheilige mesures nehmen möchte, so kann nicht länger umhinn mich mittelst dieser unterthänigsten bittschrifft zu E. königl. Majestät füszen zu werfen, dieselbe flehentlich

und demüthigst ersuchende, es wollen dieselbe allergnädigst geruhen, die hiebeygehende rechnung meiner jährlichen unvermeidlichen unkosten durch dero hochansehnliches königl. conseil examiniren und nach befindung der sachen solche anstalt allergnädigst machen zu laszen, dasz ich zum wenigsten inskünftige woher die gantz unvermeidliche höchstnöthige unkosten zu nehmen im stande gesetzet werde.

Ich werde diese hohe und zu beforderung E. königl. Majestät selbsteignen höchsten interesse an hiesiger hofe gereichende königliche gnade zeit meines übrigen lebens mitt pflicht-schuldigstem allerunterthänigsten danck erkennen, und wo nicht mit mehrerer sorge ernst und eifer, weil solches nicht müglich, zum wenigsten mitt minderer, biszhero aus sorge meines täglichen auszkommen herrührender, distraction alles was zum nutzen und zur gloire E. Königl. Majestät, dero hohen Königl. ministres und dero Königl. reichen und lande gereichet aufs euszerste und allen meinen möglichen krafften noch zu befodren suchen, allstets mit allertieffstem allerunterthänigst respect verbleibende

Allerdurchtlaucht. groszmächtigster könig allergnädigster herr E. Königl. Majestät Allerunterthänigster getreuester diener und unterthan

Paris d. 8. april 1715. Wernicke.

[216]) In dem Dankschreiben vom 9. August heisst es:

„Cest une grace qui Lui coutera moins que l'autre. Car quelque grand que soit le revenu d'un Souverain il ne laisse pas d'avoir ses bornes: Mais l'honneur et la gloire qui l'environnent n'en ont point. Il en est la source et cete source est inepuisable. Plut à Dieu qu'il en fut de même du revenu d'un Prince aussi debonnaire et aussi bienfaisant que l'est Votre Majesté."

[217]) RF 19 VII 15. — Bemerkenswerth ist auch der Bericht vom 21. Juni: „Man versichert mich, dass ordre an den Graf von Croissy gesandt sey, dem Schweden zu insinuiren, dass Engagé Ihm keinen secours geben könne, und Er also den Frieden aufs beste wie es ihm möglich machen möchte, und wiewohl nun diese Nachricht sicher genug scheinet, indem solche von solchen Leuten kommet, welche die Casse in Händen haben, nichts desto weniger weil man allhie in seinen resolutionen sehr veränderlich, auch öfters mehr aus Caprice als einem wahren Interesse agiret, so währe zu wünschen, dass wir diese Campagne alle unsere Kräfte wieder den Feind anwendeten, auch übrigens hiesigen Hoff aufs möglichste menagireten, damit Ihme weder die Zeit gelassen, noch Anlass gegeben würde zu verhindern, dass Ew. Königl. Majestät zum wenigsten einen Theil der avantages aus diesem Krieg ziehe, welche sie sich im Anfang desselben zu promittiren Ursache gehabt haben."

[218]) RF 20 V 15.

[219]) Am 23. September hatte Wernicke bei dem Regenten die erste Audienz. RF 24 IX 15.

[220]) Das Diplom trifft am 20. September in Paris ein (RF 23 IX 15). Es ist ausgefertigt am 7. September des laufenden Jahres, aber aus Höf-

Höflichkeit gegen Wernicke auf den 11. Juli 1713 zurückdatirt worden.

[221]) RF 30 IX 15. Schon Torcy hat vielfach darauf gedrungen z. B. (RF 7 VI 15): „Je ne suis ni Ambassadeur ni Envoyé, il (Torcy) scait d'ailleurs bien des choses qui lui font juger que l'on ne fait pas grand cas de moi chez nous et cela lui suffit pour conclure que le tems, qu'il me donne et qui d'ailleurs lui est precieux, est un veritable tems perdu"...

[222]) Dtsche Kzlei 12. und 20. Oktober 1715.

[223]) RF 30 X 15.

[224]) } RF 4 XI 15.
[225]) }

[226]) RF 1715: 12 III; 29 VI; 3 VII; 10 VII: 10 X; 26 X. - Dazu Dtsche Kzlei 24. März und 24. Oktober.

[227]) RF 7 IX 16.

[228]) RF 9 IX 16.

[229]) RF 27 IX 16.

[230]) Es lautet:

An den Hertzog von Orléans, Regent von Frankreich
Copenhagen 19. December 1716

Mon Frere. Ce fut avec une satisfaction particuliere que j'entenday, il y a du temps l'elevation de V. A. R. à ce degres de Puissance et d'Authorité, qui Luy etoit si bien et legitimement du, par raport du sang, dont Elle est issuë et aux merites illustres qui accompagnent sa Personne. Je me donne à present le plaisir d'en feliciter par ces lignes V. A. R. et j'embrasse en meme tems cette occassion pour Luy marquer, combien je souhaite de voir l'ancienne correspondence entre mes Rogaumes et la France bien retablie et tout remis sur le pié d'amitié, qui a toujours subsistée entre nos ancetres de glorieuse memoire. Pour moy J'y mettrai toute mon application et je prie V. A. R. d'y apporter non seulement la meme facilité, mais d'ajouter aussy foy à tout ce que Lui dira là dessùs mon Conseiller de justice le Sieur de Wernicke à quoy je me remets pour cette fois entierement et suis toujours avec sincerité etc.

[231]) RF 15 I 17.

[232]) RF 25 I 17.

[233]) RF 22 II 17.

[234]) RF 8 II 17: „nach vielem disputiren so hat mir endlich mein sohn zu verstehen gegeben, dasz er wohl sähe, dasz er übel gethan habe, dasz er diese sache dem conseil communiciret habe. Es wäre aber dennoch hiemit nichts versehen, dasz man den lauft der sachen ein wenig ansehen müste. — Dasz was Ihn betreffe, so würde Er sich der ersten favorablen occasion bedienen umb Ew. Königl. Maj. ein völliges contentement zu geben, allein weilen es alsdann nöthig seyn würde, dasz die resolution umb Ew. Königl. Maj. zu contentiren so bald sie genommen auch zu gleich ohne zeitverlust ins werck gestellet würde, so währe es rathsam, dass Ew.

Königl. Maj. mir sogleich anjetzo mein creditifschreiben an den könig in Franckreich zufolge dem neuen style zusenden möchten, und dasz, wann es zeit seyn würde, die sache offentlich eclatiren zu laszen, Ihre Hoheit als dann mich deswegen avertiren laszen würden und damit man nicht vielleicht mit unfuge gedencken möchte, dasz man unsz zu surpreniren gedächte, so verspräche Er ehe ich dieses creditif schreiben in einer offentlichen audience dem könig in Franckreich überreichen würde Er mir eine versicherung unter seiner hand oder des presidenten des conseils der auslandischen affairen einhändigen laszen würde, dasz der könig in Frankreich sogleich Ew. Maj. in gleichen terminis antworthen werde . . . ."

[235]) Z. B. RF 30 IV 17 und 16 VII 17. — Am 9. April sendet Wernicke u. A. eine hübsche Beschreibung des jungen Königs: „On ne voit rien dans les personnes de son age qui lui soit comparable pour les graces du corps: Bienfait dans tous les parties au de là de l'imagination, le visage parfaitement beau, quelquefois un peu pale, mais cete paleur s'efface peu-à-peu et fait place à une couleur plus vive. Il ne fait voir aucune inclination, qui ne soit noble et bienfaisante; il est doux, traitable et appliqué au travail, depuis qu'il est sous la direction de monsieur le maréchal. C'est là son veritable portrait. Il seroit inutile de vouloir flater, qui ne m'entend point, et impertinent de faire à Votre Majeste de fausses peintures."

[236]) RF 6 IX 17.

[237]) Dtsche Kzlei 9 XI 17.

[238]) RF 27 XII 17. „Sire, ce que Votre Majesté vient de me commander en cete occasion, je l'ai déja fait à diverses reprises. Monsieur le maréchal d'Estrées m'avoit à la verité parlé d'un traité d'amitié ou de commerce. Mais monsieur le marechal d'Huxelles m'a assez donné à entendre, que le traité de commerce etoit d'une trop longue discussion pour l'affaire en question, où il ne s'agissoit que d'un pretexte pour donner contentement à Votre Majesté sur le titre de Majesté; que celui d'amitie etoit le plus simple et le plus expeditif de maniere que l'affaire seroit faite dès aussi tot qu'il plairoit à Votre Majeste de me munir de lettres qui en etablissant mon caractere par la facilité que monsieur le duc d'Orleans y vouloit bien apporter ils pussent traiter avec moi avec honneur. Voicy à peu prez comme on conçoit ce traité: I. Qu'il y auroit une sincere, exacte et etroite correspondence entre les deux couronnes. II. Qu'elles avanceroient les interests de l'une et de l'autre par toutes les voies imaginables qu'ils pourroient trouver sans se commettre avec personne. III. Que tandis qu'on pourroit prendre des mesures pour faire un traité d'alliance ou de commerce, dans lesquelles on conviendroit plus particulierement des avantages reciproques des deux couronnes et de leurs sujets, les sujets de France seroient traités en Dannemark et les sujets de Dannemark en France comme le seroit la nation la plus cherie, sicut

gens amicissima. Et enfin IV. Que pour lever tous obstacles et eloigner toutes difficultés les deux rois se traiteroient desormais reciproquement de Majesté et que dès qu'aprez la conclusion de ce traité j'aurois dans une audience publique presenté au Roi T. C. les lettres de Votre Majeste conformement au nouveau stile, S. M. T. C. y repondroit aussitot à Votre Majesté suivant le même stile. — En tout cas, Sire, Votre Majesté ne peut me croire ni assez simple, ni assez novice dans les affaires, pour que je voulusse consentir à un seul mot qu' aprez qu'il auroit passé par l'etamine dans Son conseil reial. Après cela j'employerois mes premiers soins à faire un traité de garantie en particulier entre Votre Majesté et monsieur le duc d'Orléans, en vertu duquel Votre Majesté luy garantit la succession de la couronne de France en cas de mort du Roy d'aujourd'hui suivant le traité d'Utrecht, et que ce prince reciproquement garantit à Votre Majesté Ses nouvelles acquisitions faites depuis cette guerre. Ce Traité seroit aussi à faire entre les deux couronnes, mais il en seroit moins secret, et comme pour soutenir avec honneur mon caractère Votre Majesté Se trouvera engagée à mon egard à un peu plus de depenses, j'ose Luy promettre, qu' Elle ne sera pas longtems sans s'en voir abondamment recompensée de ce costé. Je connois monsieur le duc d'Orléans. Rien ne luy est plus facile que d'ouvrir la bourse et il l'ouvriroit d'autant plus volontiers que pour se tenir toujours prest à se garantir reciproquement, il conviendroit qu'en temps de paix même Votre Majeste tient toujours un bon corps de trouppes sur pied."

Enfin, Sire, la France paroit dans de bonnes dispositions pour nous, il faut les cultiver et profiter des conjonctures.

[239]) RF 23 V 18.

[240]) RF 29 VIII 18. Das merkwürdige Schriftstück des Königs lautet: d. 15. aug. 1718.

An den hrn. envoyé von Weyberg zu Wien, hrn. etatsrath Wernicke zu Paris, hr. envoyé baron von Söhlenthal zu Londen, hr. envoyé Westphal zu Petersburg und an den hr. envoyé Meyer zu Berlin. et in simili d. 22. Octobr. 1718. An den hr. geh. raht Burchard Grafen von Ahlefeldt.

F 4 tus. Dir ist genugsahm bekandt, mit was grossen efforts und sonderbaren abwechselungen der glücks- und unglücks-fälle Wir insonderheit diesen langwierigen bluthigen krieg wieder Schweden geführet, durch selbigen aber nichts anders als einen Uns glorieusen und Unseren getreuen unterthanen nutzlichen auch für die posteritet sichern und beständigen ein (?) folglich der wahren balance im Norden gemässen frieden zu erlangen intendiret, worzu Wir nicht allein das Schwedische Vor-Pommern bis an der Peine nebst der insel Rügen besitzen, sondern auch durch den treulosen friedensbruch des Gottorffischen hofes die possession der hertzogthümer fürstlichen antheils erhalten und Unss gegen dergleichen tückische attentata negst Gott auf das zulänglichste zu verwahren die grösseste und befugteste ursache von der welt haben. Da sich indessen ietzo einige

zweiffelhafte und epineuse conjecturen hervorthun, indem zwar einen theils die kräfte der Schweden sehr geschwächt und selbige durch göttliche beystand gäntzlich von dem teutschen boden delogiret worden, andern theils aber der könig von Schweden durch des Gottorffschen ministri des baron Görtzen intrigues und betrieb verschiedene mishelligkeiten zwischen denen Nordischen alliirten zu stifften sich bemühet, auch darin so weit reussiret, dasz nicht allein daraus eine dreyjährige der Nordischen ligue so fatale inaction entstanden, sondern auch der Czar und der könig von Engelland in ein besonderes mistrauen mit einander verfallen und der erstere, mit dem der könig von Preussen dem verlaut nach in allem de concert gehet, öffentliche denen tractaten schnurstrax zu wieder lauffende friedens-negotiationes mit dem Feinde auf der insel Aaland vorgenommen, der andere hingegen sich, wie die erfahrung gelehret, gleichfals verschiedene heimliche denen reciproquen tractaten entgegen seyende friedens-propositiones in Schweden durch ein und andere emissarios thun lassen, beede aber, ohngeachtet der von Unserntwegen durch Unsere ministres gethanen vielfältigen und nachdrücklichen instances Unss davon bis dato keine authentique und zuverläszige communication gegeben haben, so wird es wohl nunmehr höchst nöthig und erforderlich seyn, dasz Wir umb nicht zwischen zweenen stühlen niederzusitzen und zuletzt der gewalt des feindes allein exposiret zu bleiben Unsere consilia nach obigen conjecturen einrichten und beizeiten da Wir noch gott lob eine starcke cavallerie und guhte infanterie auf den beinen haben und ein ziemliche flotte in see bringen können hingegen die kräffte Unserer unterthanen durch die harte fast unerträgliche krieges-last abnehmen und die vielfältige ausgaben Unseren einkäuffen sehr schwer fallen an die negst göttlichen seegen und beystand zu nehmende mesures mit aller aufmercksahmkeit gedencken. Wir wollen demnach allergnädigst, dasz du nach anleitung oberwehnter der sachen wahren beschaffenheit diese an sich hochwichtige und nichtes minder als Unsere und des landes wohlfarth concernirende affaire bey dir selbst ohne sonsten aus jemanden, er sey wer er wolle davon part zu geben, reiflich überlegest und sodann an Unsz dein allerunterthänigstes bedencken ob und auf was weise Wir mit Schweden und Gottorf, indem selbige vor der hand als eins consideriret werden müssen, den frieden zu tractiren und zu schliessen haben, auch was hierunter das ultimatum und äusserste worauf Wir endlich bestehen könnten und müsten, seyn könne, sodann wie und welcher gestalt im fall sothaner friede wieder vermuhten nicht erfolgen solte, wer Unsz durch ein und andere zu schliessende alliances am besten zu verstärcken und zu verwahren, mithin der krieg gegen Schweden zu endlicher erhaltung eines raisonnablen und sichern friedens so wohl zu wasser als zu lande auf das kräfftigste fortzusetzen, wie dann auch woher alsdann die darzu benöhtigte geldmittel ohne Unsere getreue unterthanen gahr zu sehr mit zu nehmen und zu beschweren angeschaffet werden könnten, nach deinen besten wissen und gewissen, deinem Unsz bekandten zele vor Unser interesse

und das gemeine beste und der dir beywohnende erfahrung, auch denen Unsz von dir geleisteten theuren eides-pflichten mit dem allerfördersahmsten und je eher je lieber schrifftlich abstattest. Wornach etc.

[241]) RF 14X18.

[242]) Sie lautet: „Nos Friedericus Quartus etc.

Cum Nobis admodum in votis sit, ut antiqua foedera et constans amicitia quae Nobis cum Serenissimo, Potentissimo et Christianissimo Principe Domino Ludovico XV^to^ Franciae ac Navarrae Rege Fratre, Consanguineo, Amico et Confoederato Nostro charissimo nec non Nostris ab utraque parte praedecessoribus intercesserunt ad mutuam Nostram utilitatem et commerciorum augmentum renoventur et arctiori, in quantum fieri potest, nexu firmentur, Nos eum in finem Praenobili grate fideliterque Nobis dilecto Christiano de Wernicke, Consiliario Nostro Status et Supremi Nostri Tribunalis plenum Mandatum tribuisse ipsi etiam hisce tribuimus et concedimus, ita ut cum Ministris praedicti Regis pleno pariter mandato munitis hac de re colloqui et omnia, quae ad praefatum Scopum obtinendum et commerciorum libertatem augendam spectant agere atque desuper instrumentum conficere possit ac debeat, spondentes verboque regio promittentes, Nos omnia et Singula quae ita tractaverit et concluserit habita praesentis rerum Status ratione intra terminum stipulatum rati habituros et bona fide adimpleturos esse. In quorum fidem praesentes Manu Nostra subscriptas Sigillô Nostrô Regiô firmari jussimus. Dabantur in Arce Nostrâ Regiâ Hafniae die 20. Decembris Anno 1718."

Friederich R.

Dazu vgl. auch: H. C. Dr. Reetz, Répertoire historique et chronologique des traités conclus par la couronne de Dannemarc 1826 S. 115—116.

[243]) Vgl. RF 1718: 13 I; 10 II; 16 II; und Dtsche Kzlei 7. Febr.

[244]) RF 20X18.

[245]) RF 8XII18.

[246]) Dtsche Kzlei 30. Dez. 1719 und 2. Januar 1720.

[247]) RF 5I20 Dubois erklärt zuerst mündlich:

S. A. R. m'a ordonné de vous marquer que le Roi accordera au roi votre maitre Sa garantie (!) du duché de Sleswick conjointement avec le roi de la Grande Bretagne, lorsqu'il sera maintenu dans la paisible possession de ce duché par les traités qui retabliront la tranquilité dans le Nord et à condition, que la ville de Stralsund, ses dependances et l'isle de Rugen seront restituées à la couronne de Suède.

Am 1. Februar schreibt der Minister an Wernicke:

„Nous promettons, comme nous l'avons deja fait, de garantir à votre maitre (c'etoit son expression) la possession du duché de deSleswig, dès aussitot qu'il aura fait signer sa paix avec la Suede, et à condition qu'il rendra à cete couronne cete partie de la Pomeranie qu'il possede avec l'isle de Rugen

pour un equivalent, soit que cet equivalent se fasse en terres, villes, chateaux ou en argent.“

Der Regent selbst hatte sich zu Mylord Stairs, dem englischen Gesandten in Paris, geäussert:

„Les Danois me demandent la Garantie pour le Duché de Sleswig, je l'ai promise a leur Ministre en cete cour, et ils balancent à accepter la Mediation que je leur ai offerte: franchement je ne comprens pas ces gens-là.“

[248]) Dtsche Kzlei 3. Februar 1720: „Dahero du dann weilen Wir dir reiterirter maszen sothane Unsere intention kundt gethan, deine solcherhalb geführte weitleufftige raisonnements gar füglich hättest spahren und dich damit begnügen können und sollen, wie du alle deine application anwenden mögest, oberwehnten Unseren ordres stricte zu geleben und selbige so viel möglich nach jhrem wörtlichen jnhalt aus zu richten. Wir finden auch bey dieser gelegenheit nöhtig zu seyn, dir wegen deiner biszhero eingesandten relationen diese erinnerung zu thun, dasz du selbige nicht mit so vielen raisonnements und wenig importirenden umbständen auch andern zu Unserm dienst nichtes thuenden sachen anfüllest, sondern sothane deine relationes nach diesem succincter einrichtest und darin nichtes einführest als wasz Unsz zu wiszen importiret, Unszeren estatsaffaires angehet und die ausrichtung der dir von Unsz allergnädigst ertheilten befehlen und ordres concerniret.

Da Wir auch öfters und insonderheit in oballegirten deinen beeden relationen wahrgenommen, das du Uns über unsere affaires consilia zu geben dich bemühest und Wir dahero was dich dazu bewogen oder wer dir dergleichen consilia suppeditiret zu wiszen verlangen, so hastu dich hierüber mit dem fordersahmsten allerunterthänigst zu erklären und Wir verbleiben dir etc.

[249]) Dtsche Kzlei 17. Febr. und RF 8 III; 22 III.

[250]) RF 26 IV 20.

[251]) RF 7 VI 20.

[252]) RF 18 VI 20.

[253]) RF 1720: 7 VI; 15 VI; 27 X. Dtsche Kzlei 1720: 29. April, 11. November und 16. Dezember.

[254]) Am 8. Januar 1722 findet die darauf bezügliche Unterredung statt. RF 12 I 22.

[255]) Mitteillungen vom 27. Jan. und 14. Febr.

[256]) An Sehested d. d. 16. Febr.

[257]) RF 11 XII 22.

[258]) RF 1723: 1 II; 14 VI, 13 VIII; 23 VIII; 31 VIII. Dtsche Kzlei 1720: 30. August und 6. September.

[259]) Wedderkops Instruktion ist am 18. Dezember 23 ausgestellt.

[260]) Vgl. Ahg S. 244 Anm.

[261]) Dtsche Kzlei 8. Januar 1724.

[262]) RF 26 IV 24.

[263]) RF 22III15.

[264]) RF 1XI09.

[265]) Christian Sehestedt (1666—1704): 1698 Staatsrath und Gesandter in Stockholm, vom 28. August desselben Jahres bis 1722 Obersekretär in der deutschen Kanzlei, geheimer Rath 1708, 1722 Stiftsamtmann in Fühnen, 1734—1735 nochmals Gesandter in Schweden. — Detlev Wibe (1670 bis 1731): August 1699 Obersekretär in der dänischen Kanzlei, 1708 geheimer Rath und Vicestatthalter in Norwegen, 1721 Statthalter in Norwegen. — Frantz v. Hagen (1672—1749): Nachdem er zuerst Sekretär und Archivar in der deutschen Kanzlei gewesen, wurde er 1701 Kanzleirath und 1725 (bis 1727) Obersekretär; 1721 Staatsrath und 1733 geheimer Rath.

[266]) Im II. Theil dieser Arbeit wird dieser Seite Wernickes eine besondere Betrachtung gewidmet werden.

[267]) Dtsche Kzlei 8. April 24.

[268]) Vgl. Abg S. 217 ff.

[269]) Die beiden Briefe Wernickes sind verloren gegangen.

[270]) Diese ist vom 21. August datirt und lautet:

Wir haben dir auf dein mit der letztern post hier eingekommenes allerunterthänigstes memorial hiedurch anzeigen wollen, wie wir es bey unserer dir schohn vorhin durch die deputirte über unsere finances kundt gethanen allergnädigsten resolution bewenden laszen, dasz nemlich von dem Tage an, da unser cammerherr und envoyé extraordinaire Wedderkopp in Paris angekommen, deine bis dahin gehabte appointementsgelder aufhören, von solcher zeit aber anstatt derselben die bis an den tag deiner anherokunfft täglich 10 rthr. gereichet werden sollen, welche wir dann auch aus besonderer königlicher gnade, bis ausgang des zukünfftigen monahts octobris zahlen laszen werden. Gegen solche zeit aber hastu dich ohnfehlbar hier einzufinden und solchenfalsz gewis zu erwarten, dasz wir vor deine zukünfftige subsistence allergnädigste sorge tragen werden. Wornach etc. etc.

[271]) Es ist vom 21. Juli datirt.

F. 4 tus

Cum Nobis sit visum Praenobilem grate fideliterque Nobis dilectum Consiliarium Nostrum Status, Christianum de Wernicke, qui Ministri munere in Aula Serenitatis Vestrae per diversos jam annos functus est, domum revocare, voluntatis hujus nostrae certiorem Eandem facere aequum esse duximus; Nullique dubitantes, quin praefatus Minister noster semper quae ipsi commissa fuere negotia omni prudentia et integritate tractaverit, ita a Sérenitate Vestra peramice contendimus ut eundem solita sua cum benignitate dimittere velit. De caetero Serenitatem Vestram Divini Numinis tutelae ad omnium votorum felicissimum eventum sincere commendamus. Dabantur etc.

Die Antwort erfolgte am 14. August. Vgl. Abg S. 247.

[272]) Hämische Ausfälle gegen Wernicke hatte Wedderkop schon früher in seinen Berichten gemacht. So schrieb er zu der Zeit, als es sich um

Wernickes Avocations-Urkunde für den französischen Hof handelte unter dem 17. Juli an den Obersekretär von Hagen: „Mr. le Comte de Morville qui me vint voir hier, me demanda entr'autres choses, quand Mr. Wernicke partiroit d'ici, à quoi je lui repondis que j'avois entendu dire au dit Sieur Wernicke lui meme que la Cour de France ne vouloit point qu'il partit sans avoir eu auparavant une lettre de rappel. Mr. de Morville m'assura, que cette Cour n'y avait jamais songé et encor moins insisté qu'il eut une lettre de Rappel, vû que quand il est venu en France il n'avoit apporté qu'une lettre de créance pour son predecesseur Mr de Torcy, et que consequement c'estoit à lui Mr. de Morville de lui donner à cette heure celle de Récreance, la quelle avoit deja esté expediée un mois avant mon arrivée en France. Pour moi je crois (entre nous) que cette pretendue lettre de rappel, s'il l'avoit pû avoir de notre Cour, n'auroit servi qu'à excroquer un present de celle de France, le quel je scais cependant qu'il n'aura jamais malgré tous ses mouvements.

[273]) Die Eingaben an die Rentekammer mussten in deutscher Sprache abgefasst sein.

[274]) In einem Briefe vom 13. März 1725.

[275]) Aus einem Briefe an Hagen vom 2. April 1725.

[276]) RF 31 XII 14.

[277]) Ahg S. 250 f.

[278]) Der pariser Kaufmann Germain in einem Briefe an v. Hagen.

Anhang.

A. Briefe.

1.

Briefe von Wernicke an hohe dänische Staatsbeamte.

1.

An den Grafen Konrad von Reventlow.

Monseigneur, Votre Excellence agréera, s'il Luy plait, la copie cy-jointe d'un memoire que je presentay avanthier à S. E. monsieur de Jessen au sujet de mes frequentes sollicitations, dont je ne l'ay pas moins importuné que Votre Excellence.

Comme ce memoire explique mes desirs d'une maniere très-respectueuse, et qu'il represente naifvement l'état où je me trouve à-present, je n'en repeteray rien icy. Ce seroit vouloir fatiguer Votre Excellence inutilement. Je Luy apprendray seulement très-humblement que ce seigneur eut la bonté de me repondre hier au soir: Qu'il avoit leu mon memoire; que j'avois raison de m'impatienter; qu'il êtoit faché que sur mon affaire il ne me pouvoit encor rien dire de positif; que cependant avant que de me resoudre à partir, je devois attendre qu'il en eut encor une fois entretenu Votre Excellence, et que tous les deux conjointement en eussent parlé à Sa Majesté. Il ajouta qu'il ne manqueroit pas de le faire dès lundy prochain.

C'est ce monseigneur, qui m'a porté à prendre la liberté d'ecrire encor à Votre Excellence cete lettre, pour La supplier très-humblement de ne vouloir pas me refuser ces derniers efforts, et de faire en sorte que j'en puisse bientôt apprendre le succés, de quelque nature qu'il puisse être.

Ce sera une grace que Votre Excellence ajoutera à toutes les autres dont Elle m'a comblé, et je Luy en auray une eternelle reconnoissance, comme etant avec un très-profond respect

Monseigneur
de Votre Excellence
le très-humble et très-obeissant
serviteur Wernigke

Copenhague ce 23 aout 1696.

Zu Nr. 1.

Copie d'un memoire presenté à S. Exc. monsieur de Jessen le 21 aout 1696*).

Monsieur. Il y a déja quinze jours que n'ay pas eu l'honneur de faire la reverence à Votre Excellence, ou pour parler mieux, que je ne L'ay pas importunée de mes solliciations. Mais comme le temps s'ecoule, et que les moyens de subsister se diminuent sensiblement, je suis reduit à les reiterer avec tout le respect et toute la soumission que je dois à une personne qui remplit si dignement unes des premieres charges du royaume et qui m'a fait l'honneur de me donner tant de temoignages de sa bienveillance, sans y avoir été portée par la recommendation de quelque puissant seigneur.

Je n'ay pas eu l'avantage de presenter à Votre Excellence de semblables lettres à mon arrivée. Je n'ay pu me Luy recommender qu'en Luy temoignant très-humblement le grand desir que j'avois d'être employé dans le service de Sa Majesté, et en Luy faisant part de certaines choses que je croyois y pouvoir contribuer, et que s'il Luy a plu les agréer quoyque denuées de toute autre recommendation, et d'aider ensuite les efforts que Son Excellence monseigneur le comte de Reventlow m'a fait la grace de faire en ma faveur, j'en suis d'autant plus obligé à Votre Excellence.

Je Luy en serois redevable toute ma vie, quand même ces genéreux efforts n'auroient pas le succés, que je croyois m'en pouvoir promettre, mais je La supplie très-humblement de vouloir avoir la bonté de m'apprendre ce qui en est, afin de me tirer par là de l'incertitude, où je suis depuis plusieurs mois.

Je suis nullement entêté du voyage en Pologne, qui sembloit d'abord avoir été resolu au conseil. Je scais au contraire qu'il est très-penible, et je connois trop cete nation, qui n'est pas des plus civilisées, et dont la superstition en fait de religion va au delà tout ce qu'on en voit ailleurs dans le papisme; je la connois trop dis-je, pour n'etre pas sensible que le sejour que j'y ferois ne le sera pas moins (sic). Mais lorsque Votre Excellence m'en fit l'ouverture, je croyois devoir l'embrasser avec joye, et de m'accommoder aveuglement à toutes les conditions qu'on en proposoit, tant parce que je considerois qu'étant homme de fortune il ne m'etoit pas permis de choisir, qu'a cause que j'étois persuadé, qu'ayant une fois d'entrée dans le service de Sa Majesté, j'aurois lieu d'esperer, qu'avec le temps je pourrois être employé ailleurs, et sur tout dans un certain endroit, où je pourrois rendre le plus de service à l'etat.

C'est aussi par ces raisons, que je suis encor prêt d'entre-

*) Diese Abschrift war dem vorhergehenden Briefe beigegeben.

prendre ce voyage avec autant de joye que j'en fis paroitre d'abord; mais si depuis qu'on a pris cete resolution on en a rencontré de nouveaux obstacles qui y auroient apporté du change, je supplie très-humblement Votre Excellence de ne vouloir pas differer à me le faire scavoir. On pourra trouver cent autres voyes à se servir d'un homme comme moy, qui n'est pas pour embarasser l'etat par des caracteres ny des depenses, mais qui le pourroit servir doucement et à peu de frais. Mais comme en ce cas-là il faudroit peutêtre encore du temps pour en attendre l'occasion, je me trouve obligé de representer très humblement à Votre Excellence, que je ne suis pas en êtat de le faire, à moins qu'on ne me voulut accorder une petite pension pour subsister.

De vouloir m'en aller d'icy, pendant que deux puissans seigneurs s'interessent genereusement pour moy à me donner d'entrée dans le service, que j'affectionne devant tous les autres, et pendant qu'on ait lieu d'en esperer un bon succes, ce seroit une faute que j'aurois à me reprocher toute ma vie. Mais de demeurer aussi plus long temps sans être asseuré du succés, et de depenser le peu, le très-peu qui me reste pour subsister, ce seroit me mettre entierement hors d'êtat de chercher de l'etablissement ailleurs.

Je supplie donc très-humblement Votre Excellence de me dire ce qui en est, et en cas qu'il n'y ait point d'asseurance pour moy, de se persuader que dans l'êtat où je me trouve à-present, je prendrois à grace un prompt refus quelque facheux qu'il me puisse être d'ailleurs.

J'aurois toujours lieu de croire qu'il n'a pas tenu à Votre Excellence, ny à Son Excellence monseigneur le comte de Reventlow que je n'aye êté accommodé icy, et je conserveray toujours le souvenir de toutes les honnêtetez, que j'ay receues de Votre Excellence de la maniere du monde la plus obligeante. Je tacheray de Luy en marquer ma très-humble reconnoissance selon mon peu de pouvoir par tout où je me trouverois et de l'asseurer de plus en plus que je suis avec un profond respect etc.

2.

An den Grafen Konrad von Reventlow.

Monseigneur. Quand on a l'honneur d'ecrire à des seigneurs du rang et du merite de Votre Excellence, on tache ordinairement a faire briller son esprit. Pour moy que la mauvaise fortune poursuit encor de fort prez, je conformeray mon style à mon êtat.

Je ne Luy expliqueray que simplement mes sentimens. Je laisseray enfin parler mon coeur.

Il est vray, monseigneur, quand je considere, que je me trouve encor à Hambourg au même état où j'etois lorsque j'arrivay à Coppenhague et plus pauvre encor, aprez y avoir depuis pâques jusqu' à prez de noel fait tous les efforts imaginables pour meriter les bonnes graces du roy et de Ses ministres, en leur faisant connoitre très-humblement l'injustice que mes ennemis m'avoit faite en Angleterre sous de pretextes frivoles, et qui les touchoient en quelque maniere, en Leur exprimant le zele que j'avois pour le service de Sa Majesté, et en Leur communiquant plusieurs pieces autant curieuses qu'utiles, et qui marquoient au même temps et mon travail et mes bonnes inclinations. Quand je considere tout cela, je me sens en droit de me plaindre de ma mauvaise destinée.

Seur de la bonne volonté de Votre Excellence, dont personne n'ignore le juste pouvoir, asseuré de la bienveillance de Son Excellence monsieur de Jessen, je fus pourtant enfin reduit à partir sans recevoir la moindre marque de la grace de Sa Majesté. Mais quoy qu'il en soit, je suis parti très-satisfait de Votre Excellence. Les paroles obligeantes par lesquelles Elle me fit l'honneur de me temoigner Son estime lorsque je pris très-humblement mon congé d'Elle, et le regret qu'Elle avoit de me voir partir sans nul engagement, ont fait une si forte impression sur mon esprit que je ne conterois pour rien le temps que j'ay passé, ni les peines que j'ay prises à Copenhague, si l'importune necessité de songer à ma subsistance n'interrompoit souvent l'agreable pensée d'être estimé par un des plus genereux et des plus sinceres seigneurs de la cour de Dannemarc.

Votre Excellence me fit aussi l'honneur de me dire alors, qu'Elle avoit esperé, que si j'eusse attendu l'arrivée de son excellence mons. de Plessen, je Luy aurois si bien fait connoitre mon innocence à l'egard de l'Angleterre, qu'Elle n'auroit pas me refusé l'honneur de sa protection et de sa bienveillance. Et en effet, monseigneur, si j'avois sceus que mon depart dût être suivi sitôt de son arrivée, je n'aurois pas manqué à le differer.

Cependant par un bonheur extreme, et je le prens à bon augure, Son Excellence et moy nous sommes arrivez icy au même jour, et quoy qu'Elle n'y a demeuré que peu de temps, qu'Elle êtoit fatiguée d'un penible voyage, qu'Elle êtoit accablée d'affaires, et que Son appartement êtoit toujours obsedé par un grand nombre de gens, Elle m'a fait pourtant l'honneur de m'admettre à une favorable audience. Votre Excellence peut être persuadée que j'en ay usé comme je devois et que n'ayant pu Luy dire que peu de choses pour menager le temps qui Luy êtoit si pretieux, j'ay été reduit à laisser le reste à Votre Excellence.

Cest donc à vous, monseigneur, d'achever l'ouvrage, que Votre Excellence m'a fait la grace de commencer en ma faveur, et puisque Son Excellence mons. de Plessen m'a fait l'honneur de me dire avec cete franchise qui Luy est si naturelle, et qui fait un des plus beaux traits de son caractere, que ne me connoissant autrement que parce qu'Elle en avoit entendu des ministres à la Haye, Elle S'informeroit de moy auprez de Votre Excellence; je La supplie très-humblement de vouloir bien prendre la peine à Le satisfaire, en Luy communiquant au même temps les papiers, que j'ay eu l'honneur de presenter à Votre Excellence, et sur tout le recit de ce qui m'est arrivé en Angleterre.

J'ay lieu d'esperer que ce seigneur franc et généreux ne tardera pas alors de se rendre à des temoignages si convaincans de mon innocence, ni à se declarer en ma faveur, en voyant sur tout qu'en le faisant il fera du plaisir à Votre Excellence.

Et voila, monseigneur, les sentimens que j'ay de la générosité de Votre Excellence à mon egard. Je Luy en aurois toujours une entiere reconnoissance, et quand même je devrois être assez malheureux de ne la Luy pouvoir jamais temoigner par des effets, je ne cesseray pas de le faire par des paroles d'autant plus volontiers que je les pourray tirer autant de la verité que de ma reconnoissance.

Son Excellence mons. de Plessen m'a demandé, si je resterois encor quelque temps à Hambourg, et je Luy ay repondu que j'y demeurerois jusqu' à ce qu'aprez Son heureuse arrivée à Copenhague j'aye appris le resultat de Sa conference avec Votre Excellence à mon sujet. Je l'attens donc avec une extreme impatience, et je supplie très-humblement Votre Excellence de me le faire apprendre par le moindre de Ses serviteurs, en faisant addresser Ses ordres pour moy à m. le resident de Texeira.

Enfin que dieu en augmentant le nombre des jours de Vortre Excellence les fasse couler paisiblement, qu'il Luy inspire des avis salutaires au public, et qu'il Luy donne une force et vigueur proportionnées à les executer; que rien ne trouble le repos et le bonheur de son domestique, ces sont les voeux ardens que Luy fait à la veille d'une nouvelle année monseigneur

Hambourg ce 24 dec. 1696.

de Votre Excellence
le très-humble, très-obeissant et
très-obligé serviteur
Wernigke.

A Son Excellence monseigneur le comte de Reventlow.

3.

An den Grafen Konrad von Reventlow.

Monseigneur. Voicy un petit volume d'epigrammes Allemandes qui viennent d'être imprimées, mais que j'ay composées il y a plusieurs années. C'est à la verité un present de rien, et semblable à celuy de quelque pauvre paysan, qui pour faire voir l'affection qu' il porte à son seigneur, est reduit à faire eclater sa pauvreté; mais j'espere que par cete même raison Votre Excellence aura la bonté de l'agréer, et qu' Elle me fera la grace de se souvenir de moy, pendant qu' Elle en fera la lecture.

Depuis les lettres du 24 decembre dernier que je me suis donné l'honneur d'ecrire tant à Votre Excellence, qu' à L. E. messieurs de Plessen et de Jessen, j'ay toujours attendu pendant un si long intervalle un petit mot de reponse du moindre de Leurs serviteurs, mais l'ayant attendu inutilement je m'apperçois bien que mes esperances ont êté vaines, et qu'on ne trouve pas à-propos de m'employer ou à cause de mon peu de suffisance, ou pour ceder à mes ennemis qui par une malice tout nouvelle pretendent que j'en ay trop.

C'est pourquoy je supplie très-humblement Votre Excellence de vouloir bien me faire la grace de s'employer auprez de Sa Majesté, afin qu'Elle m'accorde au moins quelque petite recompense pour les manuscripts que je Luy ay presentez. Votre Excellence scait que quelques-uns en sont importans, et qu' outre leur valeur, ils m'ont couté la peine à les traduire. S. E. monsieur de Jessen ne refusera pas de L'y assister, car Elle m'a toujours asseuré, qu'on me recompenseroit de mes peines, en cas qu'on ne vit pas de jour pour me donner de l'employ. J'ay pris la liberté de Luy en ecrire quelques peu de mots par cete même voye, aussi bien qu' à S. E. monsieur de Plessen; mais ma principale esperance est fondée, monseigneur, sur la générosité de Votre Excellence, et sur la bonté qu'Elle m'a toujours temoigné avoir pour moy.

Je me trouve, monseigneur, dans un pitoyable etat, denué de tout support, denué de toutes choses, incapable de subsister plus long temps icy, et plus encor d'aller chercher fortune ailleurs. Qu'il seroit aisé à Votre Excellence à me tirer d'un si grand embaras, et que je Luy en aurois d'eternelles obligations. Un peu d'argent y suffiroit, et si peu même, qu' êtant tiré des coffres de Sa Majesté, il n'y laisseroit point de vuide. Je supplie très humblement Votre Excellence d'en vouloir parler à Sa Majesté, et pour Luy en donner l'occasion, Elle trouvera cy-joint un autre volume de mes epigrammes, qu'Elle pourra Luy presenter, si Elle le trouve à-propos. M. Hagedorn est de mes amys, et il me pourra faire

tenir les ordres de Votre Excellence. Je suis avec un très-profond respect

monseigneur
de Votre Excellence
le très-humble et très-obeissant serviteur
Hambourg ce 19 avr. 1697. Wernigke.

4.

An den geheimen Rath Jessen.

Monsieur, Voycy un petit present que je prens la hardiesse de faire à Votre Excellence. C'est un petit volume d'epigrammes Allemandes, que je viens de faire imprimer, mais que j'ay composées il y a prez de quatorze années.

Comme j'y ay representé les vices de ce siecle, et les differens caracteres de ceux qui y sont assujetis et à ce que mes amys me flattent assez au naturel, j'espere qu'il pourra servir à Votre Excellence de quelque amusement, quand Elle se trouvera dans son agreable retraite de Sillery, et à La faire souvenir d'un homme, qui L'honore de toutes les puissances de son ame.

J'en ay fait aussi present à Leurs Excellences messieurs le comte de Reventlow et de Plessen. Je Les ay supplié très-humblement au même temps, qu'au cas qu'il n'y ait pas d'employ pour moy, de vouloir au moins me faire la grace de porter Sa Majesté à me donner quelque petite recompense, tant en-consideration des manuscripts que je Luy ay presentez très-humblement, que du temps que j'ay passé inutilement à Copenhague.

Et c'est pourquoy je supplie très-humblement Votre Excellence de vouloir bien me faire la grace ou de prevenir les efforts de ces seigneurs, ou de les seconder en ma faveur, et de s'asseurer, que comme le moindre secours qu'on me pourroit faire, me tireroit à-present d'un très-grand embaras, j'en aurois à Votre Excellence une eternelle reconnoissance.

Je prie dieu qu'il donne à Votre Excellence une longue et heureuse vie, et suis avec un profond respect

Monsieur
de Votre Excellence
le très-humble et très-obeissant
Serviteur Wernigke.
Hambourg ce 19. avr. 1697.

5.

An den geheimen Rath Jessen.

Monsieur. Je prens la liberté d'ecrire cete lettre à Votre Excellence par la même raison que j'en ay ecrit une semblable il n'y a pas long temps à Son Excellence monseigneur le comte de Reventlow. Non pas pour me faire voloir par des petites nouvelles que j'y debite, mais pour me conserver dans l'honneur de Son souvenir. Quand on est reduit à se menager, comme je le suis icy, on n'est jamais capable d'en mander ny de bien justes ny de fort importantes.

On continue à dire que les Anglois et les Hollandois sont déja d'accord avec les François au sujet des articles de paix qui les regardent, et que le different qui reste encor à être terminé entre ces derniers et les Espagnols n'est pas non plus d'une nature à les arrêter fort long temps, de sorte que toute la difficulté se trouve du-coté des Imperiaux et de l'Empire. Pour la lever en sauvant le temps qui devient pretieux, on a proposé dans la conference qui fut tenue à Ryswick le 14. que les Imperiaux et les François y tiendroient des conferences extraordinaires, et quoyque les deux partis en soient d'abord convenus, cependant on s'est trouvé ensuite embarassé è decider, si les plenipotentiaires des electeurs et des princes de l'empire n'y entreroient pas avec les imperiaux. Les premiers l'ont demandé instamment, et les derniers s'y sont opposez, sous pretexte que les besoins de l'empire devoient etre proposez chez les ambassadeurs de l'empereur, qui ensuite les feroient agréer aux ennemis. C'est une contestation qui n'est pas d'aujourdhuy, qui a exercé les imperiaux et les ministres de l'empire depuis fort lang temps, et qui a fait durer cete conference depuis neuf heures du matin jusqu' à trois heures aprez midy. On ne scait pas bien ce qui y aura êté decidé à ce sujet, mais il semble pourtant que les imperiaux l'ayent emporté, puisque dans la derniere conference particuliere qui fut tenue hier à Ryswick, il n'y a eu que les imperiaux qui y soient entrez, et comme on y est convenu pour sauver le temps de traiter de bouche, les imperiaux et les François se sont assemblez dans un même appartement en presence du mediateur. On dit que les ambassadeurs de France y ont proposé à ceux de l'empereur de rendre toute la Lorraine sans restriction, outre ce qu'ils ont déja offert, pour equivalent de la ville de Strasbourg, et quoyque les imperiaux n'ayent pas accepté cete proposition, les ministres de l'empire ne laissent pas d'en prendre ombrage, dans la crainte où ils sont, que l'amour du neveu ne l'emporte enfin dans le coeur de l'empereur sur l'interest de l'empire.

Le roy d'Anglettere est attendu icy vers la fin de la semaine

qui vient, pour y recevoir le czar et l'ambassade de Moscovie, ne trouvant pas à-propos de les recevoir à Loo, et comme ils seront logez icy dans la vieille cour, Sa Majesté y a fait oter ses meubles en laissant le soin aux Etats de les faire remplacer. Les Moscovites sont de vilaines gens, qui ne font pas grace à des tapisseries de haute lice.

Barcelone tient toujours bon, et l' armée qui est devant se ruine. On dit que deux Allemans y font merveilles. Le prince de Birkenfeld audevant, et le prince de Darmstad dedans la ville.

Il y a des lettres de Paris qui mandent, qu' une fregate arrivée à Brest y a porté la nouvelle que mons. de Pointi a pris et saccagé la ville de Cartagene, mais on n' y ajoute pas de foy icy.

Je souhaite à Votre Excellence toute sorte de prosperitez de même qu' à Son Excellence monseigneur le comte de Reventlow, et suis avec un profond respect

monsieur
de Votre Excellence
le très-humble et très-
A la Haye ce obeissant serviteur
17/7 aout 1697. Wernigke.

6.

An den Grafen Konrad von Reventlow.

Monseigneur. J'ay toujours été si sensible aux graces que votre excellence m'a faites, et depuis mon dernier depart de Coppenhague je scais de si bonne part, qu' Elle continue toujours dans la même bonté pour moy, que je ne fais que chercher continuellement les occasions pour Luy en temoigner ma très-humble reconnoissance par tous les services dont je pourrois être capable.

Je connois l'importance de l'affaire qui occupe depuis quelque temps le conseil de Sa Majesté et qui tient toute l'Europe en suspens, et je comprens facilement que son succès depend en grande partie de la bonne ou mauvaise disposition de l'envoyé d'Angleterre qui reside icy. Je l'ay connu cy-devant en Angleterre, et il étoit assez porté de luy-même à me vouloir du bien, mais depuis que monsieur Vernon secretaire d'etat luy a fait scavoir, qu' il luy fairoit plaisir de tacher à me faire oublier les mauvais traitemens que j'ay receus dans ce pais-là, il me comble de ses honnetetez. C'est donc auprez de luy, que je pourrois n'être pas inutile à Sa Majesté, si j'étois instruit de temps en temps des intentions de Son conseil. Il est certain que monsieur Cresset rend justice à monsieur de Lenthe, duquel il ne parle jamais qu' en termes, qui marquent assez l'estime singuliere qu'il a pour ses grans merites, pendant qu' il fait voir un grand mepris pour messieurs Wedderkop

et Pincier. Il me dit le jour même du dernier depart de m. Pincier pour Stockholm, que celuy-cy l'êtoit venu voir pour luy demander s'il seroit à-propos que le duc son maitre sur le dernier changement de gouvernement à Coppenhague envoyat quelqu' un pour complimenter le nouveau roy, et luy ayant repondu que cela êtoit absolument necessaire, et qu'il feroit même fort bien d'y passer luy-même en allant à Stockholm, il luy avoit repliqué, qu'il êtoit pret de le faire, pourveu que m. Cresset le vouloit garantir de ce qu'on ne l'y arreteroit pas prisonnier. Il dit que pour ce qui êtoit de m. Wedderkop, il y avoit encore quelque chose de solide, mais que ce dernier avoit tout-à-fait une tête de bois.

Il n'y a donc pas beaucoup à craindre du coté de ces messieurs-là. Ce n'est que monsieur Rohtlieb resident de Suede qui me fait un peu de peine, non pas à cause de sa capacité, mais par son assiduité. Monsieur Cresset a de l'amitié pour luy, et il en est obsedé journellement. A force d'entendre raisonner un homme toujours d'une même maniere, on s'eblouit à la fin sans qu'on s'en aperçoive, et une raison pour foible qu'elle puisse être se fortifie avec le temps dans la familiarité des conversations. Quand au moment de quitter un tel homme, on va faire sa relation, il faut être bien au dessus du commun des hommes pour qu'on n'y fasse entrer un peu de preoccupation.

Je me suis d'abord apperceu de ce manege de m. Rohtlieb, et faute de pouvoir faire mieux à cause de l'ignorance où j'ay êté jusques icy des intentions de la cour, je me suis contenté à le contrecarrer. Je puis même dire que je ne l'aye pas fait sans succés, parceque plusieurs choses qu'on avoit fait passer pour des articles de foy, ne fournissent à-present qu' à la raillerie en presence même de ce resident. Au reste je n'ay pas manqué de dire à m. Cresset, que je scavois de bonne part, quoyque je n'en scavois rien, que la cour de Dannemarc êtoit fort contente de luy, parce que je scavois que cela luy feroit plaisir, et il m'en a temoigné en effet une grande satisfaction. S'il a fait quelque chose qui auroit pu marquer le contraire, c'est la voye de le faire changer de conduite. Cependant je puis dire avec verité que j'ay toujours trouvé en luy de bonnes dispositions.

J'espere, monseigneur, que mes petits efforts ne seront pas desagreables à votre excellence, et qu' Elle les prendra pour une marque certaine non seulement de la forte inclination que je conserve toujours pour le Dannemarc, mais aussi du respect infini avec lequel je suis et serois toute ma vie

Monseigneur de votre excellence le très-humble, très-obeissant et très-obligé serviteur Wernigke.

Hambourg ce 14. nov. 1699.

7.

An den Grafen Konrad von Reventlow.

Monseigneur. Voycy encor une autre Gazette ecrite à la main. C'est un papier qui ne merite point d'autre titre, et cependant j'ay une si grande confiance en la bonté de Votre Excellence, que je ne crains point qu'Elle se fache de ce que je prens la hardiesse de le Luy presenter.

Ce fut un jour remarquable que le Samedy dernier de ce mois, non seulement à cause de la multitude innombrable de gens qui êtoient accourus à Ryswick de toute part pour y voir la derniere fois, comme ils se l'imaginoient, cete celebre assemblée, mais aussi parceque le plus grand nombre de ceux qui la composent êtoit d'opinion, que si la conference, qu'ils y alloient tenir, ne seroit pas decisive, elle leur donneroit au moins de grandes lumieres pour juger un peu plus seurement de la paix, qu'ils n'avoient pu faire jusque là. On regardoit ce jour-là comme un jour de crise, et cependant il produisit rien. On y donna tout le temps aux besoins de l'empire, et l'affaire de Strasbourg en consuma la plus grande partie. Jamais le mediateur n'y avoit fait tant d'allées et de venues. Les imperiaux qui sembloient alors vouloir se relascher sur la reddition de cete ville dans l'êtat où elle se trouve à-present, demanderent en ce cas-là, que les nouvelles fortifications en fussent demolies en moins de temps et que la France en donnat de plus grandes asseurances qu'on n'avoit stipulé dans le projet. Ils demanderent outre cela Fribourge et Brisac et la Lorraine entiere. Les François au contraire s'arrêterent toujours à leur projet. Ils ne parlerent que de l'alternative qu'ils avoient proposée, et enfin ils parurent si opiniatres aux yeux même des Anglois et des Hollandois, que ceux-cy ne purent s'empecher d'en temoigner leur mecontentement. Il n'y eut donc que les Espagnols seuls qui êtoient prets à signer. Luxembourg d'un coté ou Ypres, Maubeuge, Menin et condé de l'autre; le principal ou l'equivalent tout leur sembloit bon. Car pour Barcelone on ne craignit rien, puisqu'on êtoit déja convenu auparavent; que tout ce que les François pendant cete guerre auroient pris de ce cote-là leur seroit rendu. Mais comme ils n'y furent secondez de personne, ils trouverent à-propos à se menager aussi. On se separa, et le tout fut remis au lendemain. Le lendemain jour de dimanche et premier de ce mois les plenipotentiaires des alliez ne s'y êtoient pas plutôt assemblez, que le mediateur leur porta une declaration par ecrit de la part des François. Cete declaration contenoit en substance: Que comme le terme que le Roy leur maitre avoit marqué pour l'agrément du projet êtoit echeu avec le mois passé, Sa Majesté n'y êtoit plus obligée qu'autant qu'Elle l'auroit agre-

able; que conformement ils avoient ordre à leur declarer qu'Elle entendoit à present garder Strasbourg en donnant aux alliez toute la Lorraine sans restriction et les villes de Brisac et de Frybourg avec tout ce qui en fait la suite, ou en cas que les alliez demandassent Strasbourg à tout prix, Elle ne rendroit la Lorraine que sur les conditions qu'Elle avoit fait proposer d'abord, et qu'en se reservant le reste de l'equivalent Elle garderoit Barcelone aussi; que c'êtoit là sa derniere resolution, et qu'Elle donnoit aux alliez trois semaines pour y songer. Cete declaration fut receue avec indignation. Les Anglois et les Hollandois la firent eclater sur tout et d'une maniere qui ne laissa rien à dire aux imperiaux. Les Espagnols même ne parlerent plus de signer. Le mot de Barcelone leur avoit fait tomber la plume de la main. Enfin aprez plusieurs contestations on se retira avec precipitation pour depecher des couriers, comme on le fit incontinent à diverses cours. My Lord Portland luy seul en depêcha trois en moins de six heures. Je veux dire trois couriers consecutifs.

Je suis avec un très-profond respect
Monseigneur
de Votre Excellence
le très-humble et très-obeissant serviteur.
A la Haye ce 3. sept. 1697. S. N. Wernigke.

8.

An den geheimen Rath Jessen.

Monsieur. Etant de retour de la Haye, où j'ay eu l'honneur de suivre monsieur le comte de Rantzau, j'estime qu'il est egalement de mon interest comme de mon devoir de l'apprendre très-humblement a Votre Excellence, afin qu'en Luy faisant connoitre que mes inclinations m'entrainent toujours envers Elle, Elle put scavoir aussi où me faire tenir Ses ordres, en cas que l'occasion se Luy presenta à me rendre un bon office. Car aprez tout ce que j'ay veu faire à Votre Excellence pour moy lorsque j'êtois à Coppenhague, je serois un ingrat si je doutois qu'Elle ne fut pleine de bonne volonté pour moy, et il ne se peut que tant de bonne volonté dans une personne si eminente ne me tourne enfin à profit.

J'ay tiré à ce que je me flatte, quelques avantages de mon petit voyage de Hollande, l'affection du seigneur que j'y ay suivi, la connoissance de quelques ministres et entre autres une plus particuliere de Son Excellence monsieur de Plessen, qui à ce que j'ay lieu de croire, ne s'opposera pas à mon bonheur; une asseurance enfin de la part des ministres d'Angleterre de ne vouloir rien

faire qui put nuire à ma fortune, et ce qui plus est de n'en avoir rien fait depuis ma sortie de ce royaume ny par ordre du roy leur maitre ny de leur propre mouvement. Le secretaire même de My Lord Portland aprez avoir averti son maitre de mon arrivée à la Haye, m'a dit qu'il me pouvoit asseurer que son maitre n'avoit pas de mauvaise opinion de moy, qu'il n'en a jamais eu, et que si je voulois m'en retourner en Angleterre, je serois le bien venu. Il a ajouté que je pouvois compter sur ce qu'il venoit de me dire et que pour preuve de cela, je n'avois qu' à parler, et qu'il iroit avec moy de ce pas m'en faire expedier un passeport, de sorte que, monsieur, vous voila les mains libres, et il ne tient desormais qu' à Sa Majesté de m'employer par-tout où Son service me pourra appeller, aussi je suis pret d'aller par-tout et avec le même zele qui j'ay eu tant de fois l'honneur de temoigner à Votre Excellence.

Monsieur le comte de Rantzau par la mort de feu monsieur son pere se trouve si bien pourveu de bons serviteurs qu'il n'a que faire de mes services, et quoyqu'il m'ait offert une retraite chez luy jusqu' à ce que la fortune ait autrement disposé de moy, je serois au desespoir si par la longeur du temps je fusse obligé d'abuser de cete grace. Je suis meme resolu de faire incontinent un petit tour à Hambourg, mais soit dans cete ville, soit à Drague, je recevois toujours les ordres de Votre Excellence quand ils seront addressez à m. le resident de Texeira.

Je suis avec un très-profond respect, monsieur de Votre Excellence le très-humble et très-obeissant serviteur Wernigke.

Drague ce 1 nov. 1697.

9.

An den Grafen Konrad von Reventlow.

Monseigneur. Ce n'est que depuis quelques jours que j'ay receu la lettre du 18 novembre que votre excellence m'a fait la grace de m'ecrire, et elle me fut portée alors par le valet de m. Hagedorn qui l'avoit trouvée par hazard sur le contoir des sieurs Hartogs. Je fus extremement faché de ce retardement, car si je l'avois receu à temps, j'aurois connu par là, que mes petits soins n'étoient pas desagreables à votre excellence, et je Luy aurois pu donner de temps en temps de certains avertissements qui n'auroient point fait du tort aux affaires de Sa Majesté. Cependant je La puis asseurer avec verité, que cela n'a pas empeché, que porté par le zele que j'ay pour Son service je n'aye fait de mon propre mouvement pendant ce long intervalle ce qu'Elle m'ordonne dans cete lettre, et ceux qui frequentent monsieur Cresset comme moi, se seront sans doute apperceu que je ne l'aye pas fait sans succès.

Je n'entreray pas dans un long detail des choses qui sont peutêtre à-present hors de saison, et qui au lieu de donner de lumieres ne feroient qu'embarasser le tapis. Je Luy en diray seulement deux qui à mon avis sont de grande importance. L'une, que m. Cresset m'a avoué que si cet hiver eut été assez favorable pour ce qu'on eut pu de bonne heure attaquer et prendre les forts en question, on n'en seroit pas venu pour cela à une rupture parce qu'on auroit en assez de temps pour accommoder les affaires avant que la saison pour se mettre en campagne fut venue. Cependant on ne faisoit pas alors moins de menaces qu'on en fait à-present, et la consequence qu'on en peut tirer est visible. L'autre, qu'il a beaucoup parlé d'irresolution, et qu'il ma fait entrevoir quelque etonnement au sujet du dernier contre-ordre lors que les trouppes du roy etoient actuellement en marche vers les forts, dont il receut la nouvelle par un courier le 2. de ce mois. Il est vray que j'ay raison de croire que cest peutêtre luy-même qui a été la principale cause de ce contre-ordre, mais il a agi alors en ministre ensuite de ses instructions, et il m'en a parlé en ami conformement à ses sentimens.

Je supplie très-humblement votre excellence de vouloir menager ce que je Luy en dis en toute confiance, et de considerer lorsque je Luy en parle avec tant de franchise au hazard de deplaire à ceux qui pourroient me nuire, que je merite bien qu'on songeat un peu à moy. Le zele que j'ay pour le Dannemarc est connu de tout le monde. J'ay attendu long temps sans chercher de l'employ ailleurs. Votre excellence m'honore de Son amitié et de Son estime. Elle cherche, j'en suis pleinement persuadé, à me faire du bien, et la mort de monsieur Linker Luy en fournit à-present une belle occasion. La charge, dont il a fait la fonction icy, est si importante dans les conjonctures presentes, que je ne doute point qu'au choix d'un successeur on n'aye plus d'egard aux services qu'on y pourroit rendre qu' à ceux qu'on auroit déja rendus ailleurs. Je scais la bonne opinion que votre excellence me fait la grace d'avoir de mon peu de capacité, et j'ose L'asseurer, que pourveu qu'on m'eut une fois ouvert le champ, je Luy feray bientot connoitre, que je n'en suis pas tout-à-fait indigne. Je pourrois alors ne songer qu'à bien remplir mon devoir sans crainte de donner de la jalousie à personne et seur de la protection de mon maitre n'avoir d'autre veue que celle à Le bien servir. D'ailleurs votre excellence se peut asseurer, qu'ayant une fois franchi ce pas pour moy à la cour, Elle ne touvera point d'obstacles icy. La plus part des ministres en cete ville me connoissent et m'honorent de leur amitié, ceux d'Angleterre s'y distinguent le plus, et tous m'ont exhorté à solliciter cete charge. Tout Danois de coeur que me connoit monsieur Cresset,

il me parle pourtant de temps en temps si librement des affaires du Dannemarc, que je vois bien qu'il s'abandonne souvant entierement à l'affection qu'il me porte. M. de Rohtlieb et moy, nous sommes ceux qui sont le plus souvant avec luy, et il se fait un plaisir à nous commettre ensemble. Dimanche passé que nous disnames avec luy, il nous fit voir une lettre de Mietau datée de 12. fevrier, où il y avoit un detail de tout ce qui s'étoit passé dans la Livonie. Il dit qu'on y avoit a craindre une revolte generale. Il parla de l'alliance entre le roy, la Pologne, la Moscovie et S. A. E. de Brandenbourg, du grand changement qui s'étoit faite depuis peu en cete derniere cour en faveur de la nôtre, et enfin il fit si bien que le pauvre m. Rohtlieb tout confus et abbatu n'eut d'autre chose à dire si non ce vieux dicton françois: rira bien qui rira le dernier. Je luy repondis sur cela, qu'il pouvoit bien rire dés-à-present, veu l'alliance qui s'étoit faite, à ce que m. de Lilienrot disoit à la Haye, entre le roy son maitre, l'Angleterre et la Hollande, et en le disant j'observay les yeux de l'un et de l'autre. Ils ne la nioient pas fortement en disant que puisque m. de Lilienrot le disoit, il en devoit scavoir quelque chose, et c'est ce qui me fait presque croire qu'il n'en est rien. Pendant que nous êtions sur ce point, le chancelier de Wolfembuttel fit notifier â m. Cresset son arrivée dans cete ville, ce qui le fit parler des affaires de cete cour-là. Il exagera fort la mauvaise foy du duc Antoine même à l'egard de son propre frere, et il me dit en Anglois afin que m. Rohtlieb ne l'entendit point, qu'il avoit raison de croire, que cete cour avoit fait son accommodement avec celles de Zell et d'Hannover.

Et voila, monseigneur, ce que j'ay pu mander à vôtre excellence par cet ordinaire, quand je scaurois quelque chose de plus, je ne manqueray pas à le Luy faire scavoir, et en attendant je La supplie très-humblement de vouloir bien me faire la grace de S'interesser pour moy dans l'occasion qui se presente aujourdhuy d'autant plus, que vôtre excellence peut me donner par là un employ où je pourrois rendre de grans services à Sa Majesté et suivre au même temps le panchant genereux qu'Elle a toujours eu à me procurer quelque etablissement. Je Luy en aurois une reconnoissance eternelle, et en me regardant comme Sa creature, je serois toute ma vie avec un respect infini

Monseigneur de vôtre excellence le très-humble, très-obeissant et très-obligé serviteur Wernigke.

Hambourg ce 9. mars 1700.

P. S. Quand vôtre excellence voudra m'honorer de Ses ordres, Elle peut les envoyer, s'il Luy plait, ou directement à la poste, ou au sieurs Hartogs, qui m'ont promis d'en prendre soin à l'avenir.

10.

An den Grafen Konrad von Reventlow.

Monseigneur. Encore que je sois asseuré de l'amitié que Votre Excellence me fait toujours la grace de me porter, je ne laisse pourtant pas de profiter de toutes les occasions qui se presentent pour La faire souvenir de moy. Je prens la liberté à present de Luy presenter deux copies d'un livre que j'ay composé pour tromper l'oisiveté, où je me suis trouvé pendant quelque temps. C'est une piece remplie de satyres contre les vices et les sottises du temps. On n'y fait l'eloge que de peu de personnes, mais parmi ce petit nombre on reconnoit aisément dans la page 63. le portrait de Votre Excellence, quoy que je ne L'aye pas nommée. Je me suis aussi emancipé d'addresser quelques vers au roy, que Votre Excellence trouvera dans la page 101. Je Vous supplie très-humblement, monseigneur, de vouloir bien me faire la grace de les faire voir à Sa Majesté en Luy presentant une copie de ce livre, et de Vous servir de cete occasion pour Luy parler en ma faveur.

Votre Excellence scait que je serois bien propre pour quelque autre chose qu'à faire des vers et que j'employerois avec joye le peu de talent que dieu m'a donné pour la service de Sa Majesté.

L'hiver passé le prince de Culmbach s'etoit rendu icy incognito, et il me fit offrir par le resident de Brandenbourg la charge de conseiller et d'intendant de Sa maison avec un appointement assez considerable. Sa haute Excellence le vice-roy en parla d'abord à monsieur de Jessen, qui se trouva icy au même temps, et qui luy dit que m. d'Urbich alloit quitter sa charge à Vienne, et qu'il ne doutoit point qu'avec l'aide de Votre Excellence il ne put l'obtenir pour moy. Il ajouta que comme Sa h. E. avoit elle-même des affaires à negotier en cete cour, elle seroit sans doute bien aise, que le roy y envoya un homme qui avoit eté son domestique. Je n'eus pas de peine à refuser sur cete belle esperance, l'offre que me fut faite par le prince de Culmbach. Cependant plusieurs mois se sont ecoulez que j'ay attendu vainement l'accomplissement de ce dessein, et j'ay appris à la fin que m. d'Urbich avoit êté confirmé dans sa charge. Je supplie donc très-humblement Votre Excellence de vouloir songer à quelque autre poste pour moy. Vous connoissez, monseigneur, mon coeur et mes inclinations. Vous me faites l'honneur de me croire capable de quelque chose, et mon affaire d'Angleterre ne scauroit plus servir de pretexte à ceux qui se sont opposez jusques icy à mon avancement, puisque les ministres même d'Angleterre ont declaré si souvent qu'on êtoit content de moy. Monsieur de Lenthe qui reside icy scait aussi bien que monsieur Bloom, que m. Cresset leur avoit parlé publiquement de moy comme d'une

personne propre à succeder à m. Linker, incontinent aprez la mort de ce resident, et sur ce que m. de Lenthe luy avoit parlé de mon affaire d'Angleterre, il luy avoit repondu qu'on n'y avoit rien à me reprocher. Je prie dieu qu'il continue toujours de combler V. E. de ses benedictions les plus pretieuses, et suis avec un très-profond respect monseigneur

de Votre Excellence
le très-humble et très-obeissant
serviteur Wernigke.

Hambourg ce 15. sept. 1701.

P. S. J'apprens, monseigneur, qu'on a dessein d'envoyer quelqu'un à la cour d'Angleterre, si cela est, je supplie très-humblement Votre Excellence de vouloir songer à moy. Elle scait, qu'on auroit de la peine de trouver quelqu'un à qui cete cour fut mieux connue qu'à moy, et qui y put rendre de meilleurs services à Sa Majesté, et je ne doute point, qu'Elle ne soit persuadée de ma fidelité et de mon attachement. Il est vray qu'on m'a dit que ceux qui se sont opposez jusques icy à mon avancement sous pretexte que la cour d'Angleterre me vouloit toujors du mal, changent à-present de batterie en voulant faire accroire au monde, que tout ce qui m'y etoit arrivé, n'etoit que grimace pour pouvoir mieux servir cete cour dans les pais etrangers, mais cet artifice est si ridicule que je serois fou, si je voulois m'efforcer d'en faire voir la fausseté, sur tout à Votre Excellence qui est si bien informée de toute cete affaire. En effet je me serois assez mal acquité d'une semblable commission, quand ce ne seroit que pour le manuscript touchant le pavillon, que la cour d'Angleterre a supprimé avec tant de soin, et dont j'ay donné copie au feu roy. Si je ne puis faire ma fortune que par des voyes si obliques et si peu honorables, je ne la feray de ma vie. Je supplie donc très-humblement Votre Excellence encor une fois de vouloir songer à moy dans cete affaire, et en cas meme que Votre Excellence eut dessein d'y envoyer quelque personne de qualité qui Luy appartienne, de ne jetter point les yeux sur d'autre que moy pour l'y accompagner, car je m'estimerois heureux de pouvoir temoigner à Votre Excellence par cete voye même l'attachement inviolable que j'ay à Son service.

II.

Brief Wernickes an den Herzog von Villeroy.

A Monsieur le Marechal Duc de Villeroy*).

Bourbon l'Archambaud ce 6. Juin 1724.

Monsieur. Etant venu en ce lieu salutaire pour tacher de me guerir d'une maladie que m'a causée l'annee derniere l'attaque

*) Brouillon: GA, Wernicke, Correspondence effer Rappellen 1724.

d'une fausse apoplexie et me trouvant ainsi au voisinage de V. E. je n'ai pas voulu manquer de Lui donner quelque marque de ce tendre et respectueux attachement que j'ai toujours eu pour son admirable Personne et cela d'autant moins que c'est aux instantes prieres mêmes de ces trois cavaliers Danois freres et de leur Gouverneur, lesquels passant par Lion ont cru, que pour y voir et reverer ce qu'il y a de plus grand et de plus merveilleux en France, noble, et presque unique reste d'un Regne incomparable, ils auroient besoin d'un mot de ma recommendation. Agreez donc, mon cher Seigneur, qu'ils en sentent quelque efficace et qu'au même tems je vous dise un respectueux, mais très-douloureux adieu. Car enfin le Roi de Dannemark m'a rappellé et m'a donné un Successeur. C'est aprez une residence de seize années en cete cour, et cela dans le declin de mon age, de ma quarante sept à quarante huit jusqu'à ma soixante quatrieme, tems, heureux où j'ai eu tout celui à me faire aux moeurs et à la maniere de vivre de François, pour ne rien dire de plus. Le feu Roi d'immortelle memoire voiant que l'exacte fidelité avec laquelle je servois le Roi de Danemark, ne m'empechoit dans ces tems difficiles d'avoir toujours de tendres egards pour tout ce qui regardoit l'honneur et l'interest de la France, me fit offrir de bonne heure une pension par Mons. le Marquis de Torcy: Ne prevoiant pas l'avenir je la declinois respectueusement alors tant à cause que je jugeois qu'il ne seroit pas honnête de recevoir de deux mains que parce que j'estimois que la sincere veneration que j'avois naturellement pour cet incomparable Prince perdroit beaucoup de son merite pour être interessée. N'étant pas né sujet du Roi de Dannemark il n'auroit pas dedaigné de me recevoir pour le Sien et le plus fort aussi bien que le plus glorieux temoignage de l'estime de ce grand Prince c'est celui de V. E. Le Roi de Dannemark me promet des etablissemens dans les Roiaumes aprez mon retour, mais outre que dans l'etat, où je me trouve, mon transport dans un Païs moins favorable que c'est celui-cy, ne peut etre que funeste, la consideration qui me retient est plus forte que celle de ma vie ni de ma santé. Tous mes amis du precedent regne sont ou morts ou paroissent sans pouvoir. Monsieur le Nonce qui est fort de mes amis, voiant l'envie que j'avois de mourir en France, en a sondé Monsieur l'ancien Eveque de Frejus. Il croioit qu'il seroit aisé de convertir le present qu'on fait d'ordinaire à un Ministre etranger aprez une si longue residence en une pension qui pourroit le faire subsister. Mais il a trouvé le Prelat un peu froid, alleguant son peu de credit. Que si V. E. veut bien se donner la peine d'exiter son zele dans une cause qui n'est pas indigne de son Ministere de quelque manière qu'on la considere, je Lui en aurai des obligations infinies et j'irai l'en remercier très-humble-

ment: Si mon destin au contraire n'est pas favorable à mes voeux: Dieu soit toujours loué. Mais quelque part que je me puisse trouver, j'aurois toujours le coeur français remerciant V. E. de toutes les graces qu'Elle m'a faites durant mon sejour en cete cour etant tout le reste de ma vie avec la plus grande Veneration et le plus respectueux attachement

Monsieur
de V. E.

très-humble, très-obeissant et très-obligé
serviteur De Wernicke.

III.

Die Antwort des Herzogs*).

Messieurs d'Addeler m'ont rendu la Lettre que Vous m'avez fait l'honneur de m'ecrire de Bourbon l'Archambaud le 6. de ce mois. Je ferai tout ce qui dependra de moi pour marquer à ces Messieurs les egards et la consideration qui leur est deuë et je m'en ferai un plaisir particulier surtout, Monsieur, m'etant recommandez par Vous que j'honore depuis longtems. Je suis bien faché que le Roi Votre Maitre Vous retire aupres de lui je ne doute pas que Vous n'en receviez toutes les recompenses que Vous meritez apres les longs services qui Vous lui avez rendus sans etre trop prevenu en faveur de mon Païs, je puis m'empecher de Vous dire que je plains un homme accoutumé à la vie de Paris depuis tant d'années, d'aller s'etablir dans un autre Païs pour le reste de sa vie. En quelque part que Vous puissiez etre, Monsieur, comptez que Vous aurez en moi un serviteur qui s'interessera toujours à ce qui Vous regarde et qui cherchera à Vous donner des marques de la sincerité avec laquelle je suis

Monsieur
Votre très-humble et très-obeissant
serviteur Villeroy.

(Datirt: Neuville le 12. Juni 1724.)

*) Original: G A Wernicke, Correspondence, efter Rappellen 1724.

B. Literarische Nachträge.

I.

Die Vorrede zur ersten Ausgabe*) des „Hans Sachs".

An den Leser.

Kaum war der letzte Bogen meiner Uberschriffte und Schäfer-Gedichte abgezogen, als ich schon Nachricht erhielte, dass ein gewisser Mann sich eingebildet, dass ich in der Uberschrifft an unsre deutsche Poeten auf ihn gezielet und er sich desswegen zum höchsten beleidigt befinde. Ob ich nun zwar daraus ersehen, dass er nicht allein den Titel eines Poeten sich angemasset, sondern auch allein statt aller gehalten werden wolte, und also des Manns Vermessenheit mit Lachen übergehen können, sintemahl es mir nicht anders vorkam, als wann etwa ein Affe sich erzürnete, dass man einem wohlgestallteten Menschen einige angewehnte Verstellungen in dem Gesichte vorgerücket, so habe ich ihn dennoch zum Uberfluss, durch die Jenige die ihn am meisten kennen, versichern lassen, dass ich mit einem Eyde bekräftigen könte, dass, wie ich diese Uberschrifft geschrieben, ich nicht allein keine von dessen Schrifften gesehen, sondern auch nicht einmahl denselben von Gesichte zu kennen die Ehre gehabt. Dieses thate ich nicht sowohl einen unnützen Hader mit einem Mann, dem ich niemahls was Böses gewünschet zu vermeiden, als aus Liebe und Neigung zu einem vornehmen Freunde, welcher sich unterweilen dessen Feder in Sachen, die allein zur gemeinen Ergötzlichkeit gewidmet

---

*) Das von mir benutzte Exemplar befindet sich in der Hamburger Stadtbibliothek (Realcatal. SC a Vol. VII pag. 73). Das Titelblatt dieser ersten Ausgabe lautet:

Ein / Helden-Gedicht, / Hans Sachs genannt. / Aus dem Englischen übersetzet / Von / Dem Verfasser / Der Uberschrifte / und / Schäfer-Gedichte. / Nebst einigen nöthigen / Erklärungen / des Ubersetzers.

Fortunate puer, tu nunc eris alter ab illo.

Virgil. Eclog. V.

Altona, Gedruckt durch Christian Reymers, Königl. privil. Bdr.

waren, bedienet hat. Ich hatte hierauf Ursach zu glauben, dass der Mann im Fall er geschent wäre, sich hiemit befriedigen lassen würde. Weil ich aber nichts destoweniger vernahm, dass er mir bald mit einer Vorrede, bald mit einem Briefe aus Stade hier in Hamburg aufgesetzet, gewaltsahm dräuete, so wartete ich mit Verlangen, was denn endlich aus dem Kindlein werden würde. Ich gedachte, dass in einem Werck, worinn von so vielen Sachen gehandelt wird, ohne Zweifel viel Fehler würden anzutreffen seyn; dass er mich derselben dem gemeinen Besten zu Nutz bescheidentlich überweisen und mir also seine schöne Unterrichtung mit allem Dank zu erkennen Gelegenheit geben würde. Ich fand aber nach langem Warten, dass dieses grob-schwangere Riesen-Gebürge nichts als einen Zwerg, oder dass ich sein Sonnett deutlicher beschreibe, nichts als ein ungestalltes Würmlein mit vierzehn Füssen, nach schweren Kindes-Nöhten gebohren hatte.

Ich sahe, dass er seine eigene Sache hiemit dem Herrn von Lohenstein gross mühtig aufopffern, und unter Vorwand, dass ich diesen gelahrten und Arbeit-samen Mann in meiner Vorrede angegriffen, mich mit gantz Schlesien in einen gefährlichen Krieg verwickeln wollen. Ich lachte gleich anfangs über dessen Unverstand, indem er den Leser an meine Vorrede, und also zugleich zu seiner kräfftigsten Widerlegung verwiesen, sintemahl in dieser das gröste Lob, welches vielleicht jemahls dem Herrn von Lohenstein als einem Poeten, in so kurtzen Worten gegeben worden, anzutreffen ist. Denn, ob ich gleich nachgehends einige dessen Redens-Arten getadelt, wie denn geschickte Leute nicht allein im Virgil, sondern auch selbsten im Homer viel Fehler angemercket, so gar, dass es zu einem Sprichwort geworden: Aliquando magnus dormitat Homerus, so kan man mich desswegen keines Unverstandes oder Stoltzes mit Fug beschuldigen, so lange man mir nicht erwiesen, dass ich dieselbe unrechtmässiger Weise getadelt. Ich ergötzte mich derohalben zugleich mit seiner Allegorie, welche er so artlich auszuführen gewust, dass ohngeachtet er mit Schlesien, welches er der Schwanen Vatterland nennet, anfänget, dennoch hernach keinen Schwanen, sondern einen Löwen in des Herrn von Lohensteins Person aufgeführet, damit er durch Hülffe des in Schulen bekannten Sprichwortes: Mortuo Leoni insultant Lepores, endlich zu dem groben und ungeschliffenen Epiphonema gelangen möchte.

Hätte ich nun gleich von den vorhergemeldten Umständen nichts gewust; Auch ein guter Freund beydes den Verfasser und den Drucker mir nicht genennet, mit Versicherung, dass er sie beyde ihres Unterschleiffs überzeigen könne, so hätte ich dennoch denselben allein aus dem duncklen Verse, worinn er saget dass der Herr von Lohenstein die Trauerspiele von Wald und Heerd

entfernet, so klährlich erkennen können, als ob er darinn sein eigenes selbständiges Gesichte gedrücket hätte. Ich sahe darauf wohl was dieser Schrifft vor ein Nahme gebühre, nicht allein wegen des Innhalts, sondern auch der Ahrt, damit sie gemein gemachet worden, indem dieselbe hiesigen Buchführern in Briefen von unbekannter Hand verstolner weise zugesand worden. Und ob ich nun gleich wuste, mit was vor schweren Straffe die Kayserlichen Rechte dergleichen Schmäh-Schrifften aus erheblichen Ursachen beleget, sintemal auf diese Weise auch die grösten Haupter von einem Frevler beschimpffet werden können, ich auch über dem so zahm nicht bin, dass ich nicht wissen solte, wie man unverdiente Schimpff-Wörter eigenhändig abstraffen könne, so habe ich mich dennoch bisshero nicht entschliessen können, die Obrigkeit einer Stadt, worin ich viel Höflichkeit genossen, durch Gebrauchung ihrer Rechte zu beunruhigen, vielminder dieselbe Rechte durch Eigen-Rache zu brechen. Ich stellte mir über dem meinen eignen Lehr-Satz vor, welcher in dem achten Buch der Uberschriffte mit diesen Worten zu finden:

> Greiff hurtig, wenn ein Jeck dich schimpffet zum Gewehr,
> Denn wer den Schimpff veracht, muss besser seyn wie er

und hatte mir deswegen vorgenommen, die unverständige Hitze meines wichtigen Widersachers mit Lachen überzugehen. Als ich aber endlich vernahm, dass dieses Sonnet in hohe Hände gekommen und einem sehr geschickten und berühmten Mann, aus Irrthum eines fast gleichlautenden Namens mit Verwunderung zugeschrieben wurde, so gedachte ich, dass es nunmehr Zeit wäre, nicht sowol mich als den vermeinten Verfasser in einer kleinen Antwort zu vertheidigen und also zu gleicher Zeit den unverdienten Ruhm, welchen er meinen schertzhafften Schrifften beygeleget, danckbarlichst zu erkennen.

Als ich nun mit diesen Gedancken im schwange gieng, so gerieth ich unversehens unter meinen zusammen gesammleten Schrifften auf folgendes sinnreiches Gedicht eines berühmten Englischen Poeten, worinnen er eine Persohn aufgeführet hat, welche meinem Widersacher in allen Stücken gleichet, und welche über dem, damit er sich an die Vergleichung nicht stossen möge, des damahligen Königs von Engelland wolbestalter gekrönter Poet war. Die Versuchung war zu gross, dass ich derselben hätte widerstehen können, und das Gedichte kaum überlesen, dass ich schon dasselbe in unsre Sprache zu übersetzen und dem Teutschen Leser die unschuldige Kurtzweil zu gönnen den Schluss gefasset. Ich zweiffle auch nicht, dass ich bey denjenigen, den alle Umstände dieses Orts bekand sind, meinen Zweck erreichen werde, wil aber zugleich nicht hoffen, dass mein Widersacher so gescheut

seyn wird, dass er in sich gehen und bedencken werde, dass er sich dieses alles muthwilliger weise auf den Halss gezogen und folgends mit den übrigen Lesern über die lustige Erfindung sich erfreuen und mit den Lachenden lachen wird, sintemal er mir hierdurch den Handel verderben und das gantze Gedichte im Grunde zernichten würde.

Was im übrigen die Übersetzung dieses Gedichts betrifft, so wird der Leser, dem hiesiger Ort kündig, ohne meine Anmerckung gleich von sich selbst ermessen können, dass ob ich gleich dem Englischen Poeten die Erfindung und Ordnung desselben abgeborget, mir dennoch zum wenigsten die Helffte der Gedancken eigenthümlich zugehöre.

Und hier hatte ich diese Vorrede und die wenige Anmerckungen über das Sonnett geschlossen, sintemal ich es damals, nachdem es mir ein guter Freund gezeiget, nur einmal durchgelauffen hatte. Weil mir aber anjetzo der Drucker desselben nach freywilliger Bekäntniss seines Verbrechens, nicht allein eine gedruckte Copie, sondern das Manuscript selbst überliefert, so habe ich, nachdem ich es mit mehreren Bedencken überlesen, in diesen vierzehn Zeilen so viel ungereimte Dinge gefunden, dass ich mich fast schäme, dass ich desswegen die Feder ergriffen habe. Ich will dem Leser nur noch etliche kurtze Anmerckungen desselben zu seiner Ergetzlichkeit mittheilen, nicht zweifflend, es werden die wenigen Reihen, alles was in folgenden Gedichte von des Verfassers Witz und Verstande geschrieben ist, allein und ohne andere Beyhülffe rechtfertigen. Das Sonnet fängt also an:

Schau edles Schlesien der Schwanen Vaterland
Wie jetzt Dein Lohenstein, das Wunder aller Erden.

M. de St. Evremont sagt in seinen Essays: Que les grans admirateurs sont ordinairement de fort sottes gens, und Moliere schreibet: Que les Allemans sont de grans admirateurs. Der Schluss folgt von selbsten, und wäre dieser uns sehr vortheilhaffte Syllogismus in der That wahr, wann alle unsre Landsleute dem Verfasser dieses Sonnets gleichten. Wann man den Herrn von Lohenstein wegen seiner schönen Schrifften nur allein ein Wunder Teutschlands genennet hätte, so hätte man schon hoch genug, und der Teutschen Nation viel zu nahe geredet, sintemal hieraus nothwendig erfolget, dass es ein Wunder sey, wann sich unter uns ein Mann befindet, welcher zierlich, sinnreich und verständlich schreiben könne. Dass er ihn aber ein Wunder aller Erden nennet, ist so ungereimt, dass ich nicht weiss, was ich dem Dinge vor einen Namen geben soll.

Der Teutschlands Sonne muss mit recht genennet werden.

Wie weit ist dieses wiederum in die Welt hinein geredet.

Denn, wo der Herr von Lohenstein Teutschlands Sonne ist, so müssen so viel grosse Fürsten, so viel tapfere Helden, so viel berühmte Staats-Leute und so viel grundgelahrte und geschickte Männer des Teutschen Reichs sich mit dem Titel des Mondes und der Sterne behelffen. Hätte er denselben der Teutschen Poeten Sonne genennet, so hätte man noch ein Auge zudrücken können, wiewol er auch in diesem Verstande zu viel geredet hätte, sintemal der Herr von Hoffmannswaldau, vieler andern zu geschweigen, dem Herrn von Lohenstein von den besten Kennern weit vorgezogen wird. Ich wil geschweigen, dass es in einen zärtlichen Ohr etwas hart klinget, wenn man von einem Mann saget, dass er die Sonne sey; indem dieselbe, andern Sprachen zugegen, in der Unsrigen weiblichen Geschlechts ist. Auf diese Weise hätte er den Herrn von Lohenstein die Pallas Teutschlands oder die Teutsche Jungfrau Schurmannin nennen können. Eine schlechte Vergleichung zwischen einem Masculino und Foeminino gehet an, aber nicht die, die durch eine Figur, wie hier, geschiehet.

So frech gelästert wird durch Stoltz und Unverstand.

Hier scheinet es dass er Ihn gar zu einen Gott machet, weil niemand als Gott allein von Frevlern gelästert wird. Spräche der Verfasser von einem Könige oder Fürsten, so möchte man ihm diese Hyperbole zu gut halten; Da er aber von einem privat Mann spricht, so ist sie unerträglich. Von dem Stoltz und Unverstand welche hier unterschieden werden, sage ich nichts, wiewohl ich noch von keinem Stoltz gehöret, welcher nicht den Unverstand zur Grund-Feste gehabt.

Dass er der Götter Sprach in Reymen angewandt.

Biss an diesen Vers ist es vor den Herrn von Lohenstein gut gegangen, aber nun fängt er an ihm eins zu versetzen, und macht ihn schlechterdings zu einem Pritzmeister. Die Poesie wird an sich selbsten der Götter Sprache, und diejenige, welche sich derselben zierlich zu bedienen wissen, werden mit Recht Poeten genennet: Diejenigen aber welche dieselbe nur in Reymen anwenden, können vor nichts anders als Pritzmeister gehalten werden. Wie wohl thäte derjenige, der seine Gedancken so artlich auszudrücken weiss, dass er die Götter Sprache ungehudelt liess, und anstatt dass er seine Schrifften durch den Druck gemein machet, dieselbe lieber zu etwas anders anwendete.

Den Geist der Trauer-Spiel entfernt von Wald und Heerden.

Als ich diesen Vers zuvor einen dunckIen oder unverständlichen Vers genennet, so waren mir die ersten zwey Wörter desselben entfallen. Ich gestehe derhalben ganz gerne, dass ich dem Verfasser hiedurch zu viel gethan, sintemahl derselbe durch Hülffe dieser zwey Worter einen gantz richtigen Verstand hat. Denn es

erhellet daraus, dass sich ein gewisser Polter-Geist in den Wäldern müsse aufgehalten, und darinnen manch schlimmes Trauer-Spiel angerichtet haben, biss dass der Herr von Lohenstein denselben, ich weiss nicht durch was vor eine übernatürliche Kunst, den armen Wald-Leuten und Schäffern zum Besten von Wald und Heerden entfernet. Dieses muss der Verstand dieses Verses seyn oder er hat sonst keinen nicht. Zwar hab ich biss anitzo von dergleichen Gespenste oder neuen Satyren nichts gehöret, ich bin aber auch kein Poete nicht und lasse mich gar gerne von denen, die es sind, unterrichten.

Ja dass ihn Phöbus selbst geführt mit seinen Pferden
Wird einem Tadel-gern noch ungereimt genannt.

In dem dritten Vers dieses Sonnets machet der Verfasser den Herrn von Lohenstein zur Sonne und hier in dem siebenden Vers wird er nur zu einem Passagirer auf der Sonnen Wagen gemachet. Das ist zu sagen, er ist zugleich der Braten und der Braten-Wender; Er sitzet in und zugleich vorn auf dem Wagen, und ist mit einem Wort zugleich Fuhrmann und Passagirer. Ehe ich dieses nicht ungereimt nennen solte, so eigne ich mir mit Freuden das Zesische Wort zu und passire all mein Lebtag vor einen Tadel-gern.

Und nunmehr wäre es Zeit weiter zu schreiten, allein ich entsetze mich vor dem grausamen Kampff des Löwen und des Hasen. Wiewohl, wenn man auch diesen recht bey dem Licht besiehet, so ist es nichts anders als ein blosses Feder-fechten, dadurch sie den Leuten nur die Augen verblenden wollen, indem sie in der That gute Freunde sind. Es scheinet auch sogar, dass unter allen andern Thieren der Haas allein das Hertz hat des Löwen Freund zu seyn. Denn was wollen diese Worte des Sonnéts anders sagen:

Dass die Hasen sich nur wagen
Den Löwen anzugehn.

Wenn mich einer anfällt, so hab ich Ursach ihn vor einen Feind zu halten; Aber wenn ich sage, dass mich einer angeht, so gebe ich dadurch zu verstehen, dass er entweder mein Freund oder Bluts-Verwandter sey, oder dass er mir sonsten angehöre, und frage ich alle Deutschen die ihre Sprache verstehen, ob dieses Wort in einem andern Verstande könne genommen werden? Ich will geschweigen, was er in der letzten Zeile von Beschimpffung des Löwen spricht; Sintemahl sich kein vernünfftiger Mensch einbilden kan, wie man einen Löwen beschimpffen könne. Wesshalben, so würde sich anitzo mancher finden, welcher dem Herrn Verfasser rahten würde ins künfftige die Götter-Sprache so lang unangefochten zu lassen, biss er seine eigne Mutter-Sprache besser gelernet

habe. Ich aber bin von dergleichen unangenehmen Rahtgebern nicht und lasse diejenige, welche gar zu viel auf sich selber halten, gar gerne bei ihrem süssen Irrthum; Und hiemit schliesse ich meine lange und so zu sagen duppelte Vorrede und stelle es des Lesers Urtheil nach Erwegung der Sache anheim, ob ich den Herrn von Lohenstein mehr gerühmet, indem ich einige dessen Redens-Arten getadelt; Oder der Verfasser dieses Sonnets ihn mehr beschimpffet, indem er ihn so gerühmet hat.

II.

Zwei Einleitungen*) Wernickes zu seiner (französischen) Uebersetzung einer politischen Schrift des Engländers Meadow über „The Point of Honour / In the Salutation used att Sea, / By Striking the Flag and lowering the Topsail / Stated according to the Treaties."

1.**)

Au Roy

Sire

Je prens la liberté d'offrir très-humblement à Vôtre Majesté ce Manuscript, comme une suite de quelques autres pieces curieuses que Son Ministre m'a fait la grace de Luy presenter de ma part.

C'est un Manuscript aussi rare qu'il est important, puisque ceux qui y sont engagés d'interest l'ont supprimé, je ne diray pas lorsqu'il a paru au jour à cause qu'il n'a jamais êté publié, mais au moment même qu'il n'à se faire voir de nuit.

Vôtre Majesté s'en pourra servir utilement dans les occasions, non seulement pour faire connoitre aux Hollandois leur devoir indispensable d'honorer Son Pavillon par le leur, mais pour eluder encore efficacement selon les conjonctures la pretension de leurs Voisins, lorsqu'ils demandront de nouveau le même temoignage de

*) In der Form von Widmungen an die Könige Christian V. und Friedrich IV. von Dänemark.

**) Das Titelblatt zu dieser Christian V. überreichten Uebersetzung (G A Danske Samlinger Nr. 176 in Folio) lautet:

Le point d'honneur Au salut de mer. Par le Pavillon et les Huniers, Etabli conformement aux divers Traités, conclus à ce sujet.

Pour Reponse à une Relation differente donnée à cet égard par le chevalier Temple dans ses „Memoires".

Traduit de l'Anglois

Pour l'usage de la cour de Dannemarc par

Christian Wernigke.

respect aux Vaisseaux de Vôtre Majesté. Car puisque ce Manuscript fait voir clairement et sans replique, que les Hollandois ne baissent leur Pavillon devant celuy d'Angleterre que pour marque de respect, qu'ils doivent porter comme Republique à une Tête couronnée et nullement en reconnoissance de son pretendu droit à l'Empire de mer, comment pourront-ils se dispenser de faire le même acte devant celuy de Dannemarc? Mais comment les Anglois se pourront-ils attendre au même respect des Vaisseaux de Votre Majesté? Vôtre Majesté ne porte-t-Elle pas de Couronnes aussi bien que l'Angleterre? Et comment pourra-t-elle demander une superiorité de respect, où il y a une égalité d'ordre et de rang.

Ce Manuscript Luy en dira d'avantage, et j'ose dire que Vôtre Majesté le lira avec plaisir, puisqu'il est d'une grande clarté et ecrit assez elegamment: Je viens de le traduire de l'Anglois pour Son usage et celuy de Ses Ministres, mais j'en suis encor le porteur. Cent autres l'auroient pu traduire mieux que moy, mais il auroit été difficile de le tirer d'autres mains que des miennes.

D'ailleurs jusques icy je n'en ay jamais donné Copie à personne. Pendant que j'ay demeuré en Angleterre j'ay toujours éte jaloux même à la folie de ses interests, et je l'ay même servi assez utilement dans les occasions sans autre motif que celuy d'avoir vecu sous sa protection. Mais puisqu'on m'y a payé d'ingratitude et forcé de chercher d'azyle ailleurs pourquoy ne me seroit-il pas permis de me servir des moyens que j'ay entre mes mains, pour me recommender très-humblement à Votre Majesté.

Je suis donc venu, Sire, dans Son Royaume pour offrir à Votre Majesté mes très-humbles services. Je pourrois peutêtre ne Luy être pas inutile dans plusieurs rencontres. J'ay assez erré dans le monde pour en connoitre un peu les intrigues et sans blesser la modestie qui sied toujours bien, mais qui est absolument necessaire, lorsqu'on a l'honneur de parler à un grand Prince, sans blesser la modestie dis-je, je puis dire avec verité, que sans avoir eu de Caractere, il se sont passées de certaines affaires par mes mains que des particuliers ne voyent que très-rarement.

Mais surtout, Sire, j'ay un grand fonds de zele pour le service de Vôtre Majesté, qui suppléera suffisament au defaut de la capacité, et Elle me trouvera une fidelité à toute epreuve, lorsqu'Elle jugera à-propos de me confier la moindre de Ses affaires. Un honnête homme tache toujours de remplir son devoir, mais on s'en acquitte avec une joye accompagnée d'une ardeur impatiente de repos, quand on a l'honneur de servir un Prince si juste, si equitable et si humain que l'est Vôtre Majesté.

Je Luy souhaite du fonds de mon ame encore une longue

suite d'heureuses années, et un Regne toujours ou paisible ou triomphant, et suis avec un très-profond respect, Sire,

de Vôtre Majesté

le très-humble et très-obéissant Serviteur

Copenhague ce Juin 1696. Wernigke.

2.*)

Au Roi

Sire.

Je prens la liberté de presenter très-humblement à Votre Majesté ce Manuscript, considerable en soi-même, mais qui à Votre Majesté surtout est de la derniere consequence, à cause d'une Declaration facheuse touchant le Pavillon signée de la propre main du feu Roi votre Pere d'immortelle memoire, que l'Angleterre a sceu extorquer dans la derniere guerre au Ministere du Dannemarc. Je tacheray de Lui expliquer l'un et l'autre fort-succinctement et avec toute la netteté dont je serois capable en y ajoutant ce qui regarde l'occasion aussi bien que l'Auteur de ce Traité.

Tout le monde scait, et Votre Majesté s'en souviendra sans doute, combien l'Angleterre dans la derniere guerre a interrompu le commerce de mer du Dannemarc, en voulant forcer les vaisseaux de guerre Danois qui servoient de convoy de baisser leur pavillon devant le sien, sous pretexte d'un Droit, qu'elle pretend avoir à l'empire de mer, sur tout celle qu'on nomine Britannique. Or ce Manuscript examine ce pretendu Droit.

Il est ecrit par le Chevalier Meadows, qui en qualité d'Envoyé et de Plenipotentiaire d'Angleterre aida cy-devant à faire la paix entre les Couronnes du Nord, et eut l'Ordre de l'Elephant pour recompense. Plein de vigueur encore, quoique dans un age fort avancé, il se sentit negligé du Gouvernement d'Angleterre aprez la derniere Revolution, et il composa ce Traité pour s'en vanger, mais d'une maniere si adroite qu'on croiroit à la premiere veüe que ce ne soit qu'une querelle entre deux Particuliers, scavoir entre lui et le Chevalier Temple, cy-devant Ambassadeur et Plenipotentiaire d'Angleterre au Traité d'Aix-la-Chapelle.

Comme il avoit de l'amitié et de l'estime pour moi, il ne l'eut pas plustout achevé qu'il me le communiqua pour lui en dire

*) Das Titelblatt dieses zweiten, dem König Friedrich IV. überreichten Exemplares der Uebersetzung (GA Danske Samlinger Nro 177 in Octav) lautet: Dissertation / au sujet / De l'honneur du Pavillon / conformement aux di- / vers Traitez; / Et de la pretension des Anglois / A l'Empire de mer. Traduite d'un Manuscript / Anglois / pour l'usage / De sa sacrée Majesté / Frederic IIII / Roi de Dannemarc-Norwegue etc. etc. etc.

mon sentiment; et quoi qu'il ne le me laissa qu'autant d'heures qu'il en falloit pour le lire avec attention, je sceus pourtant si bien emploier ce temps, que je le copiay de mot en mot reconnoissant d'abord quelle en êtoit l'importance.

Il le fit ensuite tenir sous main à M. le Duc de Shrewsburi alors Secretaire d'Etat qui en fut si allarmé aussi bien que tous ceux du Gouvernement à qui il en donna connoissance, qu'on trouva à propos de supprimer ce Manuscript à quelque prix que ce fut: Et à cete condition le Chevalier Meadows, aprez avoir asseuré le Gouvernement de n'en avoir donné copie à personne eut un present de deux milles Livres Sterling, une charge de conseiller de commerce qui valoit mille Livres Sterling de rente, et le titre hereditaire de Chevalier-Maréchal d'Angleterre.

En effet, Sire, Votre Majesté comprendra aisement en lisant ce Manuscript avec tant de soit peu d'attention, de quelle importance il doit être au Dannemarc, à la France, à l'Espagne, à la Suede et enfin à toutes les autres puissances de l'Europe qui ont des vaisseaux de guerre en mer, puisqu'il leur fournit des armes invincibles pour combattre cete pretension des Anglois, qui de tout tems leur a été si prejudiciable et si onereuse.

Mais il est encor de plus grande consequence à Votre Majesté qu' à aucun autre, à cause de la Declaration susmentionnée. Et comme il Lui importe fort d'être exactement informée de ce fait, je le Lui expliqueray en peu de mots:

Le Commandeur Barfoot escortant durant la derniere guerre plus de deux cens vaisseaux marchands la pluspart Danois, fut rencontré dans le Canal par quelques vaisseaux de guerre Anglais qui lui firent le signal de baisser sa flame. Barfoot le refusa, et se battit généreusement contre ceux qui voulaient l'y forcer. Mais enfin cedant au nombre il fut pris et emmené avec tous les vaisseaux sous son escorte.

Le Roi Guillaume voulut profiter d'une si belle occasion d'embarasser le Dannemarc, et les Ministres de feu Sa Majesté pour sortir promptement d'affaire, trouverent à-propos de desavouer le Commandeur. Par malheur ceux du Roi Guillaume avoient sceu se procurer une copie des ordres secrets de ce commandeur et profitant des lumieres qu'elle leur donnoit, ils firent si bien qu'on en vint à une Declaration en forme pour autoriser en quelque maniere la pretension des Anglois. Cete Declaration êtoit signée par Monsieur de Jessen.

Cependant on ne s'en contenta pas, on voulut pousser cete affaire à bout et on en demanda une autre qui seroit signée de la main propre du Roi. Ce pas êtoit vrayement fort delicat, mais voyant qu'on avoit affaire à des gens qui ne menagoient rien, et qu'il s'agissoit de tirer de leurs mains une prise qui par son

importance interessoit en quelque maniere tout le royaume, on fut reduit de passer par là, mais en le faisant on fit, Sire, si je l'ose dire, la plus grande faute qui en fait d'importance se soit jamais faite.

Cete Declaration signée de la propre main du Roi portoit: Qu'il n'étoit jamais venu dans l'esprit de Sa Majesté, et que par consequent elle n'avoit jamais donné ordre à ses gens de mer, ni n'en donneroit jamais de refuser cet honneur au Pavillon d'Angleterre, qui lui étoit rendu par d'autres Têtes couronnées.

Si l'on en étoit demeuré là, le mal n'auroit pas été fort grand, quoique les Anglois scavoient bien ce qui en étoit par les ordres secrets du Commandeur: Mais par une inadvertence incroyable celui qui avoit dressé cete Declaration y avoit ajouté ces propres mots: Et par d'autres puissances.

Les Anglois en furent egalement surpris et rejouis: Ils voioient que par ces mots Sa Majesté s'étoit mise sur le même pied avec la Republique de Hollande à l'egard de l'affaire en question et scachant qu'il y avoit un Traité solennel fait par le Chevalier Temple en 1673, par lequel ils pretendent que les Etats Généraux avoient solennellement reconnu la pretension des Anglois à l'Empire de mer, ils ne voyoient que trop les consequences de cete Declaration, bien resolus de s'en servir en tems et lieu.

Voila, Sire, le mal de cete Declaration, qui en effet est si grand, que ce seroit vrayement rendre un service notable à Votre Majesté, si on pouvoit la retirer des mains de la Reine d'Angleterre, en profitant des bonnes dispositions où cete grande Princesse semble être à-present envers le Dannemarc. Mais en tout cas voycy les moyens efficaces que ce Manuscript fournit pour en eluder les mauvaises Consequences.

Car outre qu'en si peu d'étendüe il explique nettement cete Ceremonie navale, qu'il en examine tous les divers Traités et qu'il fait voir, combien peu est fondée cete pretension des Anglois à l'Empire de mer, il vient encor precisément au fait de la Declaration. Dira-t-on que le Dannemarc s'est engagé solemnellement de rendre le même honneur au Pavillon d'Angleterre, qui lui est rendu par d'autres Têtes couronnées? Ce Manuscript fait voir, que l'honneur que l'Angleterre prétend, ne lui a jamais été rendu par aucune Tête Couronnée. Voudra-t-on profiter de la faute commise, en disant que le Dannemarc s'est mis à cet egard sur le même pied avec la Hollande; et que la Hollande avoit solemnellement reconnu par Traité le Droit de l'Angleterre à l'Empire de mer? Ce Manuscript fait voir sans replique, que bien loin que la Hollande ce soit engagée par ce Traité à une pareille reconnoissance, elle n'y a promis de baisser son Pavillon devant celui d'Angleterre que par respect et par deference qu'une Republique doit à une

Tête Couronnée: Et qu'ainsi cete raison seule impliquoit une parfaite contradiction d'un pareil engagement dans une autre Tête couronnée.

Il est vray, Sire, que sous le regne heureux de la Reine d'Angleterre d'aujourdhui Votre Majesté ne sera apparement point reduite à se servir de ces armes, puisque bien loin de vouloir à l'exemple de son Predecesseur chagriner le Dannemarc, cete genereuse Princesse au contraire semble être fort portée pour les interests de Votre Majesté. Mais les tems peuvent changer et le Successeur de cete Princesse peut ressembler à son Predecesseur. Il est donc bon de se precautioner contre le futur. Et quoi que ce ne soit qu'en cete veüe que je pressente très-humblement ce Manuscript à Votre Majesté, que ce ne soit qu' à dessein de Lui être utile sans vouloir nuire à personne, je La supplie pourtant très-humblement de vouloir bien le menager d'une maniere afin qu'il ne tourne pas à mon prejudice auprez de ceux qui l'ont voulu supprimer avec tant de peines et de depenses et qui me ne le pardonneroient jamais, s'ils venoient à sçavoir que c'êtoit par mon canal que ce Manuscript êtoit tombé entre les mains de Votre Majesté. Au reste, Sire, je Vous souhaite de toutes les puissances de mon ame tout ce qui peut combler Votre Majesté de gloire et de bonheur, un regne egalement long et heureux et suis avec la passion du monde la plus grande et la plus respectueuse

Sire

De Votre Majesté

le très-humble, très obéissant et trés-fidele

Serviteur Wernick.

III.

Varianten aus dem 8. Buche.

α. Auf das gemeine Gerüchte (p. 191).

B. p. 155: Ein schlauer Mann erwirbt durch List
Noch weil er lebt ein gut Gerücht;
Ein Tugendhafter Mann erhält es aber nicht,
Als wenn der Neid verschwindt und er gestorben ist.
Dort kommt es unverdient, hier folgt es ungesucht
Und ist falsch oder ohne Frucht.

A: Siehe Anmerkung. — V. 1 der hier stehenden Fassung aus A (Einl. elfte Seite) lautete ursprünglich: „Hüt dich, dass Niemand nicht was . . .“

β. Die Belagerung von Ofen (p. 193 f.: Anmerkung zu „Eroberung von gantz Ungarn“).

A. Einl., zehnte Seite, und B. p. 144.

V. 4: Budens Thürmen.
V. 5: Ihr welchen Leopold die Lenden hat umgürt.
V. 6: Richt eurem hier auf ein ewig . . .

γ. Boas und seine Ruht (p. 197 f.)

A. Einl., zehnte Seite, und B. p. 147:

B. Obgleich ein schönes Weib der meisten Hauss-Creutz sey,
Doch macht den Boas dies nicht scheu;
Er denckt die Streiche solln die starren Glieder warmen
Und nimmt die Ruht in seine Armen.

A. V. 4: die Ruht in seine . .
V. 2: Doch machet dies den Boas gantz nicht scheu;
V. 4: Ruht getrost in . . .

IV.

Epigramme, die Wernicke verworfen und in die Ausgabe letzter Hand nicht aufgenommen hat.

1. An einen gottsfürchtigen Allmosen-Ausstheiler.

A. Einl. auf der neunten Seite.

Man überwindt gar leicht den höchsten durchs Gebeht;
Du aber überwindst, dieweil Du früh und spät
Den Armen Deine Mild erweist und Dein Erbarmen
Dem starcken Jacob gleich, den Höchsten mit den Armen.

2. Auf die Stadt Thorn.

A. Einl., elfte Seite; B p. 150.

Schaut wie ein jeder Fluss der Weichsel, jede Stadt
Die an der Weichsel liegt, Thorn freylich weichen müsse;
Drum weil die Weichsel ist die Königin der Flüsse
So scheint's dass Sie sich Thorn zum Thron erwählet hat.

3. Die Heyrathungen nach dem Gelde.

A. Einl., elfte Seite.

Es hat die Liebe nicht mehr an der Heyrath Theil;
Man heyrath nach dem Geld: Cupidens Pfeil sind feil.

4. Kampf des Fleisches und des Geistes.

A. Einl., zwölfte Seite.

Es hält das Fleisch dem Geist stets seine Larven für;
Es streitet die Begier stets wieder die Gebühr.

5. Waffen und Gewaffnete.

A. Einl., dreizehnte Seite.

Der Krieg verdirbt den Stahl den Werkzeug edler Sieg,
Der Fried' dieselbe, die in Stahl und Eisen schlaffen;
Was den Soldat erhält, bricht sein Gewehr; im Krieg
Sind mehr Gewaffnete, im Friede sind mehr Waffen.

6. Hoffnung und Furcht.

A. p. 27.

Wer stets bey trüber Lufft im Thal der Trübsahl irret,
Der hofft dass doch einmal die Sonne scheinen wird;
Hergegen wem das Glück sein Paradies hält offen,
Der seine Spitz besteigt, der fürcht den Wirbel-Wind:
Wie falsch sind unsre Trieb, wie eitel und wie blind!
Der erste hofft auff Furcht, der andre fürcht das Hoffen.

7. An Damon den auffrichtigen Hoffmann.

A. p. 28.

Aufrichtig-albrer Damon hör'
Ein' abgeschmackte-gute Lehr:
Wo Du bei Hof' dein Ziel erreichen wilt,
So glaub nicht was Dein Gönner redt,
So schmeichle, wenn er pocht und schmäh't,
Spiel ihm zu Nutz ein falsches Spiel,
Und denck', dass hier kein Dienst so viel
Als ein mit hohem Danck empfangen Unrecht gilt.

8. Auf die Hoffahrt.

A. p. 28. B. p. 11.

B. Bey klugen Leuten findt die Hoffarth keinen Raum,
Man sieht die Wagschal stets nach dem Gewicht sich neigen;
Die edle Demuth ist gleich einem fruchtbarn Baum,
Je mehr der Früchte trägt, je mehr die Aest' sich beugen.

A. V. 1: Bei Leuten von Verdienst findst Hoffahrt
V. 2: Es muss die Wagschal sich nach dem Gewichte...

9. Qui nescit simulare.

A. p. 46; B. p. 28.

B: Der welcher (A: Wer meisterlich) meisterlich verdecket seine Schellen,
Der seinem falschen Thun giebt einen gutten Schein
Der sich (A: Wer sich) verstellen (A: anstellen) kan, darf nicht im Duncklen seyn;
Doch wer im Duncklen seyn kan, darf sich nicht verstellen (A: anstellen).

10. Plato und Pindarus.

A. p. 47, B. p. 30.

B. Dass man um Platons Haubt wie um das Pindars Mund
Einst einen gantzen Bienschwarm fund,
War ohne Deutung nicht; dieweil
Der Honig jenem ward, der Stachel dem zu Theil.

A. V. 1: Dass man um Plat' und Pindars Mund
V. 3: Bild't ihre Sinne vor, dieweil

11. Auf die Herrschung.

A. p. 61.

Vernünftig Volck fält nicht wol zu beherrschen schwer,
Und einem klugen Fürst ist jeder leicht beflissen;
Drum soll ein Land bestehn, so muss entweder Er
Zu herrschen oder Sie wol zu gehorchen wissen.

12. Auf Marius den Träumer.

A. p. 64.

Der alte Marius steht allzeit in Gedancken;
Er dencket, wenn er beht, er dencket wenn er liest
Er dencket, wenn er trinkt; er dencket, wenn er iss't,
Er denckt bei Traurigen, er dencket bei den Kranken,
Er dencket wenn er weint, er dencket wenn er lacht,
Er dencket wenn er geht, er dencket wenn er sitzet,
Er dencket wenn ihn friert, er dencket, wenn er schwitzet,
Er dencket wenn er schläfft, er dencket wenn er wacht,
Wenn jemand wissen will, wie dies zusammenhenckt:
Er denckt allzeit, weil Er allzeit an nichts gedenckt.

Nachtrag.

In der „Sammlung Lustiger und Sinnreicher Grab- und Uberschrifften zu erlaubter Gemüths-Ergötzung und erfreulichen Zeit-Vertreib ans Licht gegeben" (Berlin und Leipzig, ohne Jahreszahl)*) S. 36 wird folgendes Epigramm Wernicke zugeschrieben, das sich nicht in den Ausgaben seiner Epigramme findet:

Grabschrifft eines Sand-Uhrenmachers.

Es konte dessen Hand, der hier die Würmer nährt,
Ein künstlich Maass der Zeit von Staub und Sand bereiten:
Nun da des Todes Hand ihn selbst in Staub verkehrt,
So mist er mit sich selbst den schnellen Lauf der Zeiten.
(Unterschrift: „Warneck".)

*) Hamburger Stadtbibliothek. Realcat. SC a Vol. VII pag. 8. 8°.

C. Dokumente, das Leben Wernickes betreffend.

I.

Wernicke als Beamter des dänischen Staates.

1.

Die Ernennung zum Kanzleirat und Legationssekretär am französischen Hofe, d. d. 15. October 1708 *).

Gegeben zu Rosenburg am 15. October 1708.

Wir F. 4. Thun Kundt hiemit, dass wir den Edlen, unsern lieben getreüen Christian Wernicke zu unsern Cantzeley Raht und Legations-Secretaire allergnadigst verordnet undt bestellet, thun solches auch hiemit dergestalt und also, dass uns als seinem Souverainen und Absoluten Erb König undt Herren derselbe soll treu, hold und gewertig sein unsern undt unsers Königl. Erbhauses Nutzen undt bestes in allem mit behorigem Fleisse und Eifer suchen undt beforderen, Schaden undt Nachtheil aber äusserster Möglichkeit nach warnen, verhüten undt abwenden, und was Er deswegen in Erfahrung bringen wirdt, uns ohne einige Scheu gebührlich anmelden undt offenbahren, insonderheit aus allen Kräfften seine gedancken, thun und lassen dahin dirigiren, damit unser absolutum dominum Souverenitet und Erbgerechtigkeit über unsere Reiche, fürstenthümer undt Lande unverenderlich conserviret undt auf unsere rechtmessige Erb-Sucessores forthgesetzet undt verpflantzet werde; Demnecht soll Er alss unser Cantzeley Raht in allem dem, wo wir uns seines Rahts erhohlen möchten, uns selbigen seinem besten wissen undt verstande nach getreulich eröfnen, auch weil wir Ihn für der Handt nach dem Königl.-Frantzosischen hoffe abzufertigen für guth gefunden, umb nach absterben unseres daselbst gewesenen Legations Secretaire Braem sowohl die Correspondentz anhero zu erhalten, alss auch unsere angelegenheiten daselbst fernerhin zu beobachten, Darunter nach

*) GH (1708 und 1709) pag. 240 ff. Im Register unter „Patente".

der Ihme hiernegst zu ertheilenden Instruction undt denen von uns an denselben abgehenden allergnädigste Ordres allerunterthänigst richten, unser undt unseres Königl. Hauses Interesse in allem nach Möglichkeit suchen undt befordern, von dene so desfals, wie auch in publicis vorkombt, nachdem Er vorhero so viel thunlich, eine zuverlässige Nachricht eingezogen, uns von Posten zu Posten seine allerunterth. Relationes abstatten, Dasjenige, so sich zu verschweigen gebühret oder Ihme in unsern geheimen Estats affairen wirdt anbetrauet werden, ohne unsern Special-Befehl niemanden offenbahren, sondern bis in seine Sterbgrube verschwiegen bey sich behalten, undt übrigens in allen seinen actionen sich dergestalt comportiren undt verhalten, wie es einem Ehrliebenden undt getreüen Cantzeley Raht und Legations-Secretario undt Diener eignet undt gebühret, auch seine uns auf diese Bestallung geleistete Eydes-Pflichte solches erfordern undt mit sich bringen. Derentwegen undt für solche seine getreue Bedienung wollen wir Ihme von dato an, dasjenige, so Ihme in unserm Cammer Reglement zu Besoldung undt an appointementgeldern zu seinem Unterhalt wirdt beigeleget werden, Jahrlich richtig allergnadigst reichen und auszahlen.

Uhrkundlich u. s. w.

2.

Die Instruction*).

Vom 22. October [1708]: „Wonach der Edle Unser Cantzeley-Raht ietzo nach dem Königl. Frantzösischen Hofe destinirter Legations-Secretarius Christian Wernicke sich nach seiner Ankunfft zu Paris biss zu weiterer Verordnung allerunterthänigst richten soll."

1.

Hat derselbe seinen Weg auf's eheste und kürzeste möglich nach Paris zu nehmen, daselbsten sich bei dem Marquis de Torcy anzumelden und Ihme ein Schreiben, so Ihme unser Geheimer Raht und Ober-Secretarius Sehestedt an gen. Marquis de Torcy mitgeben wird, einzuhändigen, anbei zu versichern, dass er Ihme jedesmahl in Unsern affairen freyen Zutritt gönnen, dessen Anbringen wohl auffnehmen und in Ansehung Unser favorisiren möge.

2.

So balde derselbe in Paris angelangt sein wird, hat Er sich von allem, was sowohl bey Hofe als in den auswartigen Frantzösischen armeen und vornehmsten See-hafen vorgehen wird, genau zu erkundigen undt uns wöchentlich davon allerunterthänigst zu

*) GH (1708 und 1709) pag. 244 ff.

referiren, auch wann Wir auff ein und anders Ihme Unsere allergnädigste ordres zukommen lassen werden, solche auffs fleissigste zu beobachten undt auszurichten, Zu solchem Ende er dan auch, gleich bey seiner Ankunfft, die von unserm verstorbenen Legations-Secretario Braem hinterlassene Briefschaffte und Chiffre, so auf Unser guhtfinden, nach dessen Absterben von dem bey unsers Justitz-Raht Voscambs Sohne befindlichen Hoffmeister, Tanner genandt, in Verwahrung genommen worden, gegen seinen Ihme auszustellenden Schein, zu sich zu nehmen undt sich der Ihme mit gegebenen Chiffre, in vorkommenden geheimen Sachen zu bedienen, obenerwehnte von dem gen. Braem hinterlassene Chiffre aber zurückzusenden hat.

3.

Hat Er insonderheit auch dahin zu sehen, dass das Commerce unserer Unterthanen auf Franckreich in gutem Stande erhalten und dieselbe darin nicht gegen die Privilegien und Gewohnheiten gedrücket noch vor andern Nationen beschweret werden; da auch dergleichen geschähe, hat Er gen. Unterthanen, Kauffleuthen und Schiffern jederzeit mit Raht und Vorsprache bey den Königl. Französischen Ministern und Officialen an Handt zu gehen und allen äussersten Fleiss anzuwenden, damit und ein frey Commercium ungehindert gelassen und befordert werde. Gleich wie Er auch sonsten in genere Unserer in Franckreich sich aufhaltenden Unterthanen nach möglichkeit in all allen Vorfällen sich anzunehmen hat.

4.

Hat Er in specie dahin instances zu thun, damit das am 23. July Ao. 1704 gemachte Königl. Frantzösische reglement wegen der in Holland oder anderwerts bei Frankreichs Feinden durch neutrale Kauffleuthe gekaufften Schiffen auch in regard Unserer Unterthanen wiederum abgeschaffet werde und dieselbe darunter gleiche privilegien mit den Königl. Schwedischen Unterthanen geniessen mögen.

5.

Gegen die Königl. Frantzösischen Ministros hat Er sich allemahlen bescheidentlich, gegen die dort anwesende frembde Ministros auch höflich und vorsichtig zu betragen, damit dessen Persohn nirgend unangenehm, noch Er ungeschickt gemacht werde, Unsere Ihme anbefohlene ordres mit Sucess auszurichten oder von deme so passiret gute Kundschafft zu haben. Vielmehr hat er allen und jeden, so viel ohne prejudice unserer Angelegenheiten geschehen kann, alle mögliche Dienste und Freundschafft zu erweisen.

6.

Was sonsten etwan, so Unss angehen könnte, vorfallen würde, darinnen hat Er vor sich Unser interesse nach seinem besten

Wissen zu observiren, auch sich dahin zu bemühen, dass Er von demjenigen, was der alhier anwesende Königl. Frantzösische Secretaire Poussin von hier referiret, zuverlässige Nachricht bekommen möge, und solches anhero allerunterthänigst zu berichten, über dasjenige aber, so Er in Unseren Nahmen zu thun oder zu antworten haben möchte, allewege Unsere allergnädigste special-ordres einzuhohlen, übrigens auch sich jederzeit, als einen getreuen Diener gebühret, pflichtmässig zu betragen, wohingegen Wir denn auch Ihn Bey solcher seiner Bedienung Königl. schätzen und hand haben wollen.

7.

Weilen auch übrigens demselben bekandt seyn wird, was gestalt der König von Franckreich bis hero difficultet gemacht, Unss den Titul von Mayestet, gleich es dem Könige von Schweden geschiehet, zu geben, da Wir doch des Königs von Franckreich Lbd. jederzeit alle erdenckliche complaisance erzeiget, so hat derselbe sich dorten äusserst zu bemühen, dass dieses mit Unss auf gleichen Fuss wie mit Schweden reguliert werden möge, welches dan auch um so viel dienlicher seyn werde, als dadurch die bis hero zwischen Unss und der Crohn Franckreich interrompirt gewesene Correspondentz zu beeder Könige und Ihrer unterthanen Interesse wieder retabliret werden könnte. Uhrkundlich u. s. w.

3.

Der Reisepass*).

Omnibus et singulis praesentes literas inspecturis pro cujusque dignitatis ac status conditione notum testatumque fecimus: Cum Nobis visum fuerit, Nobilem Consiliarium et Secretarium nostrum Cancellariae grate fideliterque, Nobis dilectum Cristianum Wernicke negociorum nostrorum causâ in Galliam mittere, Nos Ipsum ad iter hoc eo tutius ac commodius conficiendum, commendatione et salvo conductu nostro Regio munire voluisse. Proinde praedictus Consiliarius et Secretarius Noster Cancellariae venerit.

4.

Die Leistung des Diensteides**).

Ihrer Königl. May. zu Dennemarck-Norwegen etc. bestallter Cantzeley Raht Ich Christian Wernicke

Verpflichte mich hiemit, dass ich der von Seiner Königl. May. mir

*) Geh. Registr. der Jahre 1708—9 S. 248 f.; im Register unter „Patente". Datirt: Kopenhagen den 22. October 1708.

**) GA Wernicke Almindelig Gesandskabs-Correspondence 1708—1724. Titel: Copie du serment d'obeissance et de fidelité fait au Roi le 16 oct. 1708.

jetzo oder künfftig gegebenen allergnädigsten Ordre oder Instruction gäntzlich allerunterthänigst nach leben, auch sothanen meines Erb-Königes undt dessen souverainen Erb-Königl. Hausses Interesse wissentlich nicht verschweigen oder vorsetzlich verabsäumen, weniger jemahlen hindern oder Sr. Maj. die allergeringste untreue oder hinterlist bezeigen will. Vielmehr undt gegentheils will Ich Sr. Königl. May. Interesse mit allem möglichsten Fleiss besorgen und treiben undt Höchstged. meines allergnädigsten Königes undt seines Souverainen Erb-Hauses agrandissement nebst Ihre May. rechten Sucessoren Erbfolge unverenderlich in derö Erb-souverainite zu perpetuiren mit äusserstem vermögen stetz suchen, auch meines Königes Schaden, soviel mir immer möglich ist, abwenden uud wehren. In allen fällen, es sei gegen freund oder feindt, wass für troublen auch aufkommen mögen, soll und will Ich meinem Erb-Könige undt seinem Königl. Erbhausse mit allem wass Ich kann und vermag, allerunterth. an die Handt gehen, auch Leib, guht und Bluht für Seine Königl. May. undt dessen Souveräines Erbhauss so willig als schüldig, sonderlich da es die Noht erfordert, wagen undt aufsetzen; ferner will Ich auch keinen einigen von Sr. Königl. May. unterthanen oder Bedienten mit vorsatz einiges unrecht thun, viel weniger aus Hass oder freundschafft oder umb einiges eigen Nutzes undt vortheils willen von dem wahren wege des rechtens wissentlich abweichen. Alles wass Sr. Königl. May. von mir zu beforderuug der gerechtigkeit undt dero Nutzen zu wissen begehren, will Ich aufrichtig undt redlich, wie mir es kundt isst, entdecken, hergegen von allem, wass Sr. Königl. May. verschwiegen haben wollen, will Ich keinem Menschen das allergeringste offenbahren. Am allerwenigsten aber soll und will Ich einer andern Herrschafft oder sonst einigem Menschen, ja auch nicht mein eigen Interesse jemahlen dem Interesse meines allergnädigsten Königes undt seines Königl. Erbhausses praeferiren, auch wieder die Puissance Höchstged. meines Königes, ingleichen wieder die gloire undt befestigung der Souverainité des Königl. Erbhausses weder selbst mit Raht und that etwas fürnehmen, noch dass es von andern fürgenommen werde, verstatten oder dulden, sondern mit allem vermögen verhüten undt hindern, auch solches sofort Ihrer Königl. May. allerunterthänigst zu erkennen zu geben, wan Ich solches vernehme. So will Ich auch in sonderheit nach meinem besten wissen allezeit alles dahin zu richten geflissen leben, dass die Liebe und treue der unterthanen gegen Ihre allergnädigste Königl. Herrschafft nicht nur beybehalten, sondern möglichst vergrössert werde. Ich verpflichte mich auch hiemit keine geschencke zum praejuditz der gerechtigkeit und Ihre May. Interesse zu erwiedern, alss auch dero unterthanen oder einigen dero Bedienten zum Nachtheil zu begehren oder anzunehmen, undt

dieses alles gelobe Ich für Gott ohne einiger mentalen reservation treu und unverbrüchlich Lebenslang zu halten. Solte aber dieser meiner allerunterthänigsten verpflichtung, es sey in einem oder mehreren vorhergehenden Stücken, dafür mich aber Gott in Gnaden behüte, Ich wissentlich undt vorsetzlich zu wieder handeln undt insonderheit wieder Sr. Königl. May. souveraines Interesse, Nutzen undt vortheil, es sey directé oder indirecté etwas selbst fürnehmen oder dass es von andern geschehen möge verstatten, ehe Ich meiner Dünste erlassen bin, oder durch den Todt das Zeitliche quitiret habe, so will Ich dass weder Gott mir in meinem Leben gnädig sey, noch meine Seele in meiner letzten Todes Stunde zu gnaden aufnehme, Es sey dann, dass Ich vorhero undt in Zeiten meinem Erb Könige und Herrn meine begangene treulosigkeit reuig zu erkennen gegeben, undt sowohl Gott im Himmel, alss auch meinem Könige auf Erden umb gnädige Vergebung meiner so schweren Sünde gebehten habe. Auch will ich den durch meine Contraventien verurhrsachten Schaden, soweit alss alles mein vermögen reichet zu erstatten schuldig undt verpflichtet auch dazu zufrieden seyn, dasz der general fiscal mich alsz einen ungetreuen meineidigen undt seiner zusage vegeszenen menschen, wofür jch aber durch gottlichen beystandt mit allem ernste mich zu hütten jeder Zeit gefliszen seyn will, auf ehre, haab und guter anklagen undt verfolgen möge.

Actum Coppenhagen d. 16. Octobr 1708.

Christian Wernike*).

5.

Wernickes Creditiv**).

Sa Majesté le Roy mon Maitre ayant nommé son Conseiller de Chancellerie et Secretaire de Legation le Sr. Christian Wernicke pour remplir le poste, que feu son Secretaire le Sr. Braem avoit à la Cour de Sa Majesté le Roy Très-Chrétien, je n'ay pas voulû le laisser partir sans l'accompagner de ces lignes pour assurer Votre Exellence de mes très humbles respects et pour La prier en meme tems de vouloir bien luy accorder un libre accés auprés d'Elle et de favoriser ses negotiations d'autant plus qu'il a ordre exprés de tacher, d'affermir l'amitié et la bonne intelligence, qui subsistent entre les deux Rois et comme je suis persuadé, que Votre Excellence est naturellement portée a y contribuer de son coté, je me flatte, qu'Elle secondera le dit Sr. Wernicke de son assistance dans les

*) Von „Actum“ bis „Wernicke“ eigenhändig.

**) In Form eines vom geheimen Rath Sehestedt an Marquis von Torcy gerichteten Schreibens. Datum: 22. October 1708. GH (1708—1709) pag. 243.

affaires qu'il aura a negotier par ordre du Roy. Je suis avec beaucoup de consideration.

6.

a. Die Verleihung des Justizrath-Titels (Original)*).

Friderich den Fierde etc.

Vor Bevaagenhed tilforn. Vi give Dig hermed allernaadigst tilkiende, at Vi foruden den dig allernaadigst anbetroede Charge, allernaadigst haver antaget og beskikket dig til at vaere tillige med Vores Jnstits Raad; thi skal Du fremdeles vaere Os som Din absolut og souverain Arve Konge og Herre, huld og tro, Vores og Vores Kongelig Arve Huses gavn og beste söge, vide og ramme, skade og fordert af yderste magt evne og formue hindre, forekomme og afvaerge. J saerdeeleshed skal du dig udi samme bestilling med störste flid og Vind skibelighed lade finde, udi allemaader rette og forholde dig efter den Instruction som Vores Höyeste Rat allernaadigst given er eller herefter givendes vorder, saaviit den dig vedkommer, og ellers hvis dig tid efter anden allernaadigst anbefales, troligen forrette, og dig derudi saavelsom udi alle andre maader saaledes skikke og forholde, som det en Aerkier Jnstits Raad og Kongelig tro tiener egner og vel anstaar og Du agter at ansvare og bekiendt väre, efter den Eed Du Os derpaa allerunderdanigst giort og aflagt haver. Derefter Du dig allerunderdanigst haver at rette. Befalendes dig Gud. Skrevet udi Vores Kongelig Residents Stad. Kiobenhafn den 11. Julii Anno 1713. Under vor Kongelig Haand og Signet

Friderich R.
Wibe.

b. Die Verleihung des Justizrath-Titels (Kanzlei-Zuschrift)**) Nomine des Hrn. Geheimen-Rahts Wiben. Wobei Ihm (Wernicke) eine Königl. Ordre anstatt einer Justiz-Rahts Bestallung zugesandt wird. Vor Strahlsundt, den 7. September 1715.

Monsieur. Pour marquer l'entiere Satisfaction que Sa M. Le Roy nôtre Maitre a de votre conduite, Il vous a, Monsieur,

*) GA: Wernicke, Almindelig Gesandskabs-Correspondence 1708—1724.

**) GH 1715, S. 406.

Wernicke richtete folgendes Dankschreiben an den König. (Relat. a. Frkch. 1715):

(Paris, 23. Septr. 1715.)

Sire!

J'ai reçu avec un profondement respect le 20. de ce mois le Brevet de Conseiller justice daté du 11. Juillet 1713, dont il a plu à V.

très-gracieusement accordé le titre de Conseiller de Justice antidaté d'une manière, que j'espère, Monsieur, que vous en serés satisfait. Je n'ai rien a ajouter aux expressions obligeantes que le Roy a dit sur notre sujet. Il suffit de servir le maitre, comme vous faites, et tout le monde sera content. Presentement il s'agit, Monsieur, que vous nous informiés un peu en détail de ce qui se passe ches vous. J'ai l'honneur d'être avec beaucoup de considération etc.

7.

Verleihung des Staatsrath-Titels.

Vi give dig hermed allernaadigst tibkende, at Vi foruden de dig allernaadigst anbetroede charger, allernaadigst haver antaget og beskicket dig til at vaere tillige med Vores Etats Raad, thi skal du fremdeles vaere. Os som din Absolut og Vores Kongelig Arvehuses gavn og beste söge vide og ramme skade og forderv af yderste magt evne og formue hindre vorekomme oy afvaerge J sördeleshed skal du troligen forrette hvis dig tid efter anden til Vores tienestes befordring Kunde anbefale og alles i det övrige dig saaledes skikke og forholde som det en Aerekier og oprigtig Etats Raad og Kongelig tro tiener egner og vel anstaar, efter den Eed du Os derpaa aller underdanigst giort og aflagt haver. Skrevet etc.

Koldenghuus den 26. Juli Ao. 1718*).

M. m'honorer d'une manière si marquée accompagné d'une lettre de S. E. Mons. le Conseiller privé de Wibe en date du 7. de ce mois me marquant encore plus particulièrement et en des termes les plus obligeans, combien mes foibles services avoient trouvé de grace devant V. M. et son entière satisfaction de ma conduite. Dans les transports de la joie que j'en ressens, je ne puis que me prosterner encore aux piés de V. M. pour lui en rendre mes très-humbles et très-respectueuses graces, la supliant d'être persuadée que comme ce Brevet me renouvelle la memoire de tous mes devoirs, j'emploierai avec la dernière attention tous les momens du reste de ma vie pour les remplir le plus amplement et le plus dignement qu'il me sera possible, priant Dieu du plus profond de mon coeur, qu'il conserve à l'Etat encore de longues et d'inombrables années un si grand Maitre et à V. M. ces dignes Ministres qui la servent avec tant de fidelité et de discernement.

*) Original: GA Wernicke, Ordres og Breve fra Cancelliet.

Wernicke richtete folgendes Dankschreiben an den König.

(Relat. a Frkrch. 1718):

Sire!

J'ai reçu le 9. avec une profonde veneration et en même tems avec des sentimens d'une vive et très-respectueuse reconnaissance le

Zusatz zu Nr. 7.

Das vorhergehende Schriftstück in französischer Uebersetzung*)

Fr. IV. etc.

Notre grace speciale devant toutes choses. Nous vous faisons sçavoir très-gracieusement que outre et par dessus le charges que Nous vous avons déja confiées Nous vous avons declaré et institué comme par ces presentes Nous vous declarons et instituons notre Conseiller d'Etat. En conformité dequoi vous continuerez à garder la fidelité et l'affection que vous Nous devez comme à Votre Roi, Souverain, et absolu Seigneur; vous chercherez, procurerez et avancerez notre interest et avantage de même que ceux de toute notre maison hereditaire et Souveraine; et vous empecherez, previendrez, et detournerez de tout votre pouvoir et autant qu'il est en vous, tout ce qui peut nuire ou porter le moindre prejudice.

---

très-gracieux rescript de V. M. du 26. du mois dernier accompagné d'un Brevet de Conseiller d'Etat dont dans l'abondance de Sa Grace Roiale il Lui a plu de m'honorer. J'apprens, Sire, avec une satisfaction infinie, que le tems ni l'absence joints au tumulte d'une longue et pénible guerre n'ont point diminué le panchant généreux, que Votre M. s'est sentie pour moi dès que j'ai eu le bonheur d'en être connu, panchant qui fait la gloire de ma vie et que de même que tous les honneurs et que toutes les graces qui Elle a versés sur moi cy-devant de Sa main bienfaisante, Elle m'a comble encore du seul et du pur mouvement de Son coeur Roial de cete dernière dignité, grande en elle même, mais inestimable par cete circonstance. Le serment que j'ai prêté à Votre M. ne sort pas un moment de ma memoire, mais je sens dans mon coeur quelque chose encore d'infiniment plus fort: 'Et s'il êtoit besoin que je versasse jusqu' à la dernière goute de mon sang pour le moindre avantage de Votre M., je le ferais avec ravissement, très-persuadé en mourant de le verser pour le plus humain, le plus reconnaissant et le plus digne Prince de la terre. Je redoublerai desormais, s'il est possible, de soin, de zele et d'attention pour tout ce qui peut contribuer à la satisfaction de Votre M. au bonheur et à la gloire de Son Regne; et je prie Dieu de toutes les puissances de mon ame qu' aprez un paix egalement avantageux et glorieuse il multiplie les heureux et les tranquilles jours de Votre M. de maniere, que le Regne de Frideric Quatre puisse être compté aux Siecles à-venir pour le plus long de même que pour le plus glorieux Regne dans les Annales de Dannemark. Je suis avec la plus grande veneration et le plus profond respect, Sire u. s. w.

Paris d. 12. August.

*) Original: GA Wernicke, Almindelig Gesandskab-correspondence 1708--1724. Die Uebersetzung ist von Wernicke selbst verfasst.

Vous executerez surtout fidelement tous les ordres que nous vous donnerons de tems en tems pour l'avancement de notre service, et au reste vous vous comporterez et conduirez comme il convient à un Conseiller d'Etat, jaloux de l'honneur de son rang et à un fidele serviteur de son Roi, le font en conformité du serment que vous nous avez preté. Et sur ce nous prions Dieu qu'il vous tienne en sa sainte garde. Donne à notre chateau de Coldingue le 26. Juillet 1718.

Sous notre main Roiale et signet

Friederich R.

Wibe.

8.

Die Zurückberufung*).

Wohledler Raht, Lieber getreuer.

Nachdem wir aus Deinen bishero abgestatteten allerunterthänigsten Relationen ersehen, dass es Dir wegen der Diminution

*) GH 1723, S. 227. 1) Die Ernennung eines Nachfolgers, des Kammerherrn Gottfried von Widderkopp, als „Envoyé extraordinaire" erfolgt am 18. December desselben Jahres. 2) Die Abberufung trifft Wernicke hart. Er berichtet darüber in zwei Schreiben an den König. Erstens in der Relation vom 18. October:

Sire, pendant que j'ebauchais ces minutes pour en faire ma très-humble relation d'aujourdhui, je reçeus hier le très-gracieux rescript de Votre Majesté du 5 de ce mois, par lequel Elle me mande: Qu'aiant remarqué par plusieurs de mes très-humbles relations qu'à cause des diminutions des especes et de plusieurs autres changements en cete cour, j'avois de la peine à y subsister, Elle l'avoit pris en Sa roiale consideration et par consequent jugé necessaire de me rappeller etc. etc. Je me suis tâté, je me suis examiné, je suis entré dans les plus secrets replis de mon coeur pour voir si je me trouvois coupable de quelque faute. Je n'y trouve qu'une constante et inebranlable fidelité et qu'un zele ardent et infatigable pour le service de Votre Majesté. Le Lui dirai-je, depuis quinze années que je suis en cete cour, je ne reçois jamais de très-gracieux rescript de Votre Majesté que je ne l'ouvre en tremblant, scachant par une longue et triste experience, que, lorsqu'on me veut porter quelque coup, on se sert du sacré nom et de la plume de Votre Majesté. Elle Se souviendra, s'il Lui plait, que lorsqu'Elle me fit partir pour France, Elle eut Elle-meme besoin de me rassurer contre les ennemis que j'avois et qu'Elle connoissoit. Un long espace de tems a effacé ce souvenir de la memoire de Votre Majesté et une eternelle deference pour mes superieurs de ma part, de grans egards meme pour mes egaux ont mis quelques-uns à couvert du reproche qu'on leur auroit pu faire de me vouloir nuire gratuitement: J'ai veu de grandes

der dortigen Müntze und sonsten am Königlichen französischen Hofe zu subsistiren schwer fällt, alss haben wir solches in aller-

---

fautes; j'ai gemi et je me suis teû. Une dame vient de Danemark en France munie des recommendations les plus plus respectables: Je la comble d'honneurs et de civilités et lui rende de services réels. Mais je me trouve obligé à lui faire des remonstrances sur sa langue effrenée, parlant en grande compagnie, pour se faire valoir de ce qu'il peut y avoir de plus secret à la cour de Votre Majesté et montrant de plus de lettres d'une Personne en autorité et entre autres une, où aprez avoir compté les lieues, qu'on etoit obligé de faire par semaine entre Copenhague et Friderichsbourg, on lui dit gracieusement, qu'il en falloit beaucoup moins pour avoir la satisfaction de la venir voir à Paris. J'ai cité ces mots pour qu'on voie que je ne parle pas en l'air. Peutetre est-ce auprez de la meme personne, dont j'ai defendu les interests que cete bonne dame me nuit le plus par ses faux raports, ce que je soubconne avec quelque fondement, par ce qu'elle a sceu mander icy, que j'etois rappellé, six semaines avant que j'en ai receu moi-même la notification. Sire, je n'ai ni parens ni amis à Copenhagne: Je n'y ai que Votre Majesté: Que ma longue absence ne La fasse pas oublier les bontés qu'Elle a eues pour moi. Quant à mon rappel qui s'est trouvé enfin veritable, ce que j'y trouve d'accablant pour moi, cest qu'il me paroit une vraie disgrace, puisqu'outre qu'il n'a pas plu à Votre Majesté, aprez tant d'années de fideles et de bons services, de m'assigner quelque petit poste, où je puisse achever en paix le peu de tems qui me reste à vivre, il semble qu'on me donne si peu de tems pour me preparer pour mon depart, qu'on veuille que je parte dans la rigeur de la saison qui approche et malgré la maladie qui m'accable. Votre Majesté aura appris que c'etoit une maniere d'apoplexie qui me tomba au mois de May dernier sur mon bras et ma jambe droits sans embarasser ma tête en aucune façon. Cela ne m'a pas empeché un moment d'agir. Et à ce sujet Elle Se souviendra que lorsque je croiois etre devenir inutile à Votre Majestè en ce pais-cy par la defens que le feu cardinal Dubois m'avoit fait faire de le voir pendant quelque tems sous pretexte d'un defi que j'aurois donné dans son appartement au pretendu envoié d'Holstein, je demandai aussi-tot mon rappel à Votre Majesté et cela avec ardeur et comme à genoux. J'aurai fait la meme chose à l'occasion de mon accident, s'il m'avoit le moins du monde empeché de m'acquitter de mon devoir. Tout le monde m'avoit dit, qu'il falloit aller aux eaux de Bourbon et qu'elles me gueriroient infailliblement en moins de quinze jours. Mais je n'ai pu m'y resoudre me regardant comme une sentinelle que Votre Majesté avoit posée icy. J'ai mieux aimé pour ne pas manquer à mon devoir de me servir des eaux de Passy qui est à la porte de Paris. Ma guerison vient lentement: Elle vient pourtant. Mais si pendant cet hiver j'etois obligé

gnädigster Consideration gezogen und dahero Dich von dannen zu rappelliren vor nöhtig gefunden, welches wir Dir dann hiemit

---

de me mettre en chemin, je n'arriverois jamais en vie en Dannemark. Si donc Votre Majesté persistoit dans mon rappel je La suplie très-humblement de vouloir bien le differer jusqu'au printems prochain d'autant plus que ce tems m'est necessaire pour disposer de mes affaires. Enfin, Sire, j'attens la confirmation de ma destinée de Sa roiale bouche. J'ai été quinze ans à me batir un petit edifice pour me mettre à couvert de la pluie et du mauvais tems. Un souffle de Votre Majesté peut tout ruiner et me mettre à l'aumone tout d'un coup: mais il ne previendra pas de beaucoup ma mort me trouvant dans mon année grande climacterique qui m'a deja eté fatale par plusieurs autres endroits.

Ferner heisst es in der Relation vom 25. October:

.... Au reste, Sire, je me rapporte à ce que j'ai eu l'honneur de mander à Votre Majesté par ma très-humble relation du 18 de ce mois etant en reponse de Son très-gracieux rescript du 5 du meme mois. Mon rapet ne me paroit dur que par ce que m'étant accoutumé pendant quinze années, et cela dans le declin de mon age à la maniere de vivre de ce pais-cy, je dois avoir pris mon plis et que mon transport danr un plus froid ne peut que m'etre fatal surtout par raport à mon mal, dont par la grace de dien je reviens, quoique lentement. Pendant mon sejour en France je n'ai pas cessé de rendre à Votre Majesté de bons et de grans services, je m'en tais par ce que je vois bien que la recapitulation seroit ordieuse et que d'ailleurs en le faisant je n'ai fait que mon devoir. Mais j'ai cru que dans les occasions et pressé par necessité je pouvois demander quelque grace à mon prince sans m'attirer du malheur, et cela d'autant plus, qu'on m'y avoit encouragé. Monsieur le conseiller privé d'Holstein se souviendra, s'il lui plait, et il s'en souviendra je m'assure avec plaisir, que lors que Votre Majesté m'avoit ordonné de faire en sorte, que la prestation de la garantie de la France pour tout le duché de Schleswig ne fut pas renvoiée jusqu' à la conclusion du congres de Brunswick, mais qu'elle Lui fut expediée immediatement aprez la conclusion de son traité de paix avec la Suede ce ministre l'avoit accompagné d'une lettre, par laquelle il me manda, que, si je pouvois rendre cet important service, je pouvois compter que je serois un des plus avant dans la faveur de Votre Majesté et que dans les occasions je pourrois Lui hardiment demander quelque grace. J'ai obtenu ce point, comme Votre Majesté le souhaitoit, et cela avec une addresse qui pensa m'attirer toute l'inimitié du cardinal. Des années se sont passées du depuis sans que j'aie rien demandé à Votre Majesté. Je Lui demande enfin quelque secours à l'occasion de quelques difficultés survenues, et peu s'en faut, que par les intrigues d'une indigne femme cete demande ne me coute tout mon repos. J'ai bien et fidelement servi Votre Majesté en cete

zu dem Ende allergnädigst haben anzeigen wollen, dass Du bei Zeiten Deine Sachen dergestalt einrichtest, damit Du, wenn derjenige [1]), welchen wir an Deiner Stelle wiederumb dorthin senden werden, daselbst angelangt sein wird und Du demselben die bei Dir vorhandenen unsere affaires angehende Briefschafften nach einer vorher darüber zu verfertigenden richtigen Specification überliefert haben wirst, Dich sogleich ermelten Hoffe geziemend beuhrlauben und anhero verfügen könnest, da Wir sodann vor Deine weitere Sustentation allergnädigst Sorge tragen werden. Wornach Du Dich zu achten; und Wir verbleiben Dir mit königlichen Gnaden gewogen u. s. w. .5. Oktober 1723 [2]).

Zusatz zu Nr. 8.

Dem französischen Hofe zeigt ein in lateinischer Sprache abgefasstes und an Ludwig XV. gerichtetes, offizielles Schreiben König Friedrichs (vom 25. Juli 1724) die Zurückberufung Wernickes an. Die Antwort Ludwigs lautet*):

Tres haut, tres excellent et tres puissant Prince notre tres cher et tres aimé bon frere et cousin.

Le sieur de Wernicke nous a remis la lettre que vous nous avez ecrite pour nous faire part de la resolution, que Vous avez prise de le rapeller pres de Vous, Nous n'avons pas voulu le laisser partir sans lui donner un temoignage de la satisfaction que nous avons eu de la conduite qu'il a tenuë pendant le sejour qu'il a fait a notre cour. Comme nous ne doutons pas qu'il ne Vous rende compte des sentimens que nous avons toujours eu pour Vous, Nous etc.

---

cour, je me sens en etat de continuer de meme, pourveu qu'il plait à Votre Majesté de fixer un peu mon etat et de m'exempter par là des allarmes continuelles qu'on me donne sur quelque changement. Eh, Sire, si l'on avoit à envoier un ministre en France, que ne donneroit on pas d'un homme, qui à quelques autres bons talents joigneroit une experience de quinze années de cete cour: Et que ferois-je de tout cela à Copenhague? J'aime Votre Majesté très-sincerement et sans interest. Je hais les cabales. J'ai un peu d'experience. Je parlerai et je m'attirerai mille ennemis. Mais si Votre Majesté a pris d'autres resolutions, je suis pret à me rendre et je lui jure de nouveau, que hors de Son service même je garderai à Votre Majesté une exacte fidelité.

*) Datirt vom 14. August 1724. Copie: GA Wernicke, correspondence efter Rappellen 1724. — Vgl. S. 196 Anm. 271.

II.

Wernickes Hinterlassenschaft.

Das Protokoll über Wernickes Nachlass*).

Anno 1725 den 5. September blev af Cancellie-Secretair Lesner forlanget Forsegling efter Etatsraad Christian Wernicke, som i Mons. Tyous Hus i Pilestraede ved Döden var afgangen samme Dag, hoorpaa sig og strax i hans Logement paa Hof Rettens Veyne indfand Justitsraad Christian Stöcken og jeg Paulli hvor vi fore fand Nicolas Sary og Vilhelm Christian Nachtigall begge den salig Mands Domestiquer; og disforuden Cancelliesecretair Lesner og Vaerten Mons. Tyon i hvis Overvaerelse og efter deres Anvisning blev foretaget som følger:

Sary indleverede en Specification paa den salig Mands Lin og Gangklaeder, hvorefter han vilde vaere ansvarlig dertil hvorpaa Sagerne saavidt deraf ikke var i tvett blev nedlegt i en Reisekoffert og samme Koffert forseglet.

Videre blev forefunden et Reisefoutteral til Brevskaber hvori blev lagt alle Brevskaber som med Rettens Middels og Cancelliraad Lesners Segl forseglet; og Fouteralet efter Begjaering leveret til Cancellieraad Lesner og Noeglerne tog jeg til mig.

J Guld blev forefunden 10 Ducater Species, hvoraf hans Kammertjener blev leveret 2 til Smaaudgifter, og Resten tog Justitsraad von Stoecken til sig.

Arvinger forsigredes ikke at vaere her i Byen, om der vaere nogle udenlands vidstes ikke.

Endnu blev forseglet en Vadsaek.

Videre vidstes ikke enten til Antagelse eller Forsegling at anvise og efter at Domestiquerne paa Tilspoersel det havde forklaret, afvigede Rettens Middel for denne Gang.

Anno 1725 den 8. September blev Rentekammeret tilskrevet og dette Doeds fals for Herrer Deputerede for Finanserne anmeldet, tillige begjort Efterretning hvormeget den salig Mand hos Hs Majestaet har tilgode men videre vide Nr. 2**).

Den 19. September indkam Nr. 3.

J denne Anledning blev Obersecretair v. Hagen tilskreven Nr. 4.

Derpaa blev Obersecretair v. Hagen saaledes tilskreven vide Nr. 5.

Anno 1725, 30. Oktober moede Skifteretten igien i Sterfboet hvor da i Mons. Toujons, Serays og Nachtigalls Overvaerelse

*) GA Kjoebenhavnske Skifteret.

**) Diese und die folgenden Verweisungen beziehen sich auf numerirte, dem Protokoll beigegebene Schreiben, welche verloren gegangen sind.

blev foretaget som foelger: först indfande sig Conrad Wernicke staaende udi Kongelig Tjeneste ved Drabant Garden, som berettede at vaere den salig Etatsraads Brodersoen og i denne Anledning formente at vaere til Arv berettiget, i fald her skulde blive noget at arve. Thi gjorde Skifteretten for ham bekjendt, at efter indhententet Efterretning fra Paris, samt hvad videre Gjaeld den salig Mand her i Byen skal vaere skyldig, befandtes Sterfboets Tilstand saaledes, at naar hans Gjaeld balanceredes imod hvad hans Sterfbo kunde have tilgode, saa blev han skyldig udi Paris 1050 Livres mere end der var Raad til at blive betalt. Hoorpaa bemeldte Conrad Wernicke erklaerede, at efter slig Omstaendighed forsagde han sig at befatte sig med Arvtagelse men declarerede at frasige sig baade Arv og Gjaeld, hoorpaa han sig og bortforfoeiede.

Derpaa blev i ovenmeldtes Overvaerelse den forseglede Koffert og Reise-Sakker aabnet for hvilken Seglene ubeskadigt forefandes og i Kofferten forefandes een Bog med Kaaberstykker som berettedes at den salig Mand havde destineret hans Kongelige Majestaet, saa tog Justitsraad von Stoecken samme Bog til sig for at levere den til Obersecretair v. Hagen paa det den kan vorde hans Kongelige Majestaet allerunderdanigst offereret.

Videre blev i samme Koffert og Vadsak befunden Toy registreret og af Andreas Schnider og Jomfru Jensen vurderet og befunden at bestaa i efterfolgende:

En gamel Kjole med Vest til og Buxer . .	16	—	—
En roed Kjole med Soelf Chamerering .	14	—	—
En katuns Slaaprock og een sort Vest .	2	—	—
En Damast Slaaprock	4	—	—
Noget Lintoy med videre andet Smaatoj af Sko, Stroemper og deslige . . .	4	—	—
En Kaarde	2	—	—
En Spanskror	—	2	—
Et Par Tornyre og 1 Hat	4	—	—
	46	2	—

Videre blev ikke forefunden, ejheller vidste vedkommende paa Tilspoergsel mere at anvise.

Efterdi nu fremlagdes Pastor Schreibers skriftlige attest hvilken tvende andre Vidner og tillige havde underskrevet, og hvormed bevistes, at den salig Etatsraad havde tilsagt hans Kammertjener Sarey hans efterladte Klaeder*) og samme befandtes ikke af stoerre

*) Am 20. Oktober gab Matthias Schreiber zu Protokoll, dass Wernicke auf dem Todtenbette, als man ihn fragte, wem seine Kleider zufallen sollten, in französischer Sprache geantwortet habe: „Wem anders als meinem Diener, der so viel Sorge um mich gehabt". Als Zeugen unterschreiben: Antoine Bonfils und Matthieu Toyon.

Vaerdi end antagnet er, saa fande Skifteretten for godt, at honorere den Salig Mands Disposition, og tillaegge det specificerede Gods bemeldte hans Tjener Sarey, hvorpaa det strax til hans Disposition overlades.

Siden denne Tid er os tilstillet Afregning og efter denne udbetalt *).

(Siehe Tabelle S. 252 u. 253.)

III.

Verpflegungskontrakt**) Wernickes mit dem Kopenhagener Garkoch Touyon und Toyon***).

Ce Mercredy premier d'aout 1725 Monsieur de Vernick Conseiller d'estat de Sa M. et cy devant Son Ministre a la Cour de France est convenu de payer cinquante ecus par mois argent courant au Sieur Touyon pour logement nourriture et celle de deux de ses gens à commencer du jour d'aujourdhuy aux conditions suivantes aux quelles le dit Toujon s'est engage et s'engage par la presente convention.

Premièrement Tujon s'engage de donner tous les jours pour le diner de Monsieur de Vernick un potage soit au Ris ou aux navets aux choux aux ecrivisses aux lentilles ou de quelque autre sorte plus un bouilli un ragout et un roti le tout le plus diversité et le mieux accomodé qu'il le pourra.

Plus au souper le dit Toujon donnera un petit potage ou des ecrivisses ou quelque autre petite bagatelle que Mr de Vernick souhaitera. Plus deux bouteilles de bon vin rouge par jour. Plus Monsieur de V. se reserve le droit d'avoir quelque fois une personne pour luy tenir compagnie a disner sans être obligé de payer rien d'extraordinaire pour cela si ce n'est le vin. Plus le dit toujon sera obligé de fournir des draps de lit blancs touts les quinze jours et du linge de table autant qu'il en sera necessaire.

---

*) Hier bricht das Protokoll ab.

**) Einige Sätze aus diesem Kontrakt teilt B. Olsen mit: „Intime Papirer og Promemorier fra Holbergs Dage" in „Nytaarsgave udgiven af Foreningen Fremtiden 1884 ved P. V. Grove". Siehe dazu: O. Nilsen, Kjobenhavn paa Holbergs Tid. Kulturhistoriske Billeder fra Begyndelsen af det 18. Aarhundrede. Kjöbenhavn 1884, S. 214 f. — Das Original befindet sich GA Kjöbenhavnske Skifteret.

***) Matthieu Touyon, ein französischer Koch, stand 14 Jahre bei dem dänischen General, Herzog von Württemberg, 4 Jahre bei dem geheimen Rath Wibe in Diensten und gründete später ein Speisehaus in Kopenhagen (Pilestraede).

Plus le dit Touyon s'engage a donner a disner et a souper aux deux domestiques de Monsieur de Vernick. Enfin le dit Touyon s'engage de servir et traitter Monsieur de Verneck d'une maniere dont il sera content a faute de que M. de V. sera en droit de rompre le marché sans achever le mois, en payant seulement les jours echeus, lequel droit il reserve aussi en cas que ses affaires ou le service du Roy l'appellassent ailleurs.

Zusatz

Salig Etatsraad

Jndtagt.	Danske Penge		
Forefunden i Sterfboet 10 Species Ducater à 2 Rdr. 4	26	4	-
Efter Rentekammerets Assignation paa Casserer Horst i Rensborg af hans Reisepenge Rest til ultimo October 1724 bekommet	730	4	—
Summen	756	4	—

Hannem kommer til gode i Paris.	Franske Penge ℔
Hos Mons. Polignac for Leye af Gaard, han der beboede	1850
Har efterladt sig et Bibliothek for hoilket skal vaere budden	300
	2150
Pr. Saldo bliver hau mere skyldig end hans Effekter tilstraekker	1050
Summen	3200

zu Nr. II.

Wernickes Sterfbo*).

Udgift.	Danske Penge		
Fragt af 730 Rdr. at transportere herover fra Rendsburg saavidt Sterfboet har befalt	2	—	14
Begravelsens foerste Omkostning	150	4	8
Siden betalt til Kirken for hans Liigs Bisaettelse i 20 Aar	43	—	—
For Liiget at transportere fra Lig Kammeret i ..... Begravelse	4	2	—
Endnu andre smaa Udgifter	5	2	—
Toujon efter Accord og Regning for Logement og Fortoering	75	5	8
Sarey efter Haandskrift	150	—	—
Folkeloen og Kostpenge	188	—	—
Doctor Laub for Opvartning	2	—	—
Barberen Faverge for lang Tids Opvartning	20	—	—
Chirurg Kryger for Opvartning efter Regning	10	—	—
	651	2	14
Pr. Saldo endnu i Behold	105	1	2
Summen	756	4	—

Derimod er endnu ingen af Skiftets Omkostninger og Salaer betalt.

Gield som han ejer bort i Paris.	Franske Penge ℔
Til Mons. Gitard for Leje af een Gaard	2300
Til Mons. Petit efter Haandskrift	600
Til Madame Petit efter Haandskrift	300
Summen	3200

*) GA Kjoebenhavnske Skifteret.

D. Jakob Bircherods

Trauergedicht

auf

Wernickes Tod.

Etatsraad Christian Wernicke forrige Danske Ministre ved det Franske Hoff, hans Umbra fra dend Tydske Kirke.

Af **Jac. Bircherod.**

Gud skee lov Jeg ind er kommen
Gud skee lov Jeg rörer mig,
Rart det er, Jeg hörer trommen,
Ont det er ar ligge liig.

Dagens lysz bör aeret vaere,
Men hvem skiönner derpaa raett.
Fengslet mand Folk best kand laere,
Hvad det er at savne det.

Jeg har tiid, kand bie lenge,
För jeg gaaer tilbage igien,
Folk endnu er oven senge,
Kunde Jeg kuns finde een Ven.

Men hvorfra skal hand vel tages
Jeg er föd i Polens Land,
Bröd i örken intet bages,
Her jeg kiender ingen mand.

Först Jeg vil gaae op til Hove,
Der Jeg mueligt Veyen veed,
Men tör Jeg det eene vove,
Troeligt Jeg faaer ond Beskeed.

Allons Jeg gaaer, hvad er det meere,
Jeg har gaaet för saa viit,
Vil der ingen mig parere,
Hiem Jeg gaaer, saa gaaes der tiit.

Men hvordan? Er Kongen borte,
Friderich Jeg tiente för,
Hand vel ey ved dödeus porte
Lukket har sit lives dör.

Jo, her intet er at giöre,
Jeg er gandske ubekiendt.
Men det glaeder mig at höre
At om Bladet end er vendt.

Kongens sön sin Fader ligner
J det gode hos ham var,
Og at Gud det Land velsigner,
Som hand för velsignet har.

Kongens höje Dyder kiendes,
Kongens Nafn skal aldrig döe
För dend heele Verden vendes
Nova Zembla*) för skal töe.

Bedre frem blev meget talet
Om een Rosenkrantz een Mand,
Hvis meriter blev afmalet,
Som det vi ey male kand.

Dette siunis sagt for ringe
Om dend ypperlige Mand,
Men vi seer jo Helte springe
Dagligdags ned i vort Land.

Laerde Holger der jo findes
Af dend samme Slaegt og Oett
Mangen anden, som ey mindes
Dog hvis Nafn er ey forgiaett.

Meget taltes og om Neve**)
Ham jeg för har ikke kiendt,
Hvermand önskte gid hand leve
Til vi Livet og har endt.

*) J. e. Nowaja Semlja.

**) Ein hoher dänischer Canzleibeamter.

Hoffet er det som mig rörer,
Resten er indifferent,
Dog mig glaeder at jeg hörer
At her og i denne Kant

Findes Folk, hvis store Dyder,
Laerdom, Tapperhed, Forstand,
Landet vores noksom pryder,
Og gör kiendt dend danske Mand.

Men hvordan jeg lidet sandser,
Husker ikke, hvad blev sagt,
Hovedet löber om og danser
Som det var paa Pinde lagt.

Lövenörn Landets Aere
Naefnet blev hver Oejeblich,
Gram*), de unge som skal laere
Aere nok af hver Mand fik.

Men hvor kand jeg her udsiige
Aldt det som mig der blev sagt.
Jeg skal hiem, jeg maae vel viige
Tiiden er mig forrelagt.

Een jeg dog blandt andre fleere
Gierne vilde tale med,
Bircherod Mon Secretaire
Har hand her da ingen Staed.

Hand fuld höit var fordum skrevet
J min Bog, og tiente mig,
Nu jeg troer hand glemt er bleven,
Og i Armod finder sig.

Ney mig svares, men hvem finder
Det hos ham du tenkte för,
Faae meriter giörer hinder,
At mand ingen Lykke giör.

Lad ham nöjes, Helbred fattes
Vanhaeld ikke eene gaar.
Hand er ung, men daglig lattes**),
Hand jeg spaaer, ey bedre faaer.

*) d. h. unter denen, welche nicht zum Hofe gehören.

**) „Lattes“ giebt keinen Sinn. Ich vermute hier einen Schreibfehler des Verfassers, der jedenfalls „mattes“ setzen wollte. In diesem Falle lautet der Vers deutsch: „Er ist jung, aber täglich nehmen seine Kräfte ab“.

Nok det er, og nok det bliver,
Maae hand kuns beholde det,
Som der ingen fra ham river,
Og ham aldtiid ep'örer maett.

Jeg vil meene Sindet roeligt,
Lidet Ansvar, lidt Fortraed,
Mangen Herre meget troeligt
Var tilfreds der gierne med.

Har hand intet, intet mistes,
Hand lever i sit Nazareth.
Usaedvanligt intet fristes,
Sindet par hand derfor laett.

Tretten Aars bestandig Smerte
Giör hand frygter ey derfor,
Dödens Tanke i hans Hierte
Aldrig giör ham mindste Skaar.

Hand ey tragter efter Aere,
Riigdom veed hand intet af.
Det hand er, maae hand det vaere,
Ey saa gaar han vel til Grav.

Hvorfra skulle haud formoede
Riigdom, Hoihed, Caracteer,
Selo hand veed jo hvor hand groede,
Er hand siden bleven meer.

Mangen een udaf hans Liige
Meente sig paa Lykkens Top,
Kunde hand kuns lidet stiige
Og sa höit, som hand, maae op.

Aldt det os fornöjet giörer,
Er vi lidet nedrigt seer,
Giör vi det, os intet rörer
Af det andet som deer skeer.

Hand med sit er vel fornöjet,
Eene fattes lidet Lön
Resten alt har Gud vel föjet
For hans Faders yngste Sön.

Men hand veed hand ey bör vente
Pa sin Formands hastig Död,
Ont det er sit Bröd at hente
Ved det som giör Enkens Nöd.

Een skal viise mand kan leve
Uden Middeler, Lykke, Bröd
Uden Lön at kunde haeve,
Uden dog at vaere i Nöd.

Lad ham vaere dend vi söger
Gierne hand maae have sit,
Det hans Aere dog föröger
Om det end kuns faeder litt.

Hand sig Kiender, Kongen takker
Fordet som hand bleven er,
Men vi aldt for lenge snakker
Tenk selv paae din Reisefaer.

Naar da ingen meer vil tale,
Maae jeg vel gaae hiem igien,
Döde Folk kand her ey prale,
Döde finder ingen Ven.

Jeg har kiendt saa mangen Herre,
Som nu borte er og död,
Aldrig her hand fandt diszvaerre,
Dend ham hialp i störste Nöd.

Eet til sidst jeg raade vilde
Dem, som nok i Live er,
At der ingen Tiiden spilde,
At der ingen giör sig fier.

Döden giör os alle liige,
Smukt det var, at see hos os,
At naar Folk til os nedstiige
Da een Prindz og een Madsfoss.

Begge liige höit er skreven,
Begge samme Aere har.
Begge er til Jord kuns bleven,
Begge baaret er paa Bar.

Nyelig kom een Verdens Herre
Tilat ligge hos een Nar.
Hand blev vraed, ham vilde laere
Hvem hand her i Live var.

Narren sparet, Vil du ikke
Blive, boor du kommen er,
Ey saa gak med dine at drikke
Jeg for mig vil blive her.

Du paa Mödding din er kommen,
Jeg paa min og liigesaa,
Begge har vi nikts i Lommen,
Begge kand vi intet faae.

Lad os derfor Venner vaere
Leve roelig i vor Stand.
Lad os ey paa Traette taere
Tiden i eet roeligt Land.

Fred blev stutted, aldrig hoeres
Nu om Traette mellem dem.
Deres Sager aldtiid föres
Nu i Stillhed liige frem.

Som sagt hos os der roeligt leves
Consumption, Accise, Told,
Skatt og Paabud aldrig kraeves,
Jngen vaederfares Vold.

Jngen Rangforordning kiendes,
Jngen Svagked i vor Land
Aldting her med Livet endes,
Sligt hos os rör ingen Mand.

Men hvad vil jeg derom tale,
Hvem af jer har Skiönsomhed
Her vil Hvermand heller prale,
Om hand og kuns ilde leed.

J som haver vildet svare,
Tak for det J sagde mig,
Tiiden er jeg hiem skal fare,
For igien at ligge Liig.

Eet til sidst Jeg dog skal siige.
Gut velsigne dette Land.
Gud dets Velstand lade stiige,
Det saa höit som stiiges kand.

Kongen leve sildig blive
Saa lyksalig som jeg er.
Gud ham her sit Gode give,
Og ham sildig krone der.

Gud hand tien og tvende Riiger,
Nok hand har at giöre her,
Men dend som til os nedstiiger,
Bliver strax kuns doven der.

Gamle Folk der finder Liise
For dem er det mageligt
Meest de vores Land kan priise
Ellers er det vanskeligt.

Dog der findes gamle Daarer,
Som fuld nödig gaaer dend Vey,
Dödens Tanke Hiertet saarer,
Aldtiid gierne svares ney.

Men hoad er det, tall jeg eene,
Er jeg taablig, hiem jeg gaaer.
Hvad mon Wernich vilde meene,
Om hand saae jeg saadan staaer.

Hiem jeg gaaer, mit Liig mig savner
Jeg mig laegger i min Grav.
Her jeg jo slet ingen gavner,
Herfra har jeg takket af.